Vollständiger Unterricht

in der

deutschen Sprache,

wissenschaftlich begründet, unterrichtlich dargestelt und mit dazu gehörigen Uebungen versehen

von

Dr. Wilhelm Harnisch.

Vierter Theil.

Aufsatzlehre.

Breslau 1818,

bei Graſs, Barth und Kompagnie,

und

Leipzig, bei Ambroſius Barth.

(36)

Die Aufsatzlehre

der

deutschen Sprache,

wissenschaftlich begründet

von

Dr. Wilhelm Harnisch.

Breslau 1818,
bei Grafs, Barth und Kompagnie,
und
Leipzig, bei Ambrosius Barth.

Bemerkung.

Die Ausführung dieses Sprachunterrichts in Volksschulen findet man in der „zweiten faslichen Anweisung zum vollständigen ersten deutschen Sprachunterricht" (14 Gr.) und in dem „zweiten Sprachbuch, oder Uebungen im Lesen und Reden, Schreiben und Aufschreiben, Begreifen und Urtheilen" (10 Gr.) von demselben Verfasser, in derselben Verlagshandlung zu haben.

Unſere Sprache.

An der Höhe, wo der Quell der Barden in das
Thal
Sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt,
Stürzet, da erblikt' ich, zeug' es, Hein!
Die Göttin. Sie kam zu dem Sterblichen herab.

Und mit Hoheit in der Miene ſtand ſie, und
ich ſah
Die Geiſter um ſie her, die den Liedern entlokt
Täuſchen, ihr Gebild. Die Wurdi's Dolch
Unſchuldige traf, die begleiteten ſie fern,

Wie in Dämrung; und die Skulda's mächtigerer Stab
Errettete, die schwebten umher in Triumf,
Schimmernd, um die Göttin, hatten stolz
Mit Laube der Eiche die Schläfe sich bekränzt.

Den Gedanken, die Empfindung, treffend, und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen; das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin; dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.

O Begeisterung! Sie erhebt sich, feurigen Blikk's
Ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Glut,
Ströme! Denn du schonest deß umsonst,
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht.

Wie sie herschwebt an des Quell's Fall!
Mächtiges Getön,
Wie Rauschen in den Nächten des Walds, ist
ihr Schwung.
Draußen im Gefilde braust der Sturm.
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem
Wald.

Wie sie schwebet an der Quelle! Sanfteres
Getön,
Wie Wehen in dem tieferen Wald, ist ihr
Schwung.
Draußen im Gefilde braust der Sturm.
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

Die der Fremdling nicht entweihte (Teutonien
erlag
Nur Siegen, unerobert!) o freiere, dich
Wagte der Geschrekten Fessel nicht
Zu fesseln! Die Adler entflogen, und du bliebst,

— x —

Die du warest! An dem Rhodan klirret sie
noch laut,
Die Kette des Eroberers, laut am Ibeer.
Allso, o Brittanne, schalt dir noch
Der Angel und Sachse mit herschendem Geklirr.

So bezwang nicht an des Reins Strom Ro-
mulus Geschlecht.
Entscheidungen, Vergeltungen sprachen wir aus,
Rache, mit des Deutschen Schwert, und
Wort.
Die Kette verstumte mit Varus in dem Blut.

Die dich damals mit erhielten, Sprache, da
im Forst
Der Weser der Eroberer Kette versank,
Schweigend in der Legionen Blut
Versank, sie umhüllt die Vergessenheit mit
Nacht.

Ah, die Geister der Gesänge, welche sie zur
Schlacht
Ertöneten dem zürnenden Vaterlandsheer,
Folgen mit der Todeswunde dir!
Ha, Norne, dein Dolch, wirst auch diesen, der
sie klagt,

Die Vertilgten, du vertilgen? Geister des
Gesangs!
Ihr Schatten, ich beschwör' euch, ihr Sänger,
o, lehrt,
Führet mich den steilen kühnen Gang
Des Heines, die Bahn der Unsterblichkeit hinauf!

Die Vergessenheit umhüllt, o Ossian, auch
dich,
Dich huben sie hervor, und du stehest nun da,
Gleichest dich dem Griechen, trotzest ihm,
Und fragst, ob wie du er entflamme den Gesang?

Voll Gedanken auf der Stirne, höret ihn
Apoll,
Und spricht nicht. Und, gelehnt auf die Harfe
Walhall's,
Stelt sich vor Apollo Bragur hin,
Und lächelt, und schweiget, und zürnet nicht mit
ihm.

Klopstock.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Vom Aufsatz im Allgemeinen.

§. 1. Verhältnifs der Aufsatzlehre zur Laut-, Wort und Satzlehre. . . . . S. 1
§. 2. Begriff des Aufsatzes. . . . . S. 6
§. 3. Das Gebiet der Aufsatzlehre. . . . S. 10

Zweiter Abschnitt.

Vom Wesen des Aufsatzes.

Erster Absatz.

Wahrheit.

§. 4. Menschliches Wesen überhaupt. . . S. 13
§. 5. Sprache als Darstellung des innern menschlichen Lebens. . . . . — 25
§. 6. Die nothwendige Darstellung als Gesetz für die freie Darstellung. . . . . — 32
§. 7. Darstellung des Denkens überhaupt. . — 36
§. 8. Darstellung der Begriffe. . . . . — 46
§. 9. Darstellung der Urtheile. . . . . — 62
§. 10. Darstellung der Schlüsse. . . . . — 72

§. 11. Darstellung der Gefühle. . . . S. 80
§. 12. Die Einbildungskraft und die Begeisterung bei der Darstellung. . . . — 87
§. 13. Haupteigenschaften der wahren Darstellung. — 93

Zweiter Absatz.
Richtigkeit.

§. 14. Wort und Sache. . . . . S. 108
§. 15. Sprache als richtiges Darstellungsmittel überhaupt. . . . . — 113
§. 16. Sprachrichtigkeit überhaupt. . . — 125
§. 17. Die Lautrichtigkeit. . . . . — 127
§. 18. Die Wortrichtigkeit, und zwar über undeutsche Wörter. . . . . — 134
§. 19. Die Wortrichtigkeit, und zwar über landschaftliche Wörter. . . . — 142
§. 20. Die Wortrichtigkeit, und zwar über veraltete und neugebildete Wörter. . — 147
§. 21. Die Satzrichtigkeit. . . . . — 164
§. 22. Die Aufsatzrichtigkeit. . . . . — 168

Dritter Absatz.
Schönheit.

§. 23. Schönheit des Aufsatzes überhaupt. S. 170

Erste Abtheilung.
Ton und Takt.

§. 24. Wortklang. . . . . S. 173
§. 25. Satzklang. . . . . — 182

Zweite Abtheilung.
Stoff und Form.

§. 26. Mannigfaltigkeit und Einheit. . S. 187
§. 27. Eigenthümlichkeit und Neuheit. . — 193
§. 28. Angemessenheit und Würde. . . — 195

Dritte Abtheilung.
Farben- und Lichtvertheilung.

§. 29. Betrachtung über Farben- und Lichtvertheilung im Allgemeinen. . . S. 200
§. 30. Ausführungen. . . . . — 204
§. 31. Anführungen. . . . . — 210
§. 32. Bildliche Vorstellungen. . . . — 216
§. 33. Bildliche Darstellungen. . . . — 226
§. 34. Bildliche Darstellungsformen. . . — 232

Dritter Abschnitt.
Von den verschiedenen Aufsatzarten.

§. 35. Eintheilung der Aufsätze. . . . S. 238

Erster Absatz.
Aufsätze des Lebens

§. 36. Das Wesen dieser Aufsätze. . . S. 244
§. 37. Eintheilung dieser Aufsätze. . . — 250
§. 38. Haupteigenschaften der verschiednen Aufsätze des Lebens. . . . . — 253
§. 39. Einseitige mündliche Mittheilungen für die Gegenwart. . . . . — 258
§. 40. Einseitige schriftliche Mittheilungen für die Gegenwart. . . . . — 263
§. 41. Einseitige Mittheilungen für die Zukunft. . . . . — 269
§. 42. Wechselseitige Mittheilungen für die Gegenwart. . . . . — 271
§. 43. Wechselseitige Mittheilungen für die Zukunft. . . . . — 274
§. 44. Nachträgliches Wort über den sogenanten Geschäftsstil. . . . . — 275

Zweiter Absatz.
Aufsätze der Wissenschaft.

§. 45. Das Wesen dieser Aufsätze. . . S. 279
§. 46. Eintheilung derselben. . . . . — 281
§. 47. Beschreibungen. . . . . — 285
§. 48. Erzählungen. . . . . — 288
§. 49. Strengwissenschaftliche Darstellungen. — 290
§. 50. Gefühlvolle wissenschaftl. Darstellungen. — 292
§. 51. Uebergang zur feierlichen Rede und zum Kunstgespräch. . . . . — 293
§. 52. Das Kunstgespräch. . . . . — 294
§. 53. Die Kunstrede. . . . . — 297
§. 54. Vermischte wissenschaftl. Darstellungen. — 306

Dritter Absatz.
Darstellungen der Kunst.

§. 55. Das Wesen dieser Darstellungen. . S. 307
§. 56. Eintheilung derselben. . . . . — 310
§. 57. Schildernde Gedichte. . . . . — 313
§. 58. Geschichtliche Dichtungen. . . . — 315
§. 59. Das Lehrgedicht. . . . . — 316
§. 60. Das Hochgedicht. . . . . — 316
§. 61. Das Schauspiel. . . . . — 317

Vierter Abschnitt.
Die Aufsatzkunst.

§. 62. Einleitung und Eintheilung. . . S. 319
§. 63. Die Auslegekunst. . . . . — 321
§. 64. Die Darstellungskunst. . . . — 324
§. 65. Die Vortragskunst. . . . . — 326

Aufsatzlehre.

Erster Abschnitt.

Vom Aufsatz im Allgemeinen.

§. 1.

Verhältniss der Aufsatzlehre, zur Laut-, Wort- und Satzlehre.

Die Aufsatzlehre wird in der Regel der Sprachlehre entgegengesetzt, so dass der Sprachunterricht 2 Theile enthält, nämlich die Sprachlehre (Grammatik) und die Aufsatzlehre, oder die Lehre vom Stil (Rhetorik.) Diese Entgegensetzung beider scheint auch Vieles für sich zu haben. Die eigentliche Sprachlehre ist die Begründung der Sprache — die Grundlehre (Elementarlehre) der Sprache, und die Lehre vom Stil ist die Ausführung der Sprachlehre — die Folgelehre der Sprache. Oder nach einer ähnlichen Ansicht ist der erste Theil des Sprachunterrichts die eigent-

liche (reine) *) Sprachlehre, und der zweite Theil die angewandte Sprachlehre. Allein untersucht man die Sache näher, so ist die Sprachlehre, sobald sie nicht bloß von wissenschaftlichen Grundsätzen ausgeht, sondern mit einer bestimten Sprache sich beschäftigt, stets eine angewandte Sprachlehre; die der allgemeinen wissenschaftlichen Sprachlehre, der eigentlichen Sprachwissenschaftslehre, entgegen steht. Man kam auf diese Unterscheidung wohl deshalb, weil man Laut-, Wort- und Satzlehre bloß förmlich und nicht gegenständlich behandelte, nie recht bei ihnen auf das Innere selbst ging, sondern mit den äußern Bildungs- und Formungsweisen sich begnügte. Etwas besser wäre der Gegensatz: Sprachlehre und Darstell-Lehre, obgleich auch hier immer wieder der Einwurf gilt, daß auch die eigentliche Sprachlehre darstelt. Dasselbe gilt von dem Gegensatz: Sprachlehre und Aufsatzlehre. Am schiklichsten ist noch die Eintheilung in die Lehre von den Sprachstoffen und in die von dem Sprachgebäude, oder in die Lehre von den Sprachtheilen und in die von dem Sprachganzen, oder in die von den Redetheilen und in die von der Rede (Redelehre.) Der Ausdrukk: die Lehre vom Stil, oder von der Schreibart, ist der gewöhnlichste, und gründet sich auf dieselbe Entgegensetzung. Aber diese Entgegensetzung ist über-

---

*) Anmerk. Der Ausdrukk rein ist hier, wie in vielen ähnlichen Fällen, sehr schlecht. Soll es dem Beschmutzt oder dem, worin etwas ist, entgegenstehen? — Oft sind die reinen Lehren nichtig, hohl und leer.

haupt nicht gut und leitet leicht irre. Die Aufsatzlehre ist nicht nebengeordnet der Laut-, Wort- und Satzlehre zusammen, oder der eigentlichen Sprachlehre, sondern sie ist nebengeordnet jedem einzelnen dieser Theile, so daſs die Sprachlehre vier untergeordnete Theile hat, die sich alle vier nebengeordnet sind, nämlich Lautlehre, Wortlehre, Satzlehre und Aufsatzlehre. Diese vier Lehren bilden eine stuffenweise Denksteigerung. Die Lautlehre hat es mit Empfindungen, Anschauungen und Vorstellungen zu thun, die Wortlehre mit Begriffen, die Satzlehre mit der Darstellung einzelner Gedanken- und Gefühlsreihen, und die Aufsatzlehre mit ganzen Gedankenwerken, mit Darstellungen von ganzen Gedankenwelten. Vergleichen wir die 4 Theile der Sprachlehre mit einem Bau, so enthält der erste Theil die Wahl des Baustoffes, der zweite die Zubereitung desselben, der dritte die Verbindung und Zusammenfügung zu einzelnen Gebinden, und der vierte Theil die Aufstellung und Errichtung des ganzen Gebäudes. Eine andere Anordnung, die wir zwar nicht anderswo gefunden haben, worauf aber Jemand leicht verfallen könte, da sie Manches für sich hat, ist folgende:

Sprachlehre.

I. Die Lehre von den Stoffen.	II. Die Lehre von der Verbindung.
1) Lautlehre.	1) Satzlehre.
2) Wortlehre.	2) Aufsatzlehre.

Diese Eintheilung gewährt eine leichte Uebersicht, ist denkrichtig und nur deshalb nicht von uns gewählt worden, da man glauben möchte, dass die Kluft zwischen Wortlehre und Satzlehre größer wäre, als die zwischen Lautlehre und Wortlehre, oder die zwischen Satzlehre und Aufsatzlehre, was doch nicht ist. Im Gegentheil müssen frühere Sprachforscher die Kluft zwischen Wortlehre und Satzlehre für geringer gehalten haben, als die zwischen Satzlehre und Aufsatzlehre, da sie erste beide verbinden, letzte beide aber trennen.

Unser ganzes Werk hätten wir nach den Grundsätzen unserer Eintheilung überschreiben können: Deutsche Sprachlehre. Nicht aber zu gedenken, dass dieser Titel einmal gewöhnlich ist für die drei ersten oder nur vorzüglich für den zweiten Theil unserer deutschen Sprachlehre; war dennoch dieser Titel nicht vollständig. Denn uns ist es nicht bloß um die Sprachlehre zu thun, sondern auch um die Sprachkunst, nicht bloß um die gegenständige (objektive) Sprachdarstellung, sondern eigentlich noch mehr um die selbständige (subjektive.) *) Jeder der vier Theile hat es nicht allein mit der Sprachlehre, sondern auch mit der Sprachkunst zu thun; und wir hätten demnach auch jeden Theil in die zwei Untertheile, Lehre und Kunst, zerspalten können. Da

---

*) Anmerk. Dass außerdem noch der Ausdrukk deutsche Sprachlehre, statt Lehre der deutschen Sprache, falsch gebildet ist, daran erinnern wir bloß. Er ist auf eine ähnliche Art gebildet wie der: Blasender Instrumentenmacher, den man in Berlin an einem Hause findet.

aber beide in so vielen, ja eigentlich in allen Einzelnheiten zusammentreffen, und die faslichen Anweisungen die Sprachkunst noch ganz besonders zum Gegenstande haben, so ist dieser Unterschied in keinem Theile ganz scharf gemacht worden, obgleich er dem spähenden Beobachter nicht entgehen wird. Hier und da haben wir auch die Sprachkunde (geschichtliche Bemerkungen über Sprache) berührt, und hätten deshalb zu Noth auch das Ganze die deutsche Sprachwissenschaft nennen können; aber eigentlich enthält es doch nur Beiträge zur Sprachwissenschaft.

Das Wort Satz, obgleich ursprünglich der Schrift entlehnt, wird jetzt allgemein für die Darstellung der Urtheile und Schlüsse gebraucht, die Darstellung mag schriftlich oder mündlich sein, und so nehmen wir das Wort Aufsatz ebenfals in derselben Ausdehnung. Das ist ja auch nichts Neues; denn die allbekanten Wörter Stil und Schreibart sind viel mehr auf die Schrift eingeschränkt, als das Wort Aufsatz, das nach der Aehnlichkeit mit Satz sehr gut sich auf mündliche Darstellungen ausdehnen läst. Man sagt ja: „Ich habe mir die Sache so schon ungefähr im Kopf aufgesetzt.“ Das Wort Aufsetzen heißt zusammensetzen zu einem geordneten Ganzen, und diese Zusammensetzung kann sowohl auf dem Papier, als im Kopfe geschehen. Es gibt Leute, von denen man mit Recht sagen kann, sie schreiben ihre Aufsätze, das, was sie im Kopf aufgesetzt, zusammen und zurecht gesetzt haben, auf dem Papier nieder. Auch ist es nicht unrecht, dass gerade der dritte und vierte Theil der Sprachlehre ihren Namen der Schrift entlehnen, da gerade diese Theile ihre eigentliche Ausbildung der Schrift verdanken.

§. 2.
Begriff des Aufsatzes.

Die Lehre vom Aufsatz ist der Sprachthron, das Heiligthum derselben, dessen Eingänge und Stuffen die Laut=, Wort= und Satzlehre sind. Die Aufsatz=lehre führt zu dem vollen Leben der Sprache, zu dem Leben der Sprache in Thaten und in der Schöpfung, in der Rede und in der Dichtung, im Denken und Fühlen. Sie läst uns deshalb schauen unser Inner=stes, Volksthümlichkeit, Menschheit und Gotheit. Im Aufsatz sind Sätze, Worte und Laute geeint zu einem gemeinsamen, einigem, innigem Werke, sind Anschauungen, Gefühle, Begriffe und Urtheile in ein=ander gefügt zu einer bestimten, in sich geschlossenen Lebensäußerung. — Der Aufsatz, so wie wir ihn nehmen, in der weitesten Bedeutung, ist also eine be=stimte Darstellung oder Darlegung eines bestimten Lebens. Das Leben stelt sich dar in der Schöpfung und in dem götlichen Walten über dieselbe. Der Mensch stelt das Leben dar in Thaten, indem er den Stoff seinem Willen unterwirft, er stelt es dar in Kunstgebilden, schaft sie in Farbe oder in Marmor und Erz; aber von allen Darstellungen, deren der Mensch sich bedient, um sein Leben zu entäußern, ist keine sinniger und sinnreicher, keine umfassender und faslicher, als die Darstellung durch erschütterte Luft. Diese Darstellung ist so nothwendig, dass gewisse Bil=dungsstuffen ohne sie undenkbar sind. Sie strekt zwei Zweige aus, je nachdem sie Gefühle oder Gedanken als Gefühle darstelt, oder Gefühle und Gedanken als Denken. Von letzter Darstellung, von der Sprachdarstellung, ist hier nur die Rede. Das Reich der Gedanken ist eigentlich das Reich der Sprache,

das der Gefühle gehört dem Gesange an; beide Schwestern sind aber keineswegs so scharf getrent. Die Sprache reicht dem Gesange Gedanken, der Gesang reicht der Sprache Takt und Weise, und da die menschlichen Kräfte überhaupt nicht streng in ihrer Würksamkeit geschieden werden können, so ist es sehr wahr, dass eine Sprache unvollkommen ist, wenn sie nicht die Gefühlswelt mit darstelt, und ein Gesang unvollkommen, wenn er nicht das Denken mit entäußert. Ich erinnere an das Grölen. Der Aufsatz stelt demnach dar eine bestimte Gedankenwelt als solche; wir sagen eine Welt, um das Geordnete, das in sich Bestimte, das fest Bestimte und Umgränzte, das geschlossene Ganze damit anzudeuten. Ob diese Darstellung eine mündliche ist oder eine schriftliche, eine hörbare oder eine sichtbare, eine unmittelbare oder eine mittelbare, das ist an und für sich ganz gleichgültig. So wenig wie die Lautlehre bloß den Laut als die Entäußerung betrachten konte, sondern auch hinsehen muste auf die entäußerten Empfindungen und Anschauungen, so wenig das Wort ohne den Begriff, der Satz ohne das Urtheil betrachtet wurde, eben so wenig kann die Aufsatzlehre sich bloß mit der Entäußerung, oder mit dem Entäußerten beschäftigen, sondern sie muss das Denken und das durch das Denken dargestelte innere Wesen des ganzen Menschen näher untersuchen. Ohne diese Untersuchungen würde die Aufsatzlehre gehaltlos und hohl sein, an leeren Formen nagen und die Schaale ohne den Kern betrachten. Nur aus dem Innern erklärt sich das Aeußere, das ja nur der Abglanz und der Ausspruch des Innern ist. Alle Aufsatzlehren, die hierauf nicht eingehen, stehen würklich trokken und dürr da, Regeln jagen darin die Regeln, und was Kunst sein solte, wird Verkünstelung.

Nur durch Erspähung des innern menschlichen Wesens und der in diesem Wesen selbst liegenden Regeln der nothwendigen und unwillkührlichen Entäußerungen können die Gesetze der willkührlichen und freien Entäußerung gefunden werden; denn die Kunst muss sich überall an die Schöpfung, die Freiheit überall an die Nothwendigkeit anschließen, sonst wird die Kunst Künstelei und die Freiheit müßige Spielerei. Nur aus dem Leben wird das Leben und nicht aus dem Worte gewonnen. Das Wort ist überall todt, als solches, nur der Geist macht es lebendig, und wer des Geistes Herr ist, der ist auch des Wortes Meister. Leere Worte mögen wohl die Ohren füllen, aber nicht das Herz und den Verstand. Moritz sagt hierüber in seinem schätzbaren Werke *) S. VI.: „Da nun aber bei der Wahl des Ausdrukkes so viel darauf ankomt, dass die Richtigkeit des Gedankens vorher richtig geprüft sei; so kann es keine brauchbare Anweisung zu einer guten Schreibart geben, die nicht zugleich eine Anweisung zu einer richtigen Vorstellungsart oder eine Art von praktischer Logik in sich enthielte.“ — Eine wahre Denklehre muss sowohl die ganze Sprachlehre, als vorzüglich die Lehre vom Aufsatze sein, und wo dies nicht ist, da herschet eitle Wort-

---

*) Anmerk. Vorlesungen über den Stil, oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart mit Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern, von Karl Filipp Moritz. Neue Ausgabe. Durchgesehen und mit einem Anhange begleitet von Johann Joachim Eschenburg. Braunschweig 1808. Bei Friedrich Vieweg.

krämerei. Ja, es ist eine unglükselige Zerspaltung, dass man die Denklehre (Logik) für sich als etwas Besonderes behandelt, und diese bloß an der Form hängende Lehre sogar für den Eingang in die Urwissenschaft (Filosofie) ausgibt; dagegen aber das Denken aus der Sprache verbant und die Sprachlehren erniedrigt zu Buchstabenlehren und so den Todschaft, wo das Leben in der schönsten Fülle sich darstelt. Diese eben erwähnte Logik hat viele Aehnlichkeit mit der von Josef Schmid aufgestelten Formen- und Größenlehre, so wie auch mit der sogenanten Elementargümnastik, die auch aus der Pestalozzischen Schule hervorging. Alle diese Lehren passen eigentlich nur für Krüppel, die Logik nämlich, und die Form- und Größenlehre für verkrüppelte und verweichlichte Denker, und die Elementargümnastik für unbewegliche Kinder. Weil auch die Lehre vom Stil so in das Gebiet der leeren Form hineingetragen ist, konte Moritz dahin kommen, zu behaupten, es gäbe keine Anweisung zum Stil, indem trokkene Regeln nichts nützten. Allein so wahr das Letztere ist, so folgt doch das Erstere daraus nicht; denn die Lehre vom Stil oder die Aufsatzlehre soll nicht bloße trokkene Regeln enthalten. Und was das anbetrift, dass Jeder seinen eigenen Stil schreibt, so verdamt dies eine Aufsatzlehre eben so wenig, als die Wissenschaftslehren und die Lehre von der Gottesfurcht dadurch verdamt werden, dass verschiedene Ansichten darüber obwalten. Ueberall im Leben, in Künsten und in Wissenschaften zerspaltet sich das Allgemeine wieder in viele Besonderheiten, oder kommen alle Besonderheiten in etwas Allgemeinem zusammen; beide schließen sich aber keineswegs aus.

§. 3.

Das Gebiet der Aufsatzlehre.

Die Aufsatzlehre hat es nicht bloß zu thun mit der Anweisung, wie überhaupt ein Aufsatz zu machen sei, sondern auch damit, wie jede besondere Art von Aufsätzen beschaffen sein müsse, was das Grundwesen aller Aufsätze sei, wie man sich bilden könne zu Aufsätzen, und wie ein Aufsatz mündlich und schriftlich dargestelt werde. Voran steht das Wesen des Aufsatzes oder der Inbegriff der allgemeinen nothwendigen Eigenschaften eines jeden guten Aufsatzes. Dieses Wesen läst sich zur bessern Uebersicht in drei Haupteigenschaften zerspalten, nämlich in die Wahrheit, Richtigkeit und Schönheit. Jeder Aufsatz soll also wahr, richtig und schön sein oder, undeutsch, er soll den Forderungen der Logik, der Grammatik und der Aesthetik genügen. Quintilian fordert deshalb mit Recht: „ut oratio sit emendata, dilucida et ornata;“ er setzt aber nicht gut die Richtigkeit vor der Wahrheit, wie dies auch von vielen Andern nach ihm geschehen ist. Jeder, der einen guten Aufsatz machen will, muss den Gegenstand inne haben, in der Form sich leicht bewegen und der Art und Weise der Darstellung gewachsen sein (objectum, forma, modus.) Die Darstellung der Wahrheit, der Richtigkeit und der Schönheit ist deshalb die Darlegung des Grundwesens eines jeglichen Aufsatzes. Um die Wahrheit zu beobachten, muss man genau das ganze innere menschliche Wesen kennen, nebst dem Gegenstande, der auf dieses Wesen einwürkt. Sach- und Menschenkentniss sind zwei Dinge, ohne die kein Aufsatz gut ausfallen kann. Sachkentnisse machen es allein nicht aus, sondern genaue Kentniss der Art und Weise, wie

die Sachen auf den Menschen einwürken, ist eben so wichtig. — Die Richtigkeit fordert die genaueste Befolgung der Sprachgesetze, sie mögen nothwendig sich aus dem Denken ergeben oder auch unbegründet und nur der Gewohnheit entlehnt scheinen. Die Schönheit macht nicht bloß Ansprüche auf Wohllaut, sondern auch auf Wohlform und Wohlgeschikk, auf Mannigfaltigkeit in der Einheit, und Einheit in der Mannigfaltigkeit des Denkens und Fühlens sowohl, als der Sprache selbst. Einen Hauptgegenstand der Schönheit wird immer ausmachen die Verwebung des sinlichen Wesens mit dem geistigen und des geistigen mit dem sinlichen, damit das Leben als Leben dargestelt wird. Diese Eigenschaft eines Aufsatzes heißt die Lebhaftigkeit, und ist die Vereinigung und Verbindung des Leibhaftigen mit dem Geisthaltigen. Bei der Wahrheit, Richtigkeit und Schönheit müssen stets die drei vorhergegangenen Theile der Sprachlehre berükksichtigt werden, und außerdem noch der Aufsatz, als solcher, als ein Ganzes.

Nach dem Wesen des Aufsatzes sind zu betrachten die verschiedenen Aufsatzarten, die nicht sowohl aus der Verschiedenheit der Gegenstände sich ergeben, als aus den Abtheilungen des innern menschlichen Wesens. Die Eintheilung in Geschäftsaufsätze und in Aufsätze der freien Darstellung, die der freien Darstellung in Gedichte (Poesie-Darstellung der Kunst) und Betrachtungen (Prosa-Darstellungen der Wissenschaft), die Unterabtheilungen von beiden und das Zusammenfallen beider müssen die Hauptarten der Aufsätze liefern. Berükksichtigt man den Zwekk, so wird die Darstellung der Kunst entweder Unterhaltung, oder Rührung oder Belustigung, die Darstellung der Wissenschaft aber entweder Belehrung, oder Ueberzeugung oder Willens-

bestimmung vorzüglich erzielen. Die Eintheilung in mündliche und schriftliche Aufsätze, in Aufsätze, denen Erfahrung, und in solche, denen die bloße Vernunft zum Grunde liegt, die Eintheilung nach der äußern Form, nach den Gegenständen, gehen mehr oder weniger aus den Haupteintheilungen hervor, und die verschiedenen Schreibarten ergeben sich daraus von selbst, und sind leere Formen, wenn sie sich nicht daraus ergeben solten.

Die Lehre von dem Wesen des Aufsatzes und den verschiedenen Aufsatzarten macht die eigentliche Aufsatzlehre aus, der sich anschließt die Aufsatzkunst. Die Aufsatzkunst muss sich zunächst beschäftigen mit der Auslege- oder Verstehkunst der fremden Aufsätze, sie hat mit dem wahren Hören und innern Lesen zu thun. Diese Auslegekunst (Hermeneutik) wird gewöhnlich nicht näher in der Aufsatzlehre erläutert, weil man immer eher an das Schreiben, als an das Verstehen denkt, und dennoch ist das Verstehen der fremden Aufsätze schon die halbe Geschiklichkeit, um eigne Aufsätze zu machen. Zu dieser Auslegekunst rechnen wir aber nicht bloß die des Gelesenen und Gehörten, sondern auch die der Gegenstände der Schöpfung und des menschlichen Lebens. Wer nicht den Schlüssel zum Leben besitzt, der kann auch nichts aus dem Innern der Lebenskammer herausholen. Auszüge und Bemerkungen werden deshalb die Vorschulen der Aufsatzkunst sein. Der zweite Theil der Aufsatzkunst handelt von der eigentlichen Sprachdarstellung und geht dahin, die ganze gegenständige Aufsatzlehre in eine selbständige Aufsatzkunst zu verwandeln. Die Lehre von der Erfindung, Anordnung, Scheidung der Stoffe u. s. w. gehört hierher. Der dritte Theil der Aufsatzkunst hat es mit der Vortrags-

kunst (Deklamazion) zu thun, welche Kunst jetzt nur auf die Schaubühne beschränkt ist, und hier und da noch auf den Kanzeln nicht ganz mit Fäusten behandelt wird. Die Aufsatzkunde würde enthalten die geschichtlichen Angaben von der allmäligen Entwikkelung des Aufsatzes, im Volk und unter den Gelehrten, von der Begründung durch Lehre und von der Ausführung durch That. Sie würde mithin einen Theil der Geschichte der Sprache ausmachen; könte aber auch hier für sich aufgestelt sein.

Zweiter Abschnitt.

Vom Wesen des Aufsatzes.

Erster Absatz.

Wahrheit.

---

§. 4.

Menschliches Wesen überhaupt.

Jeder Aufsatz soll eine Darstellung des Lebens sein, in so fern es kein äußeres Leben der Schöpfung ist, sondern ein inneres Leben im Menschen. Diese Darstellung ist nur dann eine Darstellung, wenn sie ein getreues, richtiges Bild von dem Dargestelten gibt, oder überhaupt, wenn sie wahr ist. An der Spitze der Aufsatzlehre steht deshalb mit Recht die Lehre von

dem menschlichen Wesen, weil von dem menschlichen Wesen die Möglichkeit der Darstellung nicht bloß abhängt, sondern auch die Würklichkeit der Darstellung, vermittelst der Wahrheit.

Das menschliche Leben ist ein beständiges Werden und Bewustwerden. Das erste sichtliche Werden ist die Geburt, das Ende dieses Werdens der Tod. Für uns, die wir hier wallen, ist das Werden vor der Geburt und hinter dem Tod in Dunkel gehült. Was vom Werden gilt, gilt hier auch von dem Bewustwerden; denn, obgleich wohl Keiner die Fortdauer des Bewustwerdens nach dem Tode so recht ernstlich leugnen wird, so haben wir es hier doch nur mit den Menschen auf dieser Erde zu thun. Das Werden zu einer bestimten Zeit aufgefast, ist das körperliche Sein, und dieses in einem bestimten Raum das eigenthümliche, bestimte (individuelle), körperliche Sein. Das Bewustwerden in einer bestimten Zeit ist das Bewustsein, und dieses Bewustsein an einem bestimten Ort das eigenthümliche Bewustsein. Die ganze Erde ist im steten Werden, die ganze Menschheit im steten Bewustwerden begriffen. Wie die Sonne täglich auf- und untergeht und wärmt und leuchtet, so auch die Menschheit in ihren Einzelwesen. Dem beständigen Werden legen wir unter ein ewiges Sein, und haben die Ewigkeit der Welt, dem beständigen Bewustwerden ein Bewustsein, und haben die Ewigkeit Gottes. Diese ewige Welt und diese ewige Gotheit setzen wir über allen Raum, und haben so die unermesliche Welt und die unermesliche Gotheit. Da das Werden nur erst wird durch das Bewustwerden, so setzen wir das Sein auch durch das Bewustsein, und machen die Welt unterthan der Gotheit, wie der Leib gehorchen soll dem Geist. So wie der Leib dem Geist und die Welt

der Gotheit ingeordnet und untergeordnet ist, so auch die Menschheit der Gotheit; die Menschheit wird erst in Zeit und Raum, die Gotheit ist über Zeit und Raum. Die Menschheit strebt in ihrer ganzen Bahn, und jeder einzelne Mensch in seiner einzelnen Bahn zum Bewustwerden der Gotheit. Der Gegenstand unsers Bewustwerdens ist also die Gotheit. Der Mensch ist aber nicht bloß im Bewustwerden der Gotheit stets begriffen, sondern auch im beständigen Werden der Welt, in Zeit und Raum. In so fern wird der Mensch geboren gleich den Thieren, in Zeit und Raum, und unter allen irdischen Bedingnissen der Welt; aber er wird geboren als Mensch mit besondern Fähigkeiten und Anlagen, die das Bewustwerden möglich machen, und also die Keime des Bewustwerdens sind. Diese Anlagen sind entweder allgemeine, die überhaupt die Keime der Möglichkeit des Bewustwerdens und die allgemeine menschliche Form, worin diese Möglichkeit zur Würklichkeit wird, enthalten, oder besondere, welche das bestimte eigenthümliche Bewustwerden, das sich von allen übrigen in der Vorzeit, Jetztheit und Zukunft unterscheidet, bedingen und möglich machen. Diese besondern Anlagen machen das Ureigenthümliche eines jeden Menschen aus, und sind die Grundstriche seines künftigen Lebensgemäldes; so wie die allgemeinen Anlagen die Grundstriche der ganzen Geschichte sind. — Auf seiner ganzen Lebensbahn soll daher jeder Mensch, wie die ganze Menschheit, sich immer mehr bewustwerden, durch die Welt in sich der Gotheit sich bewustwerden. Ich sage durch die Welt, um damit anzudeuten, dass das Bewustsein auf irdischen Stuffen erklommen wird, die desto irdischer und sinlicher sind, je tiefer sie liegen. Da nicht der Mensch mit dem Bewustsein geboren wird, sondern

er dasselbe erst erringt, das Bewustsein aber das geistige Wesen im Menschen ist, so fängt jeder Mensch seine Entwikkelung mit der Sinlichkeit an, und die Welt ist die Wiege unsers Bewustwerdens. Sinlichkeit und Geistigkeit müssen sich hier stets durchdringen, und in der Durchdringung beider liegt, beiläufig gesagt, das ursprüngliche Schönheitsgesetz. Leib und Geist lassen sich wohl verschieden denken, aber sie sollen so einig sein, wie die Welt mit der Gotheit. Allen geistigen Anlagen des Menschen liegen leibliche Hülfsmittel zum Grunde, der Geist bildet sich durch den Leib, und der Leib durch den Geist. Und trenne beide hier auf der Erde, so hast du keinen Menschen mehr, der Geist entwischt dir von der Erde und der Leib vergeht.

Das ganze menschliche Wesen, sei es leiblich oder geistig, ist das immer thätige Bewustwerden im thätigen Werden, oder ist ein Fortschreiten von dem Zustande des Keimens bis zum Zustande des Früchtetragens. Wollen wir dieses Fortschreiten in geistiger Hinsicht besonders betrachten, so werden wir es am genauesten erkennen aus dem leiblichen Fortschreiten, da ja beides sich wechselweis bestimt, und das leibliche Fortschreiten ein sichtbares und äußeres, allso ein leicht zu beobachtendes ist. Leiblich strebt der Mensch zur Selbsterhaltung und späterhin zur Fortpflanzung, und hat deshalb Erhaltungs = und Fortpflanzungswerkzeuge. Erhaltung und Fortpflanzung hängen ab von der äußern Welt und von einem innern Reiz. Die äußere Welt nimt der Mensch wahr durch die Sinne, und hat allso Sinneswerkzeuge, die äußere Welt verbindet er mit sich und macht sie sich unterthan durch die Bewegungswerkzeuge, und der innere Reiz dazu komt durch das Athmen und durch den Blutumlauf.

So finden wir im sinlichen Leben des Menschen, wie in dem der Thiere, zwei Hauptgrundzüge, deren Ausführung möglich und würklich wird durch drei Hülfszüge. Der sinliche Mensch hat allso, gleich den Pflanzen und Thieren, zwei Lebenspole, *) und gleich den Thieren drei Nebenpole. In diesen fünf Polen, oder in diesen zwei Haupt = und drei Hülfszügen des sinlichen menschlichen Wesens, liegen zugleich die Keime des ganzen geistigen menschlichen Wesens, auf deren Entwikkelung und Fortbildung Luft, Winde, Regen und Gewitter der geistigen Welt hinwürken. Da sich diese leiblichen Thätigkeiten erst allmälig ausbilden, und keineswegs als ausgebildete Fertigkeiten dem Menschen angeboren sind, in ihnen aber die Keime des ganzen geistigen Lebens liegen, so erhellet von selbst, dass die gehörige Fähigung, Fertigung und Schiklichung des sinlichen Menschen auch eine Fähigung und Schiklichung des geistigen sein wird.

Zur nähern Uebersicht betrachten wir jetzt ganz kurz die Entwikkelung des Geistigen aus dem Leiblichen nach den fünf Grundzügen des menschlichen Wesens.

1) Die Thätigkeit der Sinne ist keine Leidentlichkeit, aber auch keine ganz freie Thätigkeit, sondern

---

*) Anmerk. Schiller singt:

„Doch bis den ganzen Bau der Welt
„Filosofie zusammenhält,
„Bestehet das Getriebe
„Durch Hunger und durch Liebe."

Wolte man mit den Zahlen klügeln, so hätte man hier die heiligen Zahlen 3. 2. 5. Wir überlassen dies dem Hern Butte.

sie ist, wie das Athmen, halb frei, halb nothwendig. Wer Augen hat, muſs sehen, wer Ohren hat, muſs hören; aber so lange dies Sehen und Hören bloß ein Eindrukkempfangen ist ohne Selbstthätigkeit, ohne Aufmerksamkeit, so schlummert das geistige Wesen noch. Entsteht diese Aufmerksamkeit, diese selbständige Thätigkeit, so fängt an der Geist zu erwachen. So gehen die Wahrnehmungen über in Anschauungen. Jeder Anschauung entspricht eine innere Empfindung, und die Anschauungskraft ist nicht bloß thätig nach Außen, vermittelst der fünf oder sechs Sinne, sondern sie macht, vermittelst des innern Sinnes, alle Anschauungen zu Empfindungen, *) zu innern Anschauungen. Man kann deshalb auch sagen, sobald der äußern Wahrnehmung eine innere Empfindung entspricht, oder sobald der Mensch das Außen Wahrgenommene in seinem Innern wahrnimt, in seinem Innern findet, und als ein Inneres findet, so ist die Anschauungskraft thätig, und die innern Keime des Bewuſstwerdens sind durch die Sinne entwikkelt. Je mannigfaltiger, bestimter und geregelter die Anschauungen sein werden, mit je größerer Selbstthätigkeit sie gemacht sind, je mehr der innere Sinn von dem äußern, und diese von jenem sind unterstützt worden,

---

*) Anmerk. Die Worte Empfindungen und Gefühle sind scharf zu unterscheiden, erstere gehen auf die Welt oder auf die Mannigfaltigkeit, letztere auf Gott oder auf die Einheit. Leider werden beide oft verwechselt. Aber wir haben hier Empfindungen in einem engern Sinn genommen, als es gewöhnlich geschieht. Gewöhnlich nimt man Empfindungen für Anschauungen des Gehörs, Getasts, Geruchs u. s. w.; wir haben es hier aber für die innern Anschauungen des Aeußern genommen, was sich selbst rechtfertigen mag.

desto herlicher werden die Keime des Bewuſtwerdens sich entwikkeln. Anschauungen sind allso eigentlich Erzeugnisse des innern Sinnes mit den äußern Sinnen, und müssen deshalb nothwendig an Zeit und Raum gebunden sein. Richtet der innere Sinn nicht durch die äußern Sinne seine Thätigkeit auf Gegenstände, sondern geradezu, ohne Vermittelung jener Sinne, oder richtet der innere Sinn seine Thätigkeit auf die Empfindungen, welche durch die Anschauungen bewürkt worden sind, und trent er gleichsam sich als den Selbstand von diesen Empfindungen als den Gegenstand; so stelt er sich dieselben vor. Diese Thätigkeit des innern Sinnes heißt das Vorstellungsvermögen. Das Anschauungsvermögen hat zum Gegenstand die äußere Welt als solche, das Vorstellungsvermögen die äußere Welt als eine innere. Die Vorstellungen verbinden sich nach Verwandschaft, Aehnlichkeit und Gleichheit oder nach dem Gegensatze. Das Vorstellungsvermögen reiht daher die Gegenstände nicht mehr an einander, sondern es ordnet dieselben. Fast der Mensch das Nebengeordnete zusammen, unterscheidet er das Untergeordnete von dem Uebergeordneten, sucht er einzelne Vorstellungen zu einer Gesamteinheit zu verbinden, und diese Einheit von allen übrigen zu unterscheiden, so begreift er, bildet er Begriffe. So erwächst aus dem Vorstellungsvermögen das Begrifsvermögen. Die Begriffe werden richtig sein, sobald sie der Form nicht widersprechen, wahr, wenn sie dem äußern Gegenstand entsprechen, schön, wenn Geistigkeit und Sinlichkeit darin im Einklange sind. Jeder Begriff trägt mehre einzelne Vorstellungen in sich, die zu einer Einheit zusammengefast sind. Wird ein Theil des Begriffes, der nothwendig in demselben liegt, allso ein

ursprünglicher Theil, ein Ur=Theil desselben ist, besonders vorgestelt, so wird geurtheilt. Wer wahre Begriffe hat, der kann auch wahr urtheilen. Die Urtheilskraft kann, wie das Begrifsvermögen, mit der Richtigkeit, mit der Wahrheit und mit der Schönheit sich beschäftigen. In letzterer Hinsicht heißt sie als Urtheilskraft der Geschmakk. Die Urtheilskraft der Urtheilskraft, oder das Vermögen, durch den Vergleich mehrer Urtheile richtig ein anderes heraus zu bringen, ist das Schlusvermögen.

Im weitesten Sinne nent man das Vorstellungs=, Begrifs=, Urtheils= und Schlusvermögen den Verstand. Was heißt allso, ich verstehe diese Sache? — Im engern Sinne wird der Verstand oft von dem bloßen Begrifsvermögen gebraucht. Denken heißt mit dem Verstande (im weitern Sinne) thätig sein, und ist vom Verstehen dadurch unterschieden, daſs Letzteres ein Erreichthaben, Ersteres ein Streben ist. So haben wir allso gesehen, wie das Denken sich aus der Sinlichkeit entwikkelt. Wir haben mittelbar zugleich ein anderes Vermögen entwikkelt, nämlich das Gedächtnis oder die Kraft, etwas Gedachtes, Vorgesteltes und Angeschautes bei Seite zu legen, aufzubewahren (ohne stets selbstthätig dabei zu sein) und es wieder hervor zu rufen. Je lebhafter wir etwas denken, je öfter wir etwas gedacht haben, je umfassender unsere Denkkraft ist, desto stärker wird auch im Allgemeinen das Gedächtnis sein. Ohne das Gedächtnis wären alle angegebenen Verstandesthätigkeiten nicht möglich, weil der Zusammenhang fehlen würde. Das Gedächtnis beruht nicht bloß auf Zeit und Raum, sondern vorzüglich auf Aehnlichkeit und Verschiedenheit, auf Ordnung und Gegensatz. Bei

dem Vorstellungsvermögen ist das Gedächtniss von dem Verstande noch nicht so scharf gesondert, wie bei den höher liegenden Vermögen; wie denn überhaupt alle menschlichen Kräfte desto weniger sich unterscheiden lassen, je niedriger sie liegen. Noch müssen wir bemerken, dass das Wort Vorstellungsvermögen bisweilen von dem ganzen geistigen Vermögen des Menschen genommen wird und dem Begehrungsvermögen dann entgegengesetzt ist, was uns aber hier nicht weiter kümmert.

Neben dem Verstande und dem Gedächtnisse liegt die Einbildungskraft. Die Einbildungskraft schreitet in den Formen des Verstandes einher, sie stelt sich etwas vor, aber das, was nicht außen ist, sondern das, was sie nach dem Sein des Aeußern sich gebildet hat im Innern, sie macht Begriffe, denen die Würklichkeit nicht entspricht, sondern nur die Möglichkeit, sie urtheilt, sie schließt. Verstand und Einbildungskraft sind allso sehr verwandt, unterscheiden sich aber dadurch, dass dem Verstande die äußere Anschauung der Welt, der Einbildungskraft aber die innere Anschauung der Weltgesetze zum Grunde liegt. Die Einbildungskraft hat, wie der Verstand, mehre Stuffen, erwacht aber vor dem Verstande, bewürkt die schönen Morgenträume der Kindheit im Spiele, schaft so einen Kindeshimmel, den der Verstand zerstört, ohne die Einbildungskraft zu vernichten, die im Jünglingsalter wieder Glüksschlösser baut, die wieder der Verstand zerstört, ohne die Einbildungskraft zu zernichten. Macht uns der Verstand zum Hern der Erde, so macht uns die Einbildungskraft zu Kindern Gottes; denn nur in so fern wir dies sind, können wir die Gesetze der Weltordnung schauen, und darnach schaffen und bilden. Die Einbildungskraft ist gleichsam der götliche Ver-

stand, sie erhebt die irdischen Anschauungen zu himlischen Ansichten, stelt vor, was nie erschienen und doch ist, hat Begriffe, so die Welt nicht begreifen, fält Urtheile, deren Wahrheit außer der Würklichkeit liegt, und macht Schlüsse, die Erde und Himmel verbinden. Erhebt sich der Verstand von der Welt zur Gottheit, von der Mannigfaltigkeit zur Einheit, so heißt er Vernunft, und die Einbildungskraft wird unter denselben Bedingungen Begeisterung. In der Begeisterung liegt daher das höhere Leben und Denken des Menschen. Während die Vernunft die Nothwendigkeit eines höchsten Wesens kalt erspäht, und alle dessen Eigenschaften zu erkennen sucht, so erwärmt und erleuchtet in Gottbegeisterten das Ebenbild Gottes schon die Welt.

Wenn gleich die Einbildungskraft nicht die Würklichkeit schaft, so schaft sie doch nach den Regeln der Würklichkeit und entlehnt daher der Würklichkeit viele Züge und Merkmale, womit sie ihre Gegenstände bezeichnet, und hängt aus diesem Grunde ebenfals von der Sinlichkeit ab. Verstand, Gedächtniss und Einbildungskraft stehen darob als eine Dreieinigkeit zusammen, alle drei entsprossen und genährt von dem innern Sinn und den äußern Sinnen.

2) In den Sinnen liegt die Empfänglichkeit, in den Bewegungswerkzeugen die Thätigkeit, die Würksamkeit nach Außen. Die Bewegungswerkzeuge sind die Unterlagen der That und die Bänder, an denen der Mensch die Welt zu sich zieht und sie beherscht. So wie die ganze Sinnesthätigkeit sich gründet auf einen Reiz, auf einen Anschlag des Aeußern auf das Innere und auf eine Empfänglichkeit des Innern für das Aeußere; eben so die Muskelthätigkeit. Der

Trieb des Menschen, sich mit seinen Umgebungen in Einklang zu setzen, bestimt diesen Reiz. Zur Thätigkeit wird der Mensch allso zuerst getrieben durch Triebe. Er wird getrieben zum Essen, Schreien, Gehen u. s. w. Je weiter sich der Mensch ausgebildet, desto freier fühlt er sich und wird zuletzt nicht mehr getrieben zu Handlungen, sondern treibt sich selbst, hat ein bestimtes Wollen und Nichtwollen. Doch Neigungen und Leidenschaften behalten noch immer eine wichtige Stimme bei der Bestimmung zu Handlungen. Die Wiege des Willens ist der Gehorsam. Durch den Gehorsam begreift der Mensch die Freiheit, durch den eignen Willen erlangt er sie. Durch den Verstand ist unterdess der Mensch zum Bewustsein des Könnens gekommen, was durch das Wollen zum Thun übergeht. So wie der Mensch ein denkender ist, eben so ist er ein thuender. Denken und That gehen aus der Sinlichkeit hervor, streben aber zur Geistigkeit hin, haben in der Welt ihren Grund und in der Gotheit ihr Gesetz. So wie alles Denken dahin strebt, sich ins Gleichgewicht zu wissen, so strebt alles Thun dahin, sich ins Gleichgewicht zu setzen.

3) Die Hauptgrundtriebe, sich ins Gleichgewicht zu setzen, die deshalb allen Handlungen zum Grunde liegen, sind der Ernährungs- und Fortpflanzungstrieb. Der Ernährungstrieb vergeistigt sich und wird Bildungstrieb, wird Liebe zu sich selbst.

4) Der Fortpflanzungstrieb entwikkelt sich erst, wenn die Liebe zu sich selbst begründet ist, aus ihm bildet sich die Liebe zum Nächsten, die in Gatten- und Kinderliebe ihren Grund hat, und durch die Dankbarkeit gegen Eltern schon vorgebildet ist. Die Liebe zu sich und zu dem Nächsten vereinigen sich zur Liebe gegen

Gott, wie Vernunft und ernster Wille die Tugend bedingen.

5) Das Athmen und der Blutumlauf erhalten nicht bloß das Leben im Schwunge um seine eigne Axe, sondern deuten auch, gleich einer Uhr, das innere Wesen dieses Lebens stets an. Athem und Blutumlauf sind Andeuter der Triebe, Andeuter des innern Gleichgewichts im Genuss, Andeuter der Gefühle, der Aufwallungen und Leidenschaften. Die Freude ist ein Tanz des Herzens, die Trauer ein Gelähmtsein der innern Regsamkeit. Die Sprache ist daher keine künstliche, sondern eine durchaus nothwendige Entäußerung, so wie der Gesang. Der Hauch ist somit nicht bloß des Lebens Anfang und Ende, sondern auch des Lebens ständiger Ausspruch. Der Genuss aller Genüsse, die Gotseligkeit, hat ihren Sitz im Herzen, und das Gefühl aller Gefühle zugleich. Der höchste Gipfel des menschlichen Wesens wird demnach sein: ausgebildete Vernunft, verbunden mit Gottbegeisterung, ausgebildete Thatkraft mit festem Willen, bestimt durch das reinste Pflichtgefühl, die Selbstliebe als Selbstbildungswille, die Liebe zum Nächsten als Bildungswille gegen den Nächsten, und die Gotseligkeit. Der Mensch soll daher auf der höchsten Spitze des Wissens und mit der grösten Geschiklichkeit zum Handeln nur die Bildung seiner selbst und seiner Umgebungen zu Gott erzielen und daraus den höchsten Genuss schöpfen.

So weit diese kurzen Andeutungen, deren scharfe Begründung und umständliche Ausführung der Wissenschaftslehre anheim fält, die wir hier aber wegen des Folgenden machen musten.

§. 5.

Sprache als Darstellung des innern menschlichen Lebens.

Der Mensch ist in jedem Augenblikke seines Lebens stets im Bewustwerden begriffen, oder in einem geistigen Leben. Ist auch dies Bewustwerden noch auf der untersten Stuffe, hat das geistige Leben auch nur noch geringe Züge, so ist es doch schon da. Ja man kann nicht leugnen, dass in allen den Thieren, die da schreien und Töne von sich geben, ein gewisses niedres Bewustwerden sich regt. Wo nun Bewustwerden ist, und wäre es auch nur in den dunkelsten und unbestimtesten Empfindungen, da entäußert sich dasselbe nothwendig durch den Hauch, und man kann sagen, der Mensch strömt durch den Hauch beständig sein Leben aus. Hauch und Geist sind deshalb in frühern Sprachen Eins, und werden nur von dem Verstande unterschieden. Je bestimter der Hauch ausströmt, je vielseitiger er gebildet wird, desto bestimter wird der Geist sich ausgeprägt, desto vielseitiger sich gebildet haben.

Die Sprache ist allso eine Darstellung, eine Entäußerung des innern menschlichen Lebens, und eben so nothwendig an und für sich, wie das Leben selbst, eben so bedingt aber auch, wie dasselbe. Je niedriger das Leben steht, desto nothwendiger ist es in seiner Form und seinem Wesen, je höher es sich erhebt, desto freier ist es. Eben so die Sprache. Sie ist nothwendig in ihren frühesten Darstellungen, freier aber in den spätern. Wie aber nothwendige Triebe dem freiesten Menschen bleiben, weil sie zum ursprünglichen menschlichen bedingten Wesen gehören, so werden auch stets nothwendige Darstellungen auf der freiesten und höch-

sten Sprachstuffe sein. Hieraus ergibt sich von selbst das Uebereinstimmende in allen Sprachen und die darauf gegründete allgemeine Sprachlehre, so wie auch im Gegentheile die Verschiedenheiten der Sprachen. (Vergleiche den ersten Abschnitt der Lautlehre.)

Weiter als das innere menschliche Leben stelt aber die Sprache nichts dar; sie kann nicht darstellen die äußern Thaten, in so fern sie Thaten und Werke sind, sondern nur in so fern sie im Innern Leben als Denken und Fühlen, als Wünschen und Wollen ruhen. Sie kann nicht darstellen die Schöpfung, wie sie ist, sondern nur, wie des Menschen Wesen im Innern sie nachschaft; sie kann nicht darstellen das Denken und Fühlen und das Wesen eines Andern überhaupt, sondern nur in so fern dieses Wesen eines Andern von unserm Wesen aufgenommen ist und in demselben lebt. Ueberhaupt ist die Sprache nur eine selbständige Darstellung des Sprechenden und nie eine gegenständige Darstellung. Undeutsch ausgedrükt, jede Sprachdarstellung ist eigentlich subjektiv und nicht objektiv. Nicht allein gilt dies von der Sprachdarstellung, sondern von jeder menschlichen Darstellung überhaupt. Der Bildhauer und der Mahler, sie stellen nicht die Schöpfung und ihre Werke dar, sondern nur das Leben dieser Schöpfung und dieser Werke in ihnen. Aber ihre Darstellungen sind dennoch gegenständiger als die Sprachdarstellungen, in so fern ihre Darstellungen mehr in den Raum fallen. Ihre Darstellungen sind auch mit aus diesem Grunde beschränkter, denn sie entbehren der Zeit. Die Darstellungen in Tönen entbehren wieder des Raums, und sind viel selbständiger als die Darstellungen in Masse und Farbe, aber eben so beschränkt wie diese. Die Sprachdarstellung ist die

umfassendste, indem sie alles darstelt, was in Tönen, Form und Farbe nur dargestelt werden kann, und vieles Andere, was darin nicht dargestelt werden kann, überhaupt, weil sie das Ganze des menschlichen Wesens darstelt, Wissenschaft und Kunst. Diese Darstellung hat noch dadurch einen größern Werth erhalten, dass sie nicht bloß selbständig im Gedächtniss, sondern auch gegenständig durch das Papier, als ein Werk der äußern Welt, erhalten und so gleichsam immer wieder und wieder dargestelt werden kann. Sie ist um so sprechender diese Darstellung, da nicht der Hauch und der Laut allein ihr Grund ist, sondern die Bewegung und Regung des ganzen menschlichen Körpers, da der Ausdrukk nothwendig den Eindrukk macht.

Die Sprachdarstellung ist unendlich, wie der Geist, den sie darstelt, aber sie lebt im endlichen Gebiete der Zeit, des Raums und der Eigenthümlichkeit. Sie ist rein-menschlich, volksthümlich und eigenthümlich.

In wem das innere Leben noch nicht ausgebildet ist, der wandele täglich in der schönen Schöpfung, täglich unter Kunstgebilden, täglich in den Hallen der Wissenschaft, ihm wird die Darstellung fehlen; denn in ihm ist Schöpfung, Kunst und Wissenschaft todt, wenn sie auch um ihn leben in andern; denn an und für sich leben sie uns nicht, sondern nur in uns. Jede Darstellung, da sie den Grund im Innersten des menschlichen Lebens hat, ist deshalb auch eine schöpferische Darstellung und keineswegs eine abspiegelnde; sie ist eine Darstellung des schöpferischen innern menschlichen Lebens, eigentlich Darstellung unserer Einbildungskraft. Jede Darstellung kann daher auch nur von dem ganzen innern Menschen aufgefast werden, von dem,

in dessen Innern sich die Darstellung nicht bloß abspiegelt, sondern der sie selbst nachschaft. Leidend und unthätig kann Keiner eine Darstellung auffassen, sondern nur thätig und nachschaffend. Es gehören nicht bloß Ohren und Augen zum Darstellen, aber auch nicht bloß Ohren und Augen zum Auffassen des Dargestelten. Des Heilands Ausspruch: „Sie haben Ohren, und hören nicht," deutet dasselbe an. Wie der Mensch als der Herr der Erde dasteht, so ist auch der Sprache alles unterthan, was ist. Was aber noch im Dunkeln schlummert, was noch nicht zu irgend einer Bestimtheit gelangt ist, was noch gar keinen Haken hat, woran es befestigt ist, was noch ganz im Reich der Finsternis verweilt, davon kann die Sprache freilich nicht reden, und wenn der Dichter sagt, die Sprache fehlt mir, so ist das ursprünglich keine leere Formel, sondern der Ausdrukk der Begränztheit des innern Wesens. Das, was über dem Menschenreich liegt, das liegt auch über dem Sprachreich. Aber zum Menschenreich gehört nicht bloß die Würklichkeit, sondern auch die Erhabenheit über derselben. Die Sprache ergreift also das Höchste und Niedrigste, Gotheit und Erde, Einheit und Vielheit. Sie zerlegt eben so scharf, als sie fest und innig vereint und verbindet, und wo je eine menschliche Hand thätig war, wo je ein menschliches Auge sah, ein menschliches Herz fühlte, was je ein menschlicher Verstand erfand, wo je ein liebendes Herz schlug, die Größe und Mannigfaltigkeit der Schöpfung, die Fülle der Künste und Wissenschaften, das Ein und das All, die Einzelnheit und die Gesamtheit, und alles, was ist und was war und was sein kann, Alles stelt dar die Sprache. Und sie webt ihre Darstellungen aus Luft, und sie sind Hauch und Geist und Leben zugleich, sie gebraucht weder Pinsel

noch Meißel, weder Marmor noch Farbe, sondern schwebt stets wie der Mensch zwischen Himmel und Erde, und vereint die Menschheit in Zeit und in Raum, strömt immerwährend fort, wie der Hauch der Gotheit, begleitet nothwendig des Menschen Leben, entsteht nothwendig, besteht sicher, verändert sich stets wie das Leben, und bleibt dennoch immer dieselbe, immer der Abglanz der ganzen menschlichen Herlichkeit. Keiner kann die Sprache einfangen, Keiner sie begränzen und beschneiden, Keiner sie ausdehnen, ohne das Leben auszudehnen, Keiner sie unterdrükken, ohne das Leben zu tödten.

Wo das Bewuſtwerden eintrit, trit die Sprache ein. In Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen und Einbildungen entwikkeln sich die Keime des Bewuſtwerdens, in ihnen die Keime der Sprache. Diese sind einfache Nachklänge von jenem Hauche, Laute, unter verschiedenen Formen und Gestalten, allein und verbunden zu Wörtern. Was das Innere trieb, das befördert das äußere Bedürfniſs. Der Mensch will wissen, und fragt, er will eine That, und befiehlt und bittet. Der Befragte antwortet. Aber nicht bloß das äußere Bedürfniſs, sondern auch das innere, das Bedürfniſs, die Gefühle, die Aufwallungen und Leidenschaften auszuſtrömen, schaft die Sprache. So liegen vier Sprachformen nothwendig im Sprachentwikkelungsgang, nämlich die Frage-, Antwort- (Rede-), Befehl- und Gefühlsform. Aus dem niedern Leben bildet sich das höhere, und so nothwendig die ersten Sprachäußerungen im Laut sind, so nothwendig werden auch die Sprachäußerungen im höhern Leben sein. Der Mensch kann sich nicht verschließen, er kann nicht seinen Geist in sich verkerkern, er muſs ihn ausſtrömen, er muſs der Begeisterung einen Aus-

weg verstatten. Das irdische Bedürfniss hat unterdess schon die Hauptsprachformen geschaffen, samt der Sprachmasse, und in diesen Formen und in dieser Masse schaltet und waltet nun der Geist und schaft Werke der Kunst und Werke der Wissenschaft, von der grösten Höhe und dem bedeutendsten Umfange. Die Sprache stelt dar die Wahrheiten, welche die Vernunft aus sich selber erzeugt, und die, welche die Erfahrung gelehrt; sie folgt dem Denken, es mag zusammenstellen zur Einheit oder auflösen in die Mannigfaltigkeit. Sie entäußert den innern Menschen sowohl in seiner Ganzheit, als in seinen einzelnen Zügen. Die Liebe und die Thaten, die Gedanken und Gefühle, die Genüsse und Aufwallungen, alle werden von ihr dargestelt; aber nur immer, in so fern sie ins Reich des Denkens, Fühlens und Einbildens fallen. Die Gefühle als Gefühle stelt sinniger der Gesang dar, Leidenschaften, Begierden, Aufwallungen sind ihm auch unterthan, Thatendarstellungen, z. B. Schlachten, sind ihm schwierig, reines Wissen liegt ganz außerhalb seinem Gebiet. So wie der Gesang vorzüglich die Entäußerung des Fühlens und Begehrens ist, so die Sprache vorzüglich die Entäußerung des Denkens und Einbildens; aber der Sprachkreis ist immer größer, als der Kreis des Gesanges. Der Gesang muss auch der Sprache die eigentlichen bestimten Darstellungen entlehnen, die Sprache entlehnt aber nichts vom Gesange, denn Takt, Versbau, Haltigkeit u. s. w. ist der Sprache als Sprache schon eigen. In so fern die Sprache Einbildungen zu einem Kunstwerk, zu einem Werk des Geschmaks zusammen webt, heißt sie Dichtkunst; in so fern sie das Denken darstelt, in der Einheit und Mannigfaltigkeit, Sprache des Wissens.

So wie die Welt, seiend und bewuſstseiend, ein Abglanz der götlichen Herlichkeit ist, so ist die Sprache der Abglanz der menschlichen Herlichkeit. Die Sprache eines Jeden ist ein Abglanz der Herlichkeit der Menschheit, des Volks und seiner selbst. In wem diese Herlichkeit nicht ausgebildet ist, von dem kann sie nicht abglänzen. In wem die Herlichkeit sich befindet, von dem muſs sie abglänzen, und wer daher sagt, er wisse wohl eine Sache, könne sie aber nicht darstellen, der ist ein Diener seines Wissens, ein Träger desselben, aber nicht desselben Herr und Meister. Und umgekehrt bemüht sich oft Mancher das darzustellen, was er nicht hat, zu glänzen mit einzelnen leuchtenden Funken, die er von andern aufgefangen hat. Untersucht man aber solches Licht näher, so gleicht es einem Irlicht, es ist ohne Kraft, es leuchtet nicht ordentlich, es erwärmt nicht. Alle schlechte Schriftsteller haben ihre Grundlage im leeren Wort und in der eitlen Schreibart. Wer aber selber werthhaltige schwere Münze ausprägt, der erkent die falschen Sprachmünzer bald. Da aber so viele falsche Sprachmünze geprägt wird von den Thronen herab, die Rednerstühle hindurch bis zu den Bänken der Trinkgelage, so hat diese falsche ein gewisses Ansehen bekommen, sie wird ausgegeben und wird eingenommen, der Listige weiß, wie er sie zu gebrauchen hat, und der Schlichte muſs oft empfinden, daſs er nichts hat, während er viel zu haben glaubt. Ganze Völker können dahin kommen, so die Sprache in eitle Blätter zu treiben, viel zu sprechen, immer zu lallen und zu schnattern, ohne zu denken. Bei solchen Völkern geht es so weit, daſs Jeder etwas anderes gibt, als er hat, Jeder etwas anderes nimt, als er empfangen hat, so daſs Jeder drei Viertel des Wortes fallen läst und höchstens ein

Viertel der Wahrheit behält. Völker und Menschen dieser Art machen die Lüge zur Wahrheit und prägen Wasser aus, statt des Goldes.

Wer nicht solcher Wasserpräger und solcher Lügenbold sein will, dem ist es nicht leicht, gut zu reden, schön zu sprechen und zu schreiben; denn der ganze Gegenstand, worüber man gut reden und schreiben will, muss gut und tief und schön gedacht sein. Jeder kann nur über das gut und wahr reden, was er ganz weiß, ganz eingesehen, was er nicht bloß von Außen aufgenommen, sondern was in seinem Innern selbst Wurzel geschlagen, Stamm gesetzt und Zweige getrieben hat. Ueber denselben Gegenstand können Zwei gut und schön reden, und gänzlich in ihrer Rede von einander abweichen; denn sie behandeln ja nicht den Gegenstand außer sich, sondern in sich, nach ihrer verschiedenen Eigenthümlichkeit. So sind die Sonnenstrahlen immer dieselben, aber sie brechen sich sehr verschieden. Es ist eine Ungerechtigkeit, zu verlangen, dass Jemand über Etwas gut sprechen und schreiben soll, worüber er nicht gedacht hat, nicht hat denken können — eine Sünde, die mancher Lehrer begeht. Kein Sprecher, kein Schreiber kann über Alles gut sprechen und schreiben, sondern nur über die Theile des Denkens, die gerade in ihm vorzüglich ausgebildet sind. Freilich erfordert jede gute Theilbildung auch eine gegründete Gesamtbildung.

§. 6.

Die nothwendige Darstellung als Gesetz für die freie Darstellung.

Die Aufsatzlehre hat es nur zu thun mit der freien, vollständig bewusten Darstellung des innern Lebens;

denn für die nothwendige Darstellung des Lebens braucht sie keine Regeln anzugeben, da diese stets von selbst erfolgt. Aber wohl muss diese nothwendige Darstellung untersucht werden; denn sie ist die ursprüngliche Darstellung und enthält deshalb die Gesetze der freien Darstellung. Eine freie Darstellung wird um so wahrer sein, je mehr sie die Gesetze der nothwendigen Darstellung befolgt. Zu den nothwendigen Darstellungen rechnen wir die Sprache des rohen Menschen, die Sprache des Kindes, die Sprache des Menschen in dem Zustande, in welchem er nicht im freien, selbständigen Bewustsein ist, z. B. im Schlaf, in dem Taumel von Gefühlen, Aufwallungen und Leidenschaften; genug, die Sprache des gebundenen Menschen. Der freie Darsteller soll keineswegs ohne Gefühle, ohne Aufwallungen bei seiner Darstellung sein, aber er darf nicht diesen Gefühlen ganz unterliegen, sondern muss immer noch er selbst sein.

Betrachten wir den sinlichen Menschen, so macht irgend ein Aeußeres, oder irgend ein Inneres Eindruck auf ihn, er nimt etwas Neues wahr, er wundert sich, er empfindet einen Schmerz, ein Wohlbehagen, er begehrt etwas, sein Blut komt in gewisse Regsamkeit, er will sich Luft verschaffen, um den Blutumlauf wieder in seine Gränzen zu bringen, er stößt Laute aus, und stelt so gleichsam gezwungen und gebunden seinen innern Zustand dar. Wer ihn hört und sieht, der versteht ihn, weil er sich ähnlicher Zustände, worin er war, erinnert, und so ist die nothwendige Sprache eine allgemeine und allgemein verständliche. Der sinliche Mensch begehrt etwas, er begehrt etwas von seines Gleichen, der gewährt es oder schlägt es ab, und aus diesem Wechselverkehr bilden sich nothwendige

Darstellungen. Alle die nothwendigen Darstellungen sind entweder Hauche, gehemte oder freie, oder es sind Laute, je nachdem der Blutumlauf nothwendig die Stimmritze verengt oder erweitert. Die Grade der Verengung, welche durch die verschiedenen innern Zustände nothwendig bestimt werden, bewürken verschiedne Laute, und die Lagen der übrigen Sprachwerkzeuge, die ebenfals nothwendig durch den verschiedenen innern Zustand bewürkt werden, weben aus dem Hauche und seinen Hemmungen die Mitlaute. Die Stimmlaute und Mitlaute sind allso nothwendige Aeußerungen des innern Lebens, und jeder einzelne Laut ist eine nothwendige Aeußerung eines bestimten innern Lebens. Wird das innere Leben bedeutsamer und gehaltvoller in seinen Zügen, wird es vermischt und verwebt in seinen Gefühlen und Empfindungen, so müssen auch die Laute sich nothwendig verbinden, und Lautmassen entströmen dem Innern, wie der Gesang der Vögel. Sobald der sinliche Mensch dahin komt, dass er den Gegenstand von dem Selbstande unterscheidet, sich von der Welt verschieden denkt, überhaupt Vorstellungen sich macht, so ist das Wort geboren. Gefühlsreihen schaffen die Wortreihen, und alle ersten Sätze eines Volks werden Gefühlssätze sein. Die übrigen Satzarten bilden sich später. Zu ihnen gehört schon ein freies Denken. Verbundene Sätze und eigentliche Aufsätze können nur freie Darstellungen oder Darstellungen des innern freien denkenden Menschen sein. Diese Darstellungen müssen sich nothwendig in Laut und Wort nach den nothwendigen Sprachäußerungen richten, deren Nothwendigkeit freilich in verschiedenen Sprachen verschieden ist, und desto schwieriger erkant wird, je weiter die Sprache auf ihrem freien Bildungsgange fortgeschritten ist, zumal wenn sie von

Volk zu Volk wanderte, und durch diese Wanderung ihren ursprünglichen Grund und Boden, und somit ihre nothwendigen Gesetze verlor.

Bei der Begründung der Wahrheit eines Aufsatzes ist deshalb und zumal in einer ursprünglichen Sprache, wie die unsrige ist, nicht bloß auf das innere Leben und seine Theile zu achten, sondern auch auf die ursprünglichen nothwendigen Darstellungen dieses innern Lebens, und auf die Gesetze, die sich daraus für die freie Darstellung ergeben. Dies ist, so viel es an Ort und Stelle war, auch in der Laut-, Wort- und Satzlehre schon geschehen; und wird auch hier, wenn auch nicht in einem besondern §., doch jedes Mal da, wo es Noth thut, ebenfals geschehen, die ganze Aufsatzlehre hindurch. Nicht bloß die Lehre vom Vortrage gröstentheils, sondern die ganze Aufsatzlehre gründet sich theilweise darauf. — In dieser Hinsicht machten wir in der Lautlehre aufmerksam auf die Bedeutsamkeit der Laute, auf den Werth langer und kurzer Wörter, auf die Lautveränderungen in den Wortgeschlechtern, auf die verschiedenen Satzarten, auf die Stellung der Wörter u. s. w. Ja man möchte sagen, die ganze Laut-, Wort- und Satzlehre haben es mit nothwendigen Darstellungen zu thun, wenn das Wort nothwendig auf diese Weise nicht schiene in einem zu weiten Sinne genommen zu werden, indem in der Wort- und Satzlehre die Freiheit des Denkens, das ungebundene selbständige Denken doch überall am Tage liegt, und eine Wort- und Satzlehre nicht dastehen könte, läge ihr nicht die freie Darstellung im Hintergrunde.

§. 7.

Darstellung des Denkens überhaupt.

Die Denklehre (Logik) ist immer ein wesentlicher Theil der Wissenschaftslehre (Filosofie) gewesen und wird es auch bleiben, wie auch diese sich gestalten mag. Sie ist aber ein eben so wichtiger Theil der Sprachlehre, da ja das Denken den wichtigsten Theil des innern menschlichen Lebens ausmacht, vorzüglich in so fern es sich in der Sprache darstelt. Aber die Denklehre, wie sie bis jetzt behandelt ward, fromte der Wissenschaftslehre wenig und der Sprachlehre gar nichts, und zwar gerade aus dem Grunde fromte sie der Wissenschaftslehre nichts, weil sie sich nicht um die Sprache bekümmerte, die sie doch der Wissenschaftslehre als gehaltige Münze geben solte. Nur denn können die Denkgesetze richtig, vollständig und wesentlich aufgefast werden, wenn nicht nur diese Gesetze an und für sich entwikkelt, sondern auch ihre Darstellungen in der Sprache, in so fern sie nothwendig und frei sind, ebenfals dargelegt werden. Theilweise, und zwar so viel es Noth war, ist dies auch früherhin von uns geschehen. Da wir aber jetzt auf die Spitze der Sprache kommen, ihren höchsten Gipfel erklimmen wollen, so müssen wir noch kurz ihren ganzen Grund im Denken überschauen, um desto sicherer auf der Spitze wandeln zu können.

Die Sprache stelt dar irgend einen besondern Theil des innern Lebens. Dieser besondere Theil muss richtig gedacht sein, wenn er richtig dargestelt werden soll. Er muss nicht erst ein Gedanke, ein Gegenstand durch die Darstellung werden, sondern schon von dem Selbstande von dem Denkenden zu einem Gedanken, zu einem Gegenstande gemacht sein. In so fern eine Dar-

stellung Darstellung irgend eines Gegenstandes ist, heißt sie gegenständig (objektiv), und gegenständig, d. h. dem Gegenstande entsprechend, soll jede Darstellung, eben so wie jeder Gedanke, sein. Da aber auch die Darstellung Darstellung des Selbstandes des Denkenden ist, in so fern er als ein besonderes Wesen sich etwas denkt, und in so fern er noch außerdem als ein besonderes Wesen das Gedachte darstelt, so ist die Darstellung selbständig (subjektiv.) Jede Darstellung ist deshalb a) in Hinsicht des Gedankens gegenständig, b) in Hinsicht der Darstellung des Gedankens selbständig. Je wahrer der Gedanke den Gegenstand denkt, und je mehr die Darstellung dem Gedanken entspricht, desto wahrer wird die Darstellung sein. Der Aufsatz stelt nicht einen einzelnen Gegenstand dar, sondern einen Gesamtgegenstand, einen Hauptgegenstand, der mehre Untergegenstände enthält. Nicht bloß der Hauptgegenstand muss wahr gedacht und dargestelt werden, sondern auch alle Theile desselben, alle Untergegenstände, deren Darstellung den Stoff der Hauptdarstellung ausmacht. Jeder Aufsatz stelt also einen Theil unsers innern Lebens dar, welcher Theil als ein Denken eines Gegenstandes, der vom Selbstande verschieden ist, wieder mehre Untertheile hat. Die Art und Weise, wie diese Untertheile behandelt, wie sie zu dem Haupttheil gestelt, wie sie unter einander verbunden und getrent, zu einander geordnet werden, macht aus die Form der Darstellung, die theilweis sich gründet auf die Form des Denkens, theilweis auch von dieser abweichen kann, indem ja die Darstellung auch als solche selbständig und nur als Darstellung der Gedanken abhängig ist. Jede Darstellung muss in Hinsicht des Stoffes und der Form richtig sein, d. h. dem Haupt-

gegenstande entsprechen, nicht mehr und nicht weniger darstellen, nicht das Wichtige unwichtig, das Unwichtige wichtig, nicht das Erste zuletzt und das Letzte zuerst behandeln, nicht unterordnen, wo nebenzuordnen ist u. s. w. Diejenigen Gedanken, welche die Hauptgedanken von allen übrigen Gedanken unterscheiden, machen die Merkmale oder die Kentzeichen des Hauptgedankens aus. Dasselbe gilt von den Darstellungen. Es gibt innerliche und äußerliche, wesentliche und unwesentliche, nothwendige und bedingte, gemeinsame und einzelwesentliche Merkmale. Bei jedem Merkmal ist allso wohl zu erwägen, was es für ein Merkmal sei; denn würde z. B. dem Hauptgedanken ein bedingtes Merkmal als nothwendig einverleibt, so würde der Hauptgedanke falsch sein. Eben dasselbe gilt von der Darstellung, und hat sie besonders darauf zu sehen, dass alle Gedanken, so wie sie sind und nicht sind, auch würklich in der richtigen Sprachform dargestelt werden. Das wahre Darstellen gründet sich allso auf die Wahrheit der Gedanken, die Richtigkeit der Darstellung auf den Gebrauch der nothwendigen oder ein Mal als nothwendig anerkanten Sprachbezeichnungen. Um einen Gegenstand nun ganz rein in seinem wahren ursprünglichen Wesen darstellen zu können, muss man ihn richtig angeschaut oder empfunden, richtig als einen Gegenstand sich vorgestelt, richtig ihn begriffen haben. Man muss des Gegenstandes so mächtig sein, dass man ihn in seine Ur = Theile zerlegen, über ihn urtheilen, dass man aus diesen Urtheilen wieder andere Urtheile und aus diesen wieder andere ziehen kann. Ist er ein Gegenstand der Sinne, so muss er mit den Sinnen erfast, ist er ein Gegenstand der Empfindung, würklich empfunden, ist er ein Gegenstand der Erfahrung, würk-

lich erfahren, ist er ein Gegenstand der Einbildung, würklich eingebildet, ist er ein Gegenstand des Gefühls, auch gefühlt, ist er ein Gegenstand des geistigen Geschmaks, auch geistig geschmekt sein u. s. w. Der Darsteller muss wissen, mit welchen Fäden der ganze Gegenstand mit ihm selbst verbunden ist, welche Bande ihn an andere Gegenstände knüpfen, er muss in diesen Banden die Knüpfungspunkte auflösen, nicht zerhauen, er muss die Fäden, wodurch der Gegenstand mit seinem Innern in Verbindung steht, so ordnen, dass ein anderer leicht an diesen Fäden sein Inneres knüpfen kann.

Wer daher irgend einen Theil des Denkens als einen Theil des innern Lebens darstellen will, der muss diesen Theil in seinem ganzen Umfange, in seinem Wesen, in seinen Scheidungen und Verbindungen sich ganz vorgestelt und reiflich darüber gedacht haben. — Fält der Gegenstand der Darstellung in die sinliche Welt, oder fallen nur einzelne Merkmale desselben darein, so müssen diese Merkmale, oder der ganze Gegenstand, genau und bestimt mit den Sinnen angeschaut sein. Scharfe Sinne sind die lautern Quellen der Erkentnisse, stumpfe Sinne gleichen trüben Lachen. Wem daher scharfe Sinne fehlen, oder wer, ungeachtet seiner Sinnesschärfe, dieselben nicht gebraucht bei einem Gegenstande, der sinlichen Wesens ist, der kann denselben nicht darstellen. Nun aber fallen die meisten Gegenstände unsers Denkens auf der einen oder auf der andern Seite in das Reich der Sinlichkeit, und selbst diejenigen, die über alle Sinne erhaben sind, ruhen dennoch, wenn auch nach vielen Zwischenlagen, zulezt auf der Sinlichkeit, und somit erhellet, dass die Sinlichkeit in der Sprachdarstellung eine wichtige

Rolle spielt. Unendlich viele falsche Darstellungen würden nicht gemacht sein, hätten ihre Urheber gesehn und gehört, geschmekt und gerochen; aber innerlich auch und nicht bloß äußerlich. Wessen inneres sinliches Wesen durch Krankheit, Misstimmung u. s. w. verschroben ist, wer z. B. den Mükkenstich wohl empfindet aber als eine Lanzenwunde u. s. w., auch der wird ob Falschheit seiner sinlichen Empfindung, die entweder leicht erregbare Empfindsamkeit oder Stumpfsinn sein kann, keineswegs richtig die sinlichen Eindrükke darstellen können, weil seine Vorstellungen davon falsch sein werden. Wahrhaft sinlich gesund muss Jeder sein, der uns die Sinlichkeit wahr darstellen will. Wer krankt in seinem Wesen, der krankt nothwendig in der Darstellung. Wessen Gesicht keine Farben unterscheidet, wessen Ohr nicht auffast den Einklang der Töne, wer nicht Härte und Weiche bemerkt, wer nicht richtig von einem Berge die Umgegenden anschaut, wie kann der die Schöpfung darstellen? Wenn Schriftsteller, z. B. in der Denklehre, von dem schädlichen Einfluss der Sinlichkeit auf das Denken reden, so solten sie wohl bemerken, dass diese Schädlichkeit nur herrühre von der falschen Sinlichkeit, die beständig im Irthum sich wälzt. Die wahre Sinlichkeit führt von Wahrheit zu Wahrheit; freilich ist hier nur die Rede von selbständigen (subjektiven, relativen) Wahrheiten, aber liefert uns denn die Uebersinlichkeit andere? — Ich kann hier die Sinne nicht genug preisen, denn ich habe oft genug von den Kanzeln die Wunder der Schöpfung preisen gehört auf eine solche Weise, dass sich die ganze Schöpfung muss wundern über ihre wundersame Darstellung. Wer da will Scharfsinn und Witz in seiner Darstellung zeigen, der halte sich keineswegs an dem Wort, wie

dies die Franzosen so oft thun, *) sondern er halte sich an den Sinnen. Sinnige Leute sind witzig, scharfsichtige sind geistig scharfsinnig. Ich erinnere hier wieder an den Witz der Kinder, an den Scharfsinn mancher Wilden. Jeder Darsteller muss die Schöpfung erst sich hineinsehen und hineinhören, ehe er sie in ihrer Wahrheit darstellen kann.

Mit dieser Scharfsinnigkeit, mit dieser Gesundheit des Empfindungsvermögens steht in genauer Verbindung die Erfahrung. Die Anschauungen verhalten sich zu den Erfahrungen, wie der Raum zur Zeit. Was wir würklich erfahren, das können wir uns ebenfals wahr vorstellen. Die Erfahrung hat auch immer bei vielen Menschen über alles gegolten, und ist immer für wichtiger gehalten, als die Anschauung. Ja, es gibt Leute, die da wähnen, die Vernunft könne nichts schaffen, und alle Wissenschaftslehren wären eitel Tand, weil sie so erfahrungssüchtig sind, dass ihnen die Vernunft ganz eitel ist und an der Spitze ihres Denkens der reine Verstand steht. „Ja, die Erfahrung wird's lehren," so hört man so oft es schallen; aber die Erfahrung, wenn sie oft auch lehrt, belehrt doch häufig nicht. Es gibt auch Leute, die, obgleich sie nur an Erfahrungen glauben und alles ursprüngliche höhere Wissen für nichtig halten, dennoch gänzlich todt sind für Erfahrungen. Ich könte hier nicht bloß Köpfe anführen, nein, Häupter, gekrönte Häupter. Wer blind ist, der sieht nicht, der Taube hört nicht, wer unter einem Dache steht, der wird nicht nass, wer

---

*) Anmerk. „Groß und reich ist die Sprache, und darum hast sie das Wortspiel; — denn nur das Kleine verbirgt hinter dem Scherze sich gern."

hoch über den Wolken sich befindet, der glaubt, er hat das Gewitter auch erlebt, und hat es doch nicht erlebt. So glaubt Mancher, er habe etwas erfahren, und hat doch zulezt nichts erfahren. Um würklich Erfahrungen zu machen, muss man würklich mitten drin sein. Arbeiten sehen, ist nicht fühlen, wie die Arbeit schmekt, regnen sehen, macht nicht nass. Aber auch Mancher wird vom Schiksal würklich bisweilen unter die Traufe gestelt, und erfährt doch eigentlich die Nässe nicht, weil seine Haut zu derb ist. Genug, um Erfahrungen zu machen, dazu gehört nicht der Zustand allein, sondern auch ein geistiges Auge für diesen Zustand. So ist manches Haupt in den neuern Zeiten recht tüchtig begossen worden mit eiskaltem Wasser, und obgleich es die Kälte empfinden muste, troz der dienenden Geister, die mit wärmenden Lappen die Haut rieben, so machte es doch keine Erfahrungen. Dies nur als ein Beispiel, denn die Sache gehört in die Erzählung von den Folgen des Bonapartischen Sturzes.

Es ist allso mit den Erfahrungen ein eben so kitzliches Ding, als mit den Anschauungen, beide können nicht leidend gemacht werden, sondern fordern Selbstthätigkeit. Es komt ferner bei der Darstellung darauf an, dass der Darsteller nicht bloß während des Darstellens in einem selbstthätigen Darstellungszustande ist, sondern auch wenigstens in Hinsicht seines Gegenstandes oft und lange im Zustande der selbstthätigen Betrachtung, des selbstthätigen Beobachtens und Bemerkens gewesen ist, und über seine Beobachtungen wieder nachgedacht hat. Der Darsteller muss, wenn sein Gegenstand in die Sinne fält, ein Gegenstand der Anschauung oder der Erfahrung ist, denselben mit der ganzen Fülle des innern Sinnes aufgefast

haben. Je weniger dies geschehen ist, desto mehr wird der Gegenstand als Sache abweichen von dem Gegenstande, der dargestelt ist. Alle Erfahrungen und Anschauungen, die wir darstellen wollen, müssen würkliche Theile unsers innern Lebens sein, Gegenstand und Selbstand müssen darin ganz zusammenschlagen; die Erfahrungen und Anschauungen sollen in uns und wir in ihnen sein; dann sind sie lebhaft, leben in uns, sind deutlich an sich und in uns. Nur von lebhaften Auschauungen und würklich gemachten Erfahrungen kann man sich Vorstellungen machen. Alle Vorstellungen sind Vergegenständigungen (objektivirungen) nicht bloß der Anschauungen und Erfahrungen, sondern überhaupt unsers innern Lebens. Mit dem Vorstellen begint das geistige Leben, das eigentliche Denken. Auch nicht bloß das Denken geht durch das Vorstellen, sondern auch das Einbilden und das Fühlen. In den Vorstellungen oder in der Vergegenständigung unsers ganzen Innern, es mag ein innerlich oder äußerlich anschauendes, ein empfindendes, ein begehrendes u. s. w. sein, darin ruht alle Erkentniss, oder jegliche Anerkentniss eines Etwas außer uns. In dieser Vergegenständigung hat der Verstand sein ganzes Feld, und eben so die Vernunft.

Das Vorstellen ist das Anfangen des Denkens, und falsche Vorstellungen begründen daher ein falsches Denken, so wie sie durch falsche einseitige Erfahrungen und Anschauungen begründet sein können. Der Irthum hat beim ganzen Denkgeschäft so viele einzelne Eingänge und Thüren, als das Denken Stuffen, Abtheilungen und Kammern enthält. Vom Denken gilt aber dasselbe, was Jemand (wenn ich nicht irre, Lokke) von der Erziehung sagt: „Was im ersten Magen ver-

dorben ist, das kann im zweiten nicht wieder gut gemacht werden, sondern wird immer verdorbner.“ So erzeuget eine falsche Anschauung oft mehre falsche Vorstellungen, begründet mehre falsche Begriffe, führt zu vielen falschen Urtheilen und Schlüssen.

Das Denken ist ein Vergegenständigen unsers Bewustseins. Unser Bewustsein geht entweder auf die Gotheit oder auf die Mannigfaltigkeit — auf die Welt. In ersterer Hinsicht haben wir Vernunft, in letzterer Hinsicht Verstand. Beides ist dasselbe Denkvermögen, nur in der Richtung verschieden, und hat deshalb dieselben ursprünglichen Gesetze. Diese ursprünglichen Gesetze eines jeden Denkens sind:

1) Irgend ein Etwas, was wäre und nicht wäre, ist ein Unding, und enthält einen Widerspruch. Keine Sache kann allso das Gegentheil von dem, was sie ist, zugleich sein. Eine Kuh, welche zugleich keine Kuh wäre, läst sich gar nicht vorstellen, gar nicht denken. Wer solche Widersprüche sich vorstelt, befindet sich im allergröbsten Irthum. *) Wer in einem Gedanken solche Widersprüche aufstelt, kann viel sagen, ohne etwas würklich zu sagen; z. B.: „Dieser Mensch war gut und nicht gut, hatte zwei und nicht zwei Augen, lebte wie ein anderer Mensch und nicht wie ein anderer Mensch.“ Alles, was keinen solchen Widerspruch enthält, ist an und für sich möglich und kann an und

*) Anmerk. Man unterscheide hier aber wohl die Sache von dem Worte; denn das Wort wird öfter in einem engern, öfter in einem weitern Umfange gebraucht; z. B.: Dieser Mensch ist durchaus kein Mensch. Das erste Wort geht hier auf die Aeußerlichkeit, das zweite auf die Innerlichkeit.

für sich gedacht werden. So kann man sich denken, dass das ganze Menschengeschlecht leiblich ausstürbe, weil kein Widerspruch in diesem Gedanken liegt. Manche Widersprüche liegen etwas verstekt; z. B.: „Jeder Baum ist eine Pflanze, diese Pflanze ist ein Baum, dieser Baum ist keine Pflanze."

2) Theilt man sich Alles in Sein und Nichtsein, oder in andere sich wechselseitig aufhebende Gegensätze, so muss jedes Denkbare entweder in das eine Reich oder in das andere fallen, da es nach dem ersten Gesetz in beide Reiche nicht fallen kann; z. B. trennen wir Werden und Nichtwerden als Widersprüche von einander, so kann eigentlich keine Sache zugleich nicht werden und werden, sondern wird entweder oder wird nicht; jede Sache ist entweder oder sie ist nicht, der Stokk ist entweder hölzern oder er ist nicht hölzern; aber keineswegs braucht er eisern zu sein, wenn er nicht hölzern ist; denn hier finden noch andere Möglichkeiten statt. Der Römer sagt in dieser Hinsicht: tertium non datur. Man muss deshalb wohl zusehen, ob die zwei Gegensätze auch würkliche Widersprüche in der Form sind; z. B.: jede Sache grünt entweder oder sie verwelkt, ist nicht richtig; denn wäre es ein Stükk Eisen, so braucht es weder zu grünen noch zu verwelken. Grünen und Verwelken sind also keine reinen Widersprüche, sondern nur Gegensätze.

3) Eine Würkung setzt eine Ursache, eine Folge setzt einen Grund voraus, und umgekehrt; z. B.: „ein Thäter setzt eine That voraus, aus dem Regen folgt Nässe." Da aber eine Ursache oft mehre Würkungen erzeugt, ein Grund oft mehre Folgen hat, Würkungen verschiedene Ursachen, Folgen verschiedene

Gründe haben können, so ist nur nothwendig der Zusammenhang zwischen beiden, aber keineswegs ein bestimter Zusammenhang; z. B. die Nässe im Grase kann vom Regen, vom Thau, von Ueberschwemmungen herrühren; aber von irgend etwas muss sie herrühren.

§. 8.

Darstellung der Begriffe.

Die Vorstellung wird dargestelt in ihrer Einzelnheit durch das Wort. In jeder Vorstellung liegen wieder Unter- oder Theilvorstellungen als Merkmale, die diese Vorstellung von allen übrigen unterscheiden. So liegen z. B. in der Vorstellung Haus die Untervorstellungen: erbauet, aus Stoffen bestehend, über der Erdoberfläche sich erhebend, zu Schutz und Sicherung u. s. w., und in diesen einzelnen Theilvorstellungen liegen wieder andere, z. B. in der: über der Erdoberfläche sich erhebend, die Theilvorstellungen: sich erheben, über, Erdoberfläche u. s. w. Betrachtet man alle diese Theilvorstellungen näher, sondert man die nothwendigen von den zufälligen, und fast die nothwendigen zusammen im Allgemeinen, so hat man einen Begriff von dem Hause. Der Begriff Haus ist deshalb allgemeiner als die Vorstellung von irgend einem Hause. Der Begriff Haus muss allen Häusern zusammen und jedem einzelnen entsprechen, und setzt deshalb Vorstellungen von vielen einzelnen Häusern voraus. Der Begriff wird wegen seiner Verwandschaft mit der Vorstellung ebenfals durch das Wort dargestelt; aber in so fern das Wort einen Begriff darstelt, ist es ein allgemeines

Wort, und in so fern es eine Vorstellung darstelt, ein Eigenname. So schwer es oft ist, Vorstellungen und Begriffe zu unterscheiden, eben so schwer ist die Unterscheidung von allgemeinen und Eigen-Namen. Der Begriff wird um so wahrer sein, je wahrer die Vorstellungen, je mannigfaltiger und je unbedingter dieselben waren. Der Begriff erhebt sich über Zeit und Raum, nur das innere Wesen ist Gegenstand seiner Bestimmung. Die Vorstellungskraft hat also mehr mit Einzelnheiten, das Begrifsvermögen mehr mit der Allgemeinheit zu thun, erstere geht mehr auf die Mannigfaltigkeit in der Welt, letzteres mehr auf die Einheit; allein die geschiedendsten Einzelnheiten kann der Begriff zu einer Allgemeinheit, und die umfassendste Allgemeinheit die Vorstellung zu einer Einzelnheit machen. Begriffe und Vorstellungen sind deshalb mehr in der Denkform begründet, als im Wesen der Gegenstände. Jeder Begriff, der da wahr sein soll, muss klar sein (d. h. als ein Gegenstand von dem Selbstande verschieden), deutlich (nicht verworren, sondern klar in seinen Merkmalen), ausführlich (so dass er seinen Gegenstand von allen übrigen unterscheidet), vollständig (deutlich in seinen Merkmalen oder klar in den Merkmalen der Merkmale) und bestimt (weder zu viel noch zu wenig Merkmale enthaltend). Wer also etwas begriffen hat, der kann sich dasselbe nicht bloß klar vorstellen als einen Gegenstand, sondern er besitzt einen klaren, deutlichen, ausführlichen, vollständigen und bestimten Begriff davon. Das Begreifen ist mithin etwas Schwieriges, setzt ein ausgebildetes inneres Leben nach allen Richtungen voraus, und Manches ist würklich unbegreiflich, wenn es sich auch vorstellen läst. Ob etwas an sich (gegenständig) unbegreiflich ist, das gehört nicht hierher;

aber es gibt keinen Menschen auf der Erde, dem nicht einige Dinge unbegreiflich wären. Die Darstellung muss jeden Begriff auf eine besondere Weise darstellen, und kann deshalb nie für zwei verschiedene Begriffe dieselben Wörter gebrauchen, denn sonst würde sie das bestimt Gedachte unbestimt darstellen. Aus dem Reiche der allgemeinen Wörter einer Sprache ergibt sich demnach das Reich der Begriffe eines Volkes. Je mehr Eigennamen eine Sprache hat, je mehre Wörter sie überhaupt für Vorstellungen besitzt, oder je genauer sie die Einzelnheiten in den Allgemeinheiten bezeichnet, desto sinniger wird das Volk sein.

Die Wahrheit der Begriffe beruht also wesentlich auf der Wahrheit aller einzelnen Merkmale derselben. Diese Merkmale wollen wir nach ihrer Verschiedenheit jetzt betrachten und solche auffuchen, die den Begriff am begreiflichsten machen. Diese sind:

1) Fruchtbare, d. h. solche, wodurch der Gegenstand nicht bloß von einigen und wenigen, sondern von sehr vielen unterschieden wird. Das fruchtbarste Merkmal, ist das, welches den Gegenstand von allen übrigen unterscheidet. Das Merkmal denkend beim Menschen ist z. B. fruchtbar, das Merkmal gehend unfruchtbar. Die Merkmale sind um so fruchtbarer, je mehre Merkmale sie wieder in sich schließen, die also als Merkmale der Merkmale mittelbare Merkmale sind. So liegen in der Vorstellung Denken die Vorstellungen Vorstellen, Begreifen, Urtheilen, Schließen.

2) Innere, d. h. solche, die dem Gegenstand an und für sich, oder seinem eigentlichen Wesen zukommen, ohne erst durch äußerliche Umstände, durch Vergleichungen und Nebensichten bewürkt zu werden. So ist

z. B. beim Menschen die Vorstellung des Kopfes ein inneres Merkmal, die des Nichtfliegens ein äußeres. Die Vorstellung groß beim Menschen ist dadurch eine äußere, dass sie erst klar wird durch Vergleichung.

3) Zureichende, d. h. solche, die nicht bloß fruchtbar sind, sondern die fruchtbarsten, d. h. solche, die den Gegenstand von allen übrigen unterscheiden. Die Vorstellung: Herr der Erde, ist für den Begriff Mensch zureichend, nicht aber die des Denkens, weil auch Engel denken. Man könte wohl sagen, auch Gott ist Herr der Erde, aber dies Merkmal ist für Gott nicht zureichend; sondern nur das: Herr der Welt.

4) Nothwendige, d. h. solche, ohne die der Gegenstand unmöglich ist. So ist bei dem Stein nothwendig, dass er einen Raum einnimt. Es gibt bedingt und unbedingt nothwendige Merkmale. Das angeführte bei dem Stein ist unbedingt nothwendig; ein bedingt nothwendiges wäre das Fallen auf die Erde, was voraussetzt das Schweben in der Luft. Den nothwendigen Merkmalen stehen die zufälligen entgegen, bei deren Gebrauch man sehr vorsichtig sein muss. Wer das Singen als nothwendig dem Menschen zuschriebe, irte sich sehr; da nur die Möglichkeit des Singens stattfindet. Alle Merkmale, die durchaus nothwendig sind, bestimmen das Urwesen des Gegenstandes, sind demselben an und für sich eigen, machen seine Eigenschaften im strengsten Sinne aus, wovon sich seine Beschaffenheiten unterscheiden. (Man vergleiche in der Wortlehre die Unterscheidung von Eigenschaft- und Beschaffenheitwörtern, jedoch mit dem Bedenken, dass für bedingt nothwendige Gegenstände

auch nur bedingt nothwendige Eigenschaften das Wesen derselben ausmachen können.)

Der Begriff wird dargestelt durch das Wort. Jedes Wort schließt allso, so wie der Begriff seine Merkmale, so auch alle Wörter in sich, welche die Merkmale des Begrifs bezeichnen. Werden aber die Merkmale besonders gedacht, so werden sie auch bezeichnet und zwar durch Merkmalwörter, diese haben wir Eigenschaftwörter genant. Bezeichnen die Eigenschaftwörter bloß das, was schon durchaus im Wesen des Begrifs liegt, so sind sie müßig, z. B. die runde Kugel. Aber wegen besonderer Bedingungen werden dennoch oft solche ureigenthümliche Eigenschaften besonders bezeichnet, und sind dann keineswegs müßig, z. B. die runde Kugel, sie, die da rolt, solte an sich unbeweglicher sein, als der ekkige Würfel! Werden außerwesentliche Bestimmungen den Eigenschaften hinzugefügt, so sind diese durch die Beschaffenheitwörter dargestelt. Nur ein Ding, ein Sein kann eine Eigenschaft haben, Eigenschaften und Zustände als Darstellungen des Beschaffenseins können nur durch Beschaffenheiten näher bestimt werden.

Die Begriffe können mehr oder weniger in sich begreifen, einen größern oder kleinern Umfang und innern Raum haben, welcher Raum nicht der des Ortes, welcher Umfang nicht der der Zeit und der Zahl ist, sondern der geistige Umfang, dem zum Grunde liegt die Allheit der Welt in der Einheit Gottes. Je weiter der Begriff von dieser Allheit in der Einheit entfernt ist, desto enger ist er, und so umgekehrt. So ist der Begriff Regenwurm enger, als Wurm, dieser enger, als Thier, dieser enger, als lebendige Geschöpfe, dieser enger, als Geschöpfe.

Hieraus geht, beiläufig gesagt, hervor, dass das Eigenschaftwort, wenn es ein bedingtes ist, den Begriff beengt, was auch vom Beschaffenheitwort gilt. Man unterscheidet in Hinsicht des Umfangs Gattungs-, Art- und Einzel-Begriffe. Man kann Untergattungen, Nebengattungen, Unterarten und Nebenarten noch unterscheiden, und über die Hauptgattung noch das Geschlecht setzen. So hat z. B. das Thiergeschlecht, nach gewöhnlicher Annahme, sechs Hauptgattungen. Die Hauptgattung Säugethiere, von der die übrigen fünf Gattungen Nebengattungen sind, hat wieder Untergattungen, z. B. Raubthiere, Wiederkäuer u. s. w. Aber man kann statt der Untergattungen auch gleich die Eintheilung in Arten machen, indem keineswegs Gattungen, Arten und Geschlechter so ihren festen Standpunkt haben, als die Einzelnheiten.

Auf diese verschiedenen Umfänge der Begriffe gründet sich die Eintheilung und Ordnung derselben. Um daher richtig einzutheilen und zu ordnen, muss man sehr genau den Umfang jedes Begrifs in Vergleich mit den andern wissen. Zwei Begriffe können durchaus nie einen und denselben Umfang haben, durchaus nie ganz gleich sein; denn wären sie das, so wären sie ja nicht zwei Begriffe, sondern ein und derselbe Begriff. Aus demselben Grunde kann es auch in keiner Sprache zwei ganz gleichdeutige Wörter geben. Aehnlichdeutige Wörter hingegen werden in allen Sprachen vorkommen, und um so mehr, je schärfer die Sprache unterscheidet. In verschiedenen Mundarten sind eher gleichdeutende Wörter denkbar; aber vergleicht man auch ganz genau ihre Begriffe, so wird doch gewöhnlich irgend ein kleiner Unterschied stattfinden, der freilich oft mehr Sache der Empfindung,

als des Begriffes ist. Dasselbe gilt von verschiedenen Sprachen. Selten werden zwei Wörter aus verschiedenen Sprachen sich ganz und gar in ihrem Umfange entsprechen, und alles Uebersetzen ist daher mehr ein Verähnlichen, als ein Gleichmachen. Dies für die, welche meinen, man könne die Alten in Uebersetzungen lesen.

Können auch zwei Begriffe nie ganz gleich sein, so können sie doch in Beziehung oder in Hinsicht auf einen dritten übereinstimmen, übereinstimmig und mithin unter einander ähnlich sein. So stimmen die Begriffe Blut und Wasser überein in Hinsicht auf die Flüssigkeit. In Hinsicht auf je mehre Begriffe zwei Begriffe übereinstimmen, desto ähnlicher sind sie. So sind die Begriffe Fluss und Strom sehr ähnlich, denn sie sind einstimmig in Hinsicht des Stoffes, den sie enthalten, in Hinsicht der Form (nämlich der langhin ziemlich gleichlaufenden Ufer), in Hinsicht der Lastkähne, des Anfangs und Endes, des süßen Wassers u. s. w.; nicht aber in Hinsicht der Größe. Zwei Begriffe, die in Hinsicht keines dritten übereinstimmen, heißen entgegengesetzt. Im weitesten Sinne gibt es keine entgegengesetzten Begriffe, da alle Begriffe doch zuletzt nur Strahlen von einem Urbegriff sind, und alle Strahlen in diesem Urbegriff zusammen kommen müssen. Daher sind entgegengesetzte Begriffe eigentlich solche, die nur in Hinsicht eines sehr entfernt liegenden Begriffes übereinkommen. Man unterscheidet bei den entgegengesetzten Begriffen widersprechende, die sich wechselweis aufheben, und widerstreitende, die sich nicht bloß wechselseitig aufheben, sondern auch, wovon jeder noch etwas Bejahendes (positives) für sich hat. So sind die Begriffe

schwarz und nicht schwarz widersprechend, die Begriffe schwarz und weiß aber widerstreitend.

Dies vorausgesetzt, erhellet, dass zwei und mehre Begriffe folgendermaaßen können geordnet sein:

1) In der Wechselordnung, so dass die Begriffe Wechselbegriffe sind. Da es keine strengen gleichen Begriffe gibt, so können nur in der Würklichkeit sehr ähnliche Begriffe wechselgeordnet sein, z. B. das freie Wesen auf der Erde und der Mensch.

2) In der Nebenordnung, so dass die Begriffe einstimmig sind in Hinsicht eines dritten, welch ein dritter Begriff bei jeder Nebenordnung zum Grunde liegend gedacht wird, was keineswegs bei der Wechselordnung ist. So sind Vogel, Fisch, Säugethier u. s. w. nebengeordnet, denn sie sind einstimmig in Hinsicht auf Thier.

3) In der Gegenordnung, so dass die Begriffe entweder widersprechend oder widerstreitend sind. Bei der Gegenordnung liegt die Verschiedenheit, bei der Nebenordnung die Uebereinstimmung zum Grunde.

4) In der Inordnung, so dass der eine Begriff ein nothwendiges Merkmal des andern ist. So ist der Begriff der Flüssigkeit nothwendig dem Wasser ingeordnet; beides sind weder Wechselbegriffe, denn es gibt mehre Flüssigkeiten als das Wasser, beide sind weder nebengeordnet, denn sie sind nicht einstimmig in Hinsicht eines nahen dritten Begriffes, haben auch ganz verschiedene Umfänge, der Umfang der Flüssigkeit ist größer, als der des Wassers; daher keineswegs alle Flüssigkeiten im Wasser sind; noch sind beide Begriffe gegengeordnet.

5) In der Ueber- und Unterordnung, so dass der eine Begriff ganz und gar den Umfang des andern, aber dabei noch die Umfänge mehrer andern

enthält. Der Begriff, welcher mehre andere enthält, ist der übergeordnete, und die Begriffe, deren Umfänge in einem größern Umfang enthalten sind, heißen, in Hinsicht auf den übergeordneten, untergeordnet, und müssen unter einander nebengeordnet sein, wenn die Unterordnung ganz richtig sein soll.

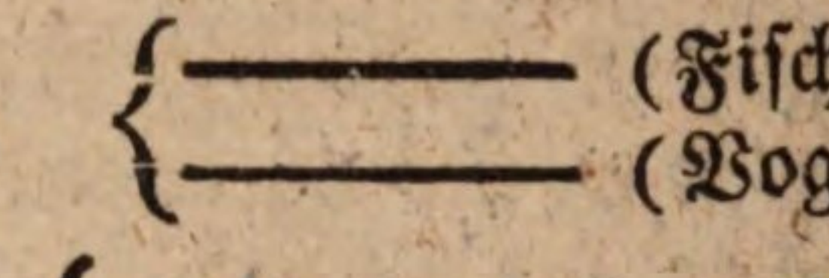
Wolten wir räumlich alle fünf Begrifsordnungen darstellen, so geht das bei den drei ersten Arten am besten durch gerade Striche, bei den beiden letzten durch Kreisstriche, und zwar folgendermaaßen:

1) Wechselordnung
——— (Flussschiff) ——— (Kahn.)

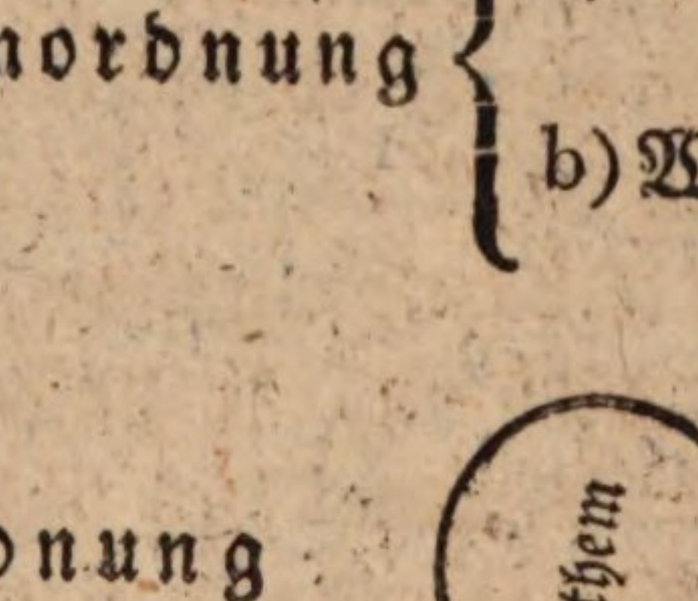
2) Nebenordnung { ——— (Fisch) / ——— (Vogel.)

3) Gegenordnung { a) Widerspruch — (rund) / | (nicht rund) ; b) Widerstreit — (rund) / — (ekkig.)

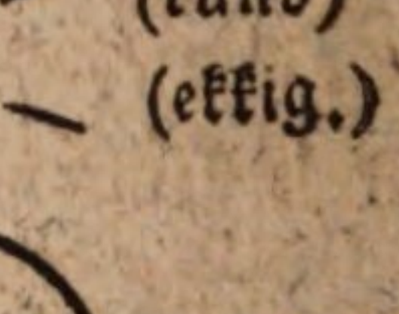
4) Inordnung



5) Ueber- und Unterordnung



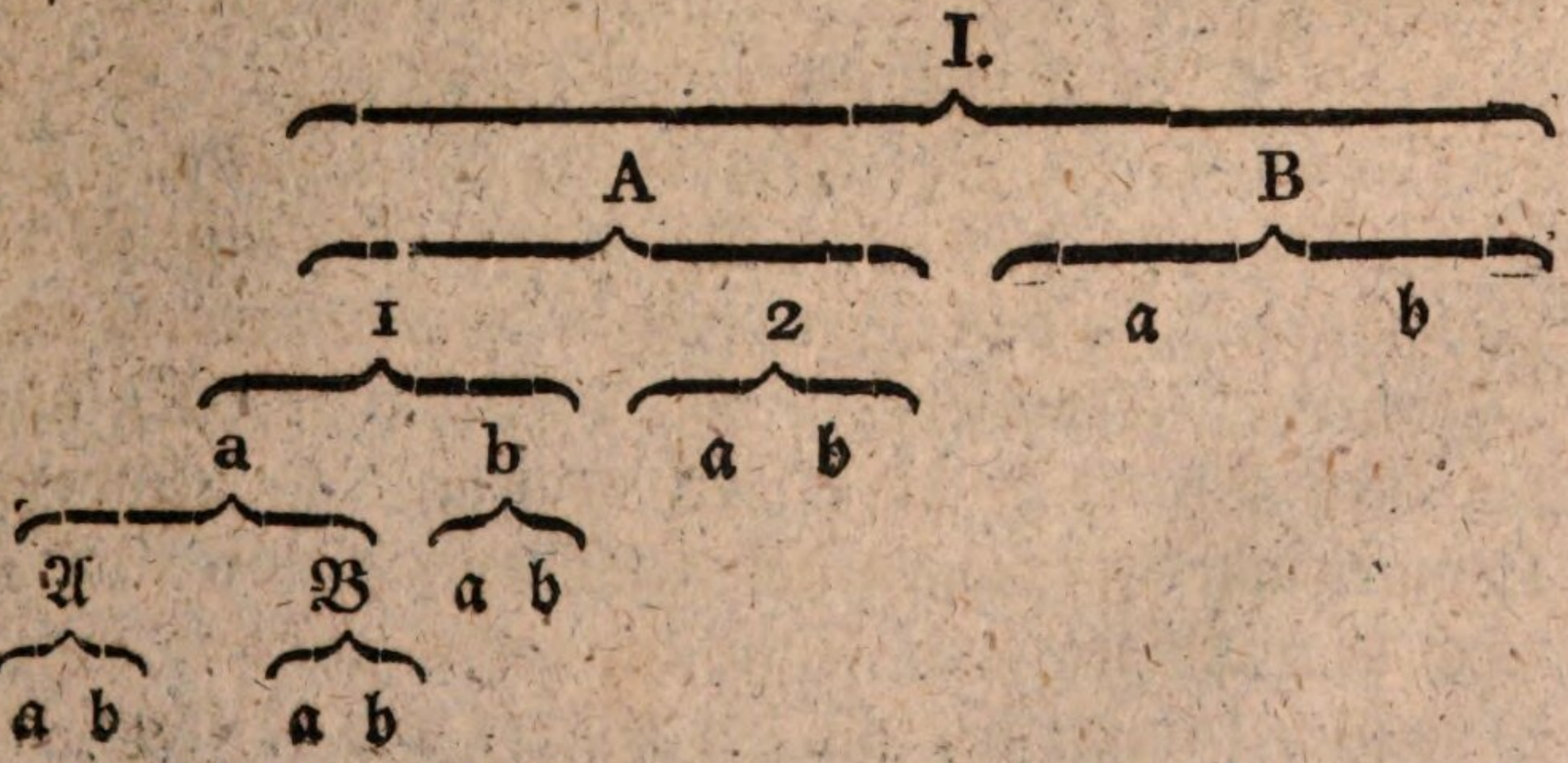
oder:



Auf diese räumliche Darstellung ist weiter kein großer Werth zu setzen, da sich kein Begriff streng richtig räumlich darstellen läßt.

Aus dieser fünffachen Ordnung der Begriffe ergeben sich viele Denkregeln, die in den Denklehren (Logiken) gewöhnlich weitläufig ausgeführt sind, sich aber Jedem von selbst ergeben; z. B. sind zwei Begriffe nebengeordnet, so kann der eine dem andern nicht übergeordnet sein; oder sind zwei Begriffe nebengeordnet einem dritten, so müssen sie auch unter einander nebengeordnet sein.

Von dem Umfange der Begriffe unterscheidet sich die Abstuffung derselben; der Umfang verhält sich zur Abstuffung wie der Raum zur Zeit, oder noch richtiger zur Zahl. Die Abstuffung bezieht sich auf die eine Ausdehnung, welche zwischen der Einheit und den Einzelnheiten stattfindet, von der Gotheit an bis zu den Sonnenstäubchen. In dieser Hinsicht unterscheidet man höhere und niedere Begriffe, die also keineswegs den weiten und engen Begriffen immer entsprechen, sondern nur denen in denselben Reihen, nur in der Ueber- und Unterordnung. Stellen wir folgende Ordnung in Buchstaben und Zahlen der Kürze wegen auf:



so ergibt sich, wenn a und b die Einzelbegriffe andeuten, dass A in Hinsicht der Stuffe gleich steht mit B, aber weiter ist als B, dass 1 gleich hoch mit 2, aber weiter ist als 2, dass a gleich hoch mit b, aber weiter ist als b.

Hieraus ergibt sich von selbst, dass der übergeordnete Begriff nicht bloß weiter, sondern auch höher ist, als der untergeordnete. Nebengeordnete Begriffe sind stets gleich hoch, aber brauchen nicht gleich weit zu sein. Ein Begriff, der einem andern ingeordnet ist, kann weiter und enger, höher und niedriger sein. Die Wechselbegriffe und die gegengeordneten sollen im strengen Sinne von gleicher Höhe und von gleichem Umfange sein.

Vergleichen wir einen höhern Begriff mit einem niedern in derselben Reihe, so müssen wir nothwendig einen Unterschied zwischen beiden finden. Da zugleich der höhere Begriff weiter ist als der niedere, so findet auch ein Unterschied zwischen dem weiten und engen Begriff statt. So ist Thier ein höherer und weiterer Begriff als Vogel. Der Unterschied zwischen beiden ist, dass der Vogel Federn, Schnabel u. s. w. hat, was nicht alle Thiere haben. Der höhere oder weitere Begriff macht, mit den Unterschieden verbunden, den niedern oder engern Begriff aus. So ist der Vogel a) ein Thier, aber b) ein Thier mit Federn, Schnabel u. s. w. Der Vogel muss alle Merkmale haben, die das Thier besitzt, aber außerdem noch besondere Merkmale, die das Thier nicht hat, aber die dem Thiere nicht widersprechen. Keinesweges kommen aber im Gegentheil alle Merkmale des Vogels auch dem Thiere zu. Dass der niedrigere und engere Begriff bestimter ist, als der höhere und weitere, er-

hellet von selbst. Hat ein höherer Begriff eine bestimte Anzahl von niedern Begriffen in seinem Umfange, so müssen alle diese niedrigern Begriffe den höhern ausmachen, sie verhalten sich zu ihm wie eine in Brüchen dargestelte Einheit zur Einheit selbst, z. B. wie $\frac{5}{5}$ zu 1. Die Merkmale, die allso allen niedern Begriffen zukommen, zusammen genommen machen die Merkmale des höhern Begriffes aus. Alle Nebenordnung gründet sich auf das allgemeine Wesen des höhern Begrifs, alle Gegenordnung auf die Unterschiede der einzelnen Begriffe unter einander. So sind Vogel, Fisch, Säugethier u. s. w. nebengeordnet in Hinsicht auf Thier, aber gegengeordnet, und zwar widerstreitend, in so fern der Vogel nicht bloß ein Nichtfisch und Nichtsäugethier, sondern noch etwas ganz anderes ist. Alle Begriffe, die einem andern ingeordnet sind, machen den Inbegriff desselben aus. So hat der Begriff Thier die einzelnen ingeordneten Begriffe Bewegung, Verdauung u. s. w., und alle diese ingeordneten Begriffe zusammen genommen, nicht mehr und nicht weniger, machen den Inbegriff vom Thier aus.

Ein Begriff hat zu Merkmalen mehre einzelne Inbegriffe. Nicht alle einzelnen Inbegriffe werden gleichen Werth haben, mancher wird mehr auf das eigentliche Wesen, mancher mehr auf Zufälligkeiten und Nebensächlichkeiten gehen. Der Begriff nun, der das Wesentlichste in sich begreift, heißt der Hauptbegriff, und steht entgegen dem Nebenbegriffe. So ist beim Vogel wichtiger und wesentlicher der Schnabel, als das Fliegen. Da die unwesentlichen Merkmale häufig aus den wesentlichen von selbst folgen, so wird auch bisweilen der Grundbegriff mit dem Hauptbegriff, der Nebenbegriff mit dem abgelei-

teten Begriff verwechselt; obgleich im strengen Sinne sie sich unterscheiden. Wer den Umfang und die Höhe des Begrifs richtig erkant hat, dem wird es auch leicht werden, zwei Begriffe gehörig zu unterscheiden, ihre Gleichheiten und Aehnlichkeiten aufzusuchen, welche Unterscheidungen für die wahre Darstellung höchst wichtig sind und oft wesentliche Theile der Darstellungen ausmachen.

Wie oben schon angegeben wurde, wird jeder Begriff dargestelt in seiner Ganzheit und Einheit durch ein einziges Wort, das Stammwort, Astwort oder Zweigwort sein wird, je nachdem der Begriff einen weitern oder engern Umfang hat, je nachdem er näher der Anschauung oder dem reinen Denken liegt, z. B. Haus, häuslich, Krankenhaus. Da aber auch die verschiedenen Gesamt-Inbegriffe sowohl, als auch alle untergeordneten Begriffe, den Begriff, wenn auch nicht in der Ganzheit, doch in sämtlichen Einzelnheiten angeben; so kann auch der Begriff, so wie er vorgestelt wird durch mehre andere Begriffe, auch durch mehre Wörter dargestelt werden. Hierauf gründet sich die Bestimmung, Erklärung, Beschreibung und Erörterung. Ein Begriff wird näher bestimt, wenn man in der Voraussetzung, dass seine sämtlichen Merkmale noch nicht deutlich sind, dieselben neben ihn hinstelt. Diese hingestelten Merkmale heißen die Bestimmungen. Alle Bestimmungen sind entweder Zu- oder Absprüche von Merkmalen; z. B. das Haus ist kein von der Schöpfung hervorgebrachtes Werk, sondern ein Werk von Menschenhänden, gemacht zum Schutz und Trutz u. s. w. Fügt man sämtliche Bestimmungen dem Begriff hinzu, so hat man ihn vollständig bestimt. Diese sämtlichen Bestimmungen müssen in ihrer Ganzheit einen

Wechselbegriff von dem bestimten Begriff ausmachen. Sind die Bestimmungen schwer heraus zu finden, muss man erst viele andere Bestimmungen machen, um die erstrebten Bestimmungen zu erhalten, so entwikkelt man einen Begriff, man knüpft ihn gleichsam los aus den Verschlingungen der unendlichen Begrifswelt. Begrifsbestimmungen und Entwikkelungen werden gemacht des Begrifs selbst willen; bestimt man aber den Begriff ganz vollständig, um der Darstellung willen, so erklärt man ihn. Alle Erklärungen, wenn sie richtig sein sollen, müssen durchaus wahr, d. h. mit dem Erklärten Wechselbegriffe sein, oder dem erklärten Begriff oder dem erklärten Gegenstande genau entsprechen. Eine Erklärung, die nicht gerade genau genommen nach der Strenge dem Erklärten entspricht, die mehr den Umfang als das innere Wesen angibt, mehr abgränzt als bestimt, heißt eine Beschreibung, die da gar nicht zu verwerfen ist, wo es mehr auf Anschauungen und Vorstellungen, als auf Begriffen ankomt, sondern da gerade sein muss; und deshalb keineswegs eine unvollkommene Erklärung ist, sondern eine Erklärung der Vorstellungen, Anschauungen und Erfahrungen. Erklärungen, die statt der Bestimmungen wieder das zu Bestimmende geben, sind müßige Erklärungen, z. B. ein Fisch ist dasjenige Thier, welches man Fisch nent.

Jede Erklärung muss angeben das Wesen des Dinges durch mannigfaltige Bestimmungen, diese mannigfaltigen Bestimmungen machen den eigentlichen Zustand des Dinges aus, und jede Erklärung erklärt daher den Zustand des Dinges. Da nun zwei Urzustände nur möglich sind, so wird es auch zwei Haupterklärungsarten geben, nämlich die, welche das Sein, und die, so das Werden (das Entstehen) angibt.

Die Erklärung des Seins wird vorzüglich auf die Ueberordnung sehen, die Erklärung des Werdens auf die Inordnung. Es gibt Gegenstände, die sich nicht gut über- und unterordnen lassen, und diese werden sich auch nicht gut im Sein, sondern besser im Werden erklären lassen, und umgekehrt; z. B. die Stimme läst sich schlecht im Sein, die Katze schlecht im Werden erklären. Beispiele von beiden Erklärungsarten sind:

a) Der Hund ist ein vierfüßiges Säugethier, das von sehr verschiedener Größe vorkomt, mit den Menschen gleich weit auf der Erde verbreitet ist, ursprünglich zum Geschlecht der Raubthiere gehört u. s. w.

b) Der Ton entsteht dadurch, dass die Stimmritze beim Ausströmen der Luft aus der Lunge in eine zitternde Bewegung geräth bei verschiednen Oefnungen der Stimmritze.

Erklärt man einen Begriff im Sein, so gibt man am besten a) den übergeordneten Begriff und b) den Unterschied an, und wäre der übergeordnete Begriff nicht klar, so muss man den Begriff auch angeben, der ihm wieder übergeordnet ist, z. B. ein Sperling ist a) ein Thier, b) ein Vogel, c) ein Singvogel, d) ein Singvogel von grauer Farbe, von der und der Größe, der u. s. w.

Befürchtet Jemand bei einem Begriff, dass dessen Gegenstand nicht klar ist, so muss er den Gegenstand näher erklären, befürchtet er hingegen, dass das Wort nicht möchte genau den Gegenstand bezeichnen, so muss er das Wort näher erklären, den Wortbegriff als solchen entwikkeln. Hiernach theilt man die Erklärungen in Sach- (real) und Wort- (nominal) Erklärungen ein. Macht man Worterklärungen, wo Sach-

erklärungen nöthig sind, so ist man ebenfals ein müßiger Erklärer. Eine Erörterung ist eine Entwikkelung einzelner, noch dunkler Merkmale, also eine Erklärung einzelner, noch dunkler Erklärungen, z. B. wer sein Vaterland liebt, der wird nicht bloß im Frieden demselben leben mit seinem ganzen Wesen, mit seiner ganzen Einsicht, mit der Fülle seiner Kraft, sondern auch im Kriege dasselbe vertheidigen und mitwürken zur Erhaltung der Freiheit desselben. Dies kann aber geschehen durch Führung des Schwertes, durch klugen Rath, durch Vermittelungen des Friedens, ja auch durch Vorbereitungen zum Kriege, durch Anschaffung von Kriegsmitteln u. s. w. Deshalb kann auch der Bürger, der ruhig bei seiner Arbeit bleibt, der Bauer, der seinen Akker bestelt, mitwürken zur Erhaltung des Vaterlandes in Zeiten der Noth.

Jede Eintheilung der Begriffe muss sich gründen auf der Verwandschaft und Verschiedenheit der Gegenstände, woraus sich ihre wesentliche Ordnung ergibt. Jede Eintheilung muss einen Eintheilungsgrund haben, oder sich beziehen auf einen Begriff, in Hinsicht dessen jedes Eintheilungsglied von dem andern abweicht. Will man die Pflanzen eintheilen z. B., so sind viele Eintheilungsgründe möglich, z. B. Blattform, Wurzelform, Blüthenfarbe, Dauer, Staubgefäße, Stempel, Saamenstand u. s. w. In Hinsicht der Dauer kann man die Pflanzen eintheilen in stokkdauernde, wurzeldauernde, zweijährige und einjährige; in Hinsicht der Staubgefäße in ein-, zwei-, drei- u. s. w. männige; aber keineswegs kann man deshalb die Pflanzen eintheilen in jährige, einmännige, zweijährige, vielmännige u. s. w. Diese Eintheilung wäre falsch, weil nicht derselbe Theilungsgrund bei

allen Theilungsgliedern stattfindet. Da es bei vielen Begriffen mehre Theilungsgründe gibt, so entstehen dadurch Nebeneintheilungen, denen die Haupteintheilung als die wichtigste entgegensteht. Jede Eintheilung kann wieder Unterabtheilungen haben, und diese wieder, bis ins Unendliche fort. So wie aber kein Glied aus einer Nebeneintheilung in eine Haupteintheilung kommen kann, so auch kein Glied aus einer Unterabtheilung; z. B. ist die Eintheilung falsch: Alle Thiere werden eingetheilt in Säugethiere, Vögel, Schmetterlinge u. s. w., da Schmetterling eine Unterabtheilung von Schnitlingen (Insekten) ist. Alle Theilungsglieder müssen deshalb auf gleicher Höhe stehen. Soll eine Eintheilung vollständig sein, so müssen alle Theilungsglieder zusammen den getheilten Begriff darstellen, oder seinen ganzen Umfang ausfüllen.

§. 9.

Darstellung der Urtheile.

Die Vorstellungen entstanden durch Unterscheidung des Gegenstandes (Objektes) von dem Selbstande (Subjekte) oder durch Vergegenständigung der innern Anschauung; die Begriffe hingegen durch Vereinigung mehrer einzelner Vorstellungen zu einer gegenständigen Ganzheit (objektive Totalitaet) im Denken; die Urtheile entstehen durch Unterscheidung einiger Begrifsbestimmungen von der Ganzheit des Begriffes selbst, oder durch Zuständigung eines Theils des Selbstandes. *) Fälle ich z. B. das Urtheil:

---

*) Anmerk. Die Begriffe Gegenstand und Selbstand sind durchaus beziehliche Begriffe. Alles Betrachtete steht

der Mensch geht, so stelle ich den Menschen, der mir, dem Urtheilenden, ein Gegenstand ist, als einen Selbstand hin, und daneben eines von seinen Merkmalen, nämlich das des Gehens. Jeder Begriff, über den man urtheilt, wird dadurch ein Selbstand, nicht in Hinsicht des Urtheilenden, sondern in Hinsicht dessen, was über ihn geurtheilt wird, in Hinsicht des Zustandes, worin er sich befindet. Urtheile setzen daher bestimte Begriffe voraus, wenn auch nicht vollständig bestimte. Wer urtheilt: der Mensch geht, muss wenigstens wissen, dass die Bestimmung des Gehens in dem Menschen liegt; er braucht aber nicht zu wissen, dass der Mensch auch denkt, um voriges Urtheil fällen zu können. Es kann daher Jemand über Dinge urtheilen, die er noch nicht vollständig begriffen hat. Vollständige Begriffe setzen alle mögliche Urtheile über einen Gegenstand voraus. Ja, man kann keinen Begriff bestimmen, ohne zu urtheilen, und alle Begrifsbestimmungen, Erklärungen und Beschreibungen setzen Urtheile voraus. So hängt das Begrifsvermögen mit der Urtheilskraft auf das Genaueste zusammen, beide bestimmen und bedingen sich wechselweis. Das Begrifsvermögen ist die Einigungs-, das Urtheilsvermögen die Scheidungskraft im Denken. Man urtheilt, um zu begreifen, und man begreift, um zu urtheilen. Die Urtheilskraft

---

dem Betrachtenden entgegen und heißt deshalb Gegenstand, indem der Betrachtende der Selbstand ist; aber jedes Betrachtete kann wieder ausmachen den Selbstand der ganzen Betrachtung, und dieser Selbstand kann einen Gegenstand haben oder nicht; z. B. der Mann schlägt den Hund, und die Frau weint; muss aber stets einen Zustand haben, in einem Zustande sich befinden.

verhält sich zum Begrifsvermögen wie in der Zahlenlehre die Verminderung (Subtrakzion) zur Vermehrung (Addizion). Alles Aufsatzmachen besteht im Grunde, wie jedes Rechnen, aus einem Vermehren und Vermindern.

Jedes Urtheil besteht, wie schon angedeutet ist, aus zwei nothwendigen Theilen, aus dem Selbstande und dem Zustande, oder aus der Ganzheit und Einzelnheit, oder aus dem ganzen Begriff und einer oder mehren einzelnen, ins Leben getretenen Bestimmungen desselben. Diese zwei nothwendigen Theile des Urtheils sind nicht neben einander gestelt, sondern in einander, stehen im Verhältnifs der innigen Vereinigung zu einander, indem der Selbstand nicht neben dem Zustande ist, sondern in demselben sich befindet. Selbst bei den verneinenden Urtheilen findet dies Insein des Selbstandes in dem Zustande statt, z. B. der Mensch fliegt nicht, welches heißt, der Mensch ist in dem Zustande des Nichtfliegens. Oder, wem das gezwungen zu sein dünkt, der kann sich das Verhältnifs des Selbstandes zu dem Zustande denken, als das des Inseins oder Nicht-Inseins. Nach dieser Unterscheidung zerfallen die Urtheile in bejahende und verneinende. Wenn man die Urtheile in ursprüngliche und abgeleitete eintheilt, so ist diese Eintheilung übel gewählt. Die Sache ist nämlich folgende: So wie ein Begriff durch näheres Angeben seiner Merkmale näher bestimt wird, z. B. Vater — mein guter Vater, eben so wird auch das Urtheil oft näher bestimt. So kann das Urtheil, der Hund belt, durch die Begriffe: dein groß, gestern, am Abend, schreklich u. s. w. folgendermaaßen näher bestimt sein: dein großer Hund belte gestern am Abend schreklich.

Wie verschieden diese Begrifsbestimmungen sein können, das ist in der Wort- und Satzlehre näher gezeigt. Aber auch durch Urtheile kann ein Urtheil näher bestimt sein; z. B.: wenn es morgen regnet, komme ich nicht zu dir; oder: da es gestern regnete, so kam ich nicht zu dir. Hier ist in beiden Fällen das letzte Urtheil durch das erste bestimt, indem ersteres den Grund des letztern angibt. Solche Urtheile nun nent man abgeleitete. Hiervon unterscheiden sich die Urtheile, welche ein doppeltes oder mehrfaches Insein angeben, wovon nur eins stattfindet, wobei aber nicht angegeben ist, welches stattfindet; z. B. entweder du schreibst mir, oder du komst selbst. Hier sind zwei Urtheile nebengeordnet nicht bloß, sondern gegengeordnet; so wie in den früher angegebenen Fällen ein Urtheil dem andern ingeordnet ist. Wie verschieden die Urtheile zu einander geordnet sein können, das ist in der Satzlehre bei den zusammengesetzten Sätzen näher entwikkelt.

In Hinsicht des Umfanges, der beim Urtheil in dem Insein besteht, finden drei Fälle statt; nämlich das Insein kann sein (Möglichkeit), ist (Würklichkeit), muss sein (Nothwendigkeit); z. B. das Haus kann einstürzen, stürzt ein, muss einstürzen. Die Möglichkeit ist weiter, als die Würklichkeit, und diese weiter, als die Nothwendigkeit.

Die bejahenden Urtheile sowohl, als die verneinenden, kann man wieder eintheilen in allgemein bejahende oder verneinende, und in besonders bejahende oder verneinende; z. B.: Alle Menschen essen, kein Mensch fliegt, einige Fische fliegen, einige Fische haben keine Schwimmblasen.

Ein allgemein bejahendes Urtheil ist das allerbestimteste; in ihm können Selbstand und Zustand Wechselbegriffe, oder der Selbstand dem Zustand untergeordnet sein; z. B.: a) Alle Thiere mit Federn, zwei Füßen, zwei Flügeln, Schnäbeln u. s. w. sind Vögel; b) alle Vögel sind Thiere. In einem allgemein verneinenden Urtheile müssen Selbstand und Zustand durchaus gegengeordnet sein; z. B. kein Vogel ist ein Fisch.

Die Bestimmungen eines Urtheils können entweder mehr auf den Selbstand, oder mehr auf den Zustand, oder auf das Urtheil überhaupt gehen; z. B. in dem Urtheile: sehr viele Menschen verehren in ihrem Aberglauben noch Thiere als Götter, ist der Selbstand Menschen bestimt durch sehr viele, der Zustand verehren durch noch Thiere als Götter, und das ganze Urtheil durch in ihrem Aberglauben. Auf diese Unterscheidung gründet sich theilweise die Stellung der Wörter in einem Satze, worüber man vergleiche die Satzlehre.

Die Fragen sind an und für sich noch keine Urtheile, sondern Uebergänge von einem unbestimten Urtheil zu einem näher bestimten. Jeder Frage liegt deshalb ein Urtheil zum Grunde, und jede Frage wird gemacht, um das zum Grunde liegende Urtheil näher zu bestimmen. Der Frage: Wer ist da gewesen? liegt zum Grunde das Urtheil: Jemand ist da gewesen, und die Frage bezielt, den unbestimten Jemand in einen bestimten Mann verwandeln zu können. Jede Antwort in ihrer Vollständigkeit ist daher ein Urtheil, was sich zu dem der Frage zum Grunde liegenden verhält, wie eine bestimte Zahl zu

einer unbestimten. Einem Fragenden können sehr wesentliche und weniger wesentliche Stükke zu einem bestimten Urtheil fehlen. Jede Frage enthält allso a) ein Urtheil und b) eine Aufforderung zur nähern Bestimmung des Urtheils; z. B. die Frage: Wenn wilst du schreiben? enthält a) das Urtheil: du wilst schreiben, und b) die Aufforderung: die Zeit des Schreibens zu bestimmen. Jede Frage ist allso eine Aufforderung zum Wissenmachen, zum Belehren. Von den Fragen sind wieder unterschieden die Befehle. Die Befehle setzen ebenfals ein Urtheil voraus, sind aber als solche keine Urtheile selbst, sondern Aufforderungen zu einer That, nach deren Vollziehung ein Urtheil möglich ist, das sich zu dem vorausgesetzten verhält wie die Würklichkeit zur Möglichkeit. Der Befehl: Gehe dorthin, setzt z. B. voraus die Möglichkeit des Hingehens, oder das Urtheil: Du kanst dahin gehen, aber der Befehlende ist mit dem Urtheil nicht zufrieden, sondern er will das fällen: Du gehst dahin, und fordert allso dazu auf, dass die Möglichkeit in Würklichkeit verwandelt werde. Jeder Befehl allso, der auf unmögliche Dinge geht, ist ungereimt, wie jede Frage, die auf Dinge geht, so über dem menschlichen Wissenskreis liegen; z. B.: Wie viel Vögel leben in diesem Augenblikk auf der Erde? — Auch diejenigen Fragen sind ungereimt, bei denen die Antwort von selbst schon in der Frage liegt, z. B. wie lange hat der siebenjährige Krieg gedauert? und eben so alle Befehle, die schon ausgeübt sind und nothwendig ausgeübt werden, z. B. athme!

Von den Fragen und Befehlen unterscheiden sich wieder die Gefühlsausbrüche in Wortreihen, davon späterhin gehandelt wird. Die Befehle und die Fra-

gen können gleich den Urtheilen auf mannigfaltige Weise bestimt sein; doch ist dies bei ihnen weit weniger der Fall, als bei den Urtheilen. Befehle und Fragen können sowohl durch Begriffe bestimt sein, als auch durch Urtheile, aber keineswegs Befehle durch Befehle, oder Fragen durch Fragen. *) Werden Befehle und Fragen zu Bestimmungen der Urtheile gebraucht, so sind sie keine Befehle und Fragen mehr; z. B. er befahl ihm, das zu thun, oder er fragte, ob dieser das nicht wisse. Ein Urtheil, das den Grund seines Seins in sich selber trägt, und deshalb sich nicht auf andere Urtheile gründet, sondern dessen Wahrheit die innere Anschauung sogleich anerkennen muss, heißt ein Grundsatz; z. B. 1 mal 1 ist 1. Ein Urtheil hingegen, dessen Wahrheit sich gründet auf ein anderes Urtheil, heißt ein Lehrsatz; z. B. zwei Nebenwinkel sind gleich zwei rechten Winkeln. Um die Richtigkeit eines Lehrsatzes zu beweisen, muss man denselben auf irgend eine nothwendige innere Anschauung, oft durch viele Urtheilsfolgerungen, zurükkführen, oder ihn beweisen. Bei diesen Beweisführungen gibt es zwei Wege, nämlich einen bergan vom Grunde zur Folge (Synthesis) und einen bergab von der Folge zum Grunde (Analysis). Will ich z. B. bei der Beweisführung des Lehrsatzes, dass zwei Nebenwinkel gleich sind zwei rechten, den Weg bergan gehen, so würde der Beweis so lauten: Auf einem beliebigen Strich kann ich einen andern senkrecht errichten, und so müssen zwei rechte Winkel entstehen, die als solche sich gleich sind. Errichte ich einen Strich auf einem andern nicht senkrecht,

---

*) Anmerk. Vergleiche hierüber die Satzlehre! —

so wird ein größerer und ein kleinerer Winkel entstehn, aber dabei kann ich auch noch einen Strich senkrecht errichten, und so finde ich, daſs ein mitler Winkel entsteht, der, abgezogen von dem größern, einen rechten Winkel zurükkläſt, hinzugefügt zu dem kleinern, einen rechten Winkel bildet. Allso u. ſ. w. — Gehe ich im Gegentheil den Weg bergab von dem Höhern zum Niedern, oder von der Folge zu dem Grunde; so würde der Beweis ungefähr so lauten: Wären zwei Nebenwinkel nicht gleich zwei rechten, so müſten sie mehr oder weniger als zwei rechte sein. Wären sie mehr, so müſte der stumpfe Winkel stumpf bleiben, wenn ich auch von ihm so viel abschnitte, daſs auch der spitze stumpf würde; wären sie weniger, so müſte der spitze Winkel spitz bleiben, wenn ich auch das zu ihm hinzulegte, was ich abschneiden müſte, um den stumpfen Winkel spitz zu machen. In beiden Fällen könte ich, wenn ich beide Winkel in zwei gleiche Winkel theilen wolte, keinen senkrechten Strich gebrauchen, da dieſer zwei rechte Winkel erzeugen würde, ich müſte allso den Strich schräg ziehen, und ein Strich auf einem andern schräg gesetzt, bildet keine gleichen Winkel u. ſ. w.

Auf dem Wege vom Niedern zum Höhern müssen stets die unerweislichen Wahrheiten den erweislichen vorangehen, die höhern den niedern; auf dem umgekehrten Wege ist es umgekehrt. Eine ganze Kette von Urtheilen, die so im innern Zusammenhange stehn, machen eine innere Denkreihe aus oder eine Gedankenfolge; und mehre in einander verbundne Gedankenfolgen bewürken ein ganzes Denkgebäude (ein Siſtem). Von diesem innern Zusammenhange unterscheidet sich der im Raum (geografisch oft genant) und der in der Zeit (chronologisch). Be-

schreibungen und Erzählungen unterscheiden sich deshalb von Betrachtungen. Die Grundsätze können entweder ganz innenklar (a priori) oder außenklar (a posteriori) sein, auf innern Grundanschauungen oder auf äußern Begebenheiten, Wahrnehmungen und Thatsachen beruhen. Bei letzteren wird der geschichtliche Glaube vorausgesetzt. So wie die Urtheile zerfallen in Grundsätze und Lehrsätze, so zerfallen die Befehle in Forderungssätze — Befehle, deren Forderungen gleich offen da liegen und deshalb gleich ausgeführt werden können ohne Mittelglieder — und in Aufgaben — Befehle, deren Verwürklichung erst durch Mittelglieder stattfindet. — Ein Zusatz ist ein Urtheil, das nicht bewiesen wird, weil seine Wahrheit aus vorhergegangenen Urtheilen von selbst erhellet, gleichsam durch die vorhergegangenen innenwahr und innenklar geworden ist. Ein Lehrsatz enthält ein Urtheil, das kein Grundsatz ist, aber als Grundsatz gebraucht wird, wenn man seinen Beweis schon anderweitig voraussetzt. Eine Anmerkung enthält ein Nebenurtheil, was wegen einer Nebensache, und nicht wegen der Hauptsache beigefügt wird.

Das Urtheil wird häufig zerlegt in seine beiden wesentlichen Stükke, um jedes einzelne Stükk desto näher zu betrachten. Am häufigsten geschieht dies in Reden, zumal in geistlichen. Ein solches zu zerlegende Urtheil heißt ein Redesatz (Thema.) Haben wir z. B. den Redesatz: Der wahre Vaterlandsfreund muss auch Gottes Freund sein; so kann man diesen folgendermaaßen zerlegen:

1) Betrachtung des wahren Vaterlandsfreundes;

2) Betrachtung darüber, wie dieser auch Gottes Freund sein müsse.

Ja, man könte auch drei Theile machen, als:

1) der Vaterlandsfreund;
2) Gottes Freund;
3) das Verwandtsein beider.

Die Hauptzerlegungen kann man wieder zerlegen, z. B. der Vaterlandsfreund wird

1) alles thun zur äußern Sicherstellung;
2) zur innern Sicherung;
3) zur innern Bildung des Vaterlands.

Nimt man bei der Ausführung eines Redesatzes nur auf Theile des Urtheils Rükksicht, so macht man nur eine Entwikkelung, keine Zerlegung; z. B.: der Mensch soll Liebe üben

1) gegen sich, und zwar
   a) in Hinsicht seines Verstandes,
   b) in Hinsicht seiner Thätigkeit,
   c) in Hinsicht seines Gemüths,
   d) in Hinsicht seines Leibes;
2) gegen seinen Nächsten, und zwar
   a) gegen seine nächsten Verwandten,
   b) gegen Haus- und Ortsgenossen,
   c) gegen alle Menschen desselben Volks,
   d) gegen alle Menschen überhaupt.

Die Urtheile können zu einander eben so vielfach geordnet sein, wie die Begriffe (§. 8.), und ihre Ordnung gründet sich auf ihre Eintheilung, ihre Eintheilung aber auf ihre Höhe und auf ihren Umfang.

§. 10.

Darstellung der Schlüsse.

Leitet man aus einem Urtheile ein anderes ab, so verhält sich das abgeleitete zu dem, aus welchem es abgeleitet ist, wie die Folge zum Grunde, und daher heißen solche abgeleitete Urtheile Folgerungen. Bei jeder Folgerung beruht allso das letzte Sein auf ein erstes Sein, z. B. da du krank bist, so kanst du nicht ausgehen, oder, wenn du nicht mitgehen wilst, so kanst du auch den Wasserfall nicht sehen. Wird aber aus zwei Urtheilen ein drittes gefolgert, und zwar aus zwei Urtheilen, die sich zu einander verhalten wie der Selbstand zu dem Zustande in dem gefolgerten Urtheil, so wird geschlossen — ein Schluss gemacht; z. B. ein Kranker kann nicht gut eine Reise machen, du bist krank, allso kanst du nicht gut eine Reise machen. Jeder Folgerung liegt eigentlich ein Schluss zum Grunde, z. B. der Folgerung: wenn du nicht mitgehen wilst, so kanst du den Wasserfall nicht sehen, liegt der Schluss zum Grunde: Wer den Wasserfall sehen will, muss hingehen, du wilst den Wasserfall sehen, allso must du auch hingehen. Alle Folgerungen sind daher eigentlich verkürzte Schlüsse, bei denen ein Satz fehlt, weil er sich von selbst versteht. Man kann nicht, wie wohl Andere angeben, aus einem Satze einen andern schließen, sondern nur aus zwei und mehren Sätzen, eigentlich nur aus zwei Sätzen; denn sind mehre da, so sind sie nur im Grunde Bestimmungen der zwei Hauptvordersätze, oder es wird aus Schlüssen statt aus Urtheilen geschlossen. Jeder Schluss ist auch wieder zu betrachten als ein Urtheil, das durch Urtheile bestimt

ist, und Schlüsse werden daher gleich den Urtheilen durch den Satz ausgedrükt. Da Fragen und Befehle keine Urtheile enthalten, so kann auch aus ihnen kein Schluss gebildet werden. In jedem Schlusse unterscheidet man den Schlussatz von den beiden Vorder-Sätzen. Von den Vordersätzen enthält einer den Begriff des Zustandes im Schlussatz oder den großen Begriff, und einer den des Selbstandes oder den kleinen Begriff, und beide sind vermittelt wieder durch einen mitlern Begriff. Der Vordersatz, der den großen Begriff enthält, heißt der Obersatz, und der andere der Untersatz. Kommen mehre Vordersätze als zwei vor, so sind sie vermittelnde Sätze zwischen Ober- und Untersatz. In dem Schluss: Alle Thiere leben, der Fisch ist ein Thier, allso lebt der Fisch, ist: Alle Thiere leben, der Obersatz; der Fisch ist ein Thier, der Untersatz; und: Allso lebt der Fisch, der Schlussatz. Der vermittelnde Begriff zwischen Ober- und Untersatz ist der Begriff Thier. Das Leben enthält den großen Begriff, der Fisch den kleinen Begriff. Alle Schlüsse gründen sich allso auf den Satz, wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, so sind sie sich selbst gleich, und die allgemeine Schlussform ist deshalb: A ist B, B ist C, allso ist A auch C. Soll A der kleinere, B der mitlere und C der größere Begriff sein, so sind vier Schlussformen möglich; nämlich:

1) B ist C, A ist B, allso ist A auch C; z. B.: Alle Katzen (mitlere) sind Thiere (größere) [Obersatz], dies (kleinere) ist eine Katze (mitlere) [Untersatz], allso ist dies (kleinere) auch ein Thier (größere [Schlussatz.]

2) C ist B, A ist B, allso ist A auch C; z. B.: Alle Vögel sind Thiere, einige Geschöpfe sind Thiere, allso sind einige Geschöpfe auch Vögel.

3) B ist C, B ist A, allso ist A auch C; z. B.: Alle Enten sind Vögel, alle Enten sind Thiere, allso sind einige Thiere auch Vögel.

4) C ist B, B ist A, allso ist A auch C; z. B.: Alle Vögel sind Thiere, alle Thiere sind Geschöpfe, allso sind einige Geschöpfe auch Vögel.

Bei näherer Untersuchung dieser ursprünglichen Schlussformen ergibt sich Folgendes von selbst:

1) Dass im Obersatz stets der mitlere und größere, im Untersatz der kleinere und mitlere Hauptbegriff im Verhältniss stehe.

2) Dass in beiden Vordersätzen zugleich der mitlere Hauptbegriff nie besonders verneinend oder besonders bejahend sein kann; z. B. aus den Vordersätzen: Einige Thiere sind Vögel und einige Thiere sind Fische, folgt nichts, weil die mitleren Begriffe nur besonders bejahend sind.

3) Dass weder der große noch der kleine Hauptbegriff im Schlusssatz allgemein bejahend oder allgemein verneinend sein können, wenn sie es in den Vordersätzen nicht waren; z. B. aus den Vordersätzen: Einige Könige sind wohlthätige Menschen, alle wohlthätigen Menschen sind achtungswerth, folgt nicht, dass alle Könige achtungswerth sind, sondern nur, dass einige Könige achtungswerth sind.

4) Dass aus zwei verneinenden Vordersätzen sich kein Schluss machen lasse; z. B. aus den Vordersätzen: Keine Könige sind Thiere, du bist kein König,

folgt weder: Du bist ein Thier, noch: Du bist kein Thier; denn die Verneinungen lassen alle nicht verneinende Möglichkeiten zu.

5) Dass aus besonders bejahenden Vordersätzen nur ein besonderer bejahender Schlussatz sich ergeben kann; z. B.: Einige Thiere sind Vögel, einige Vögel sind Enten, allso sind einige Thiere auch Enten. Aber es kann auch sein, dass, wenn keine Unterordnung des Zustandes unter dem Selbstand stattfindet, auch aus zwei besonders bejahenden Urtheilen kein Urtheil folgt; z. B. aus den Vordersätzen: Einige Schaafe haben feine Wolle, dies ist ein Schaaf, folgt weder, dass dies Schaaf feine Wolle habe, noch das Gegentheil.

6) Dass der Schlussatz nie bejahen kann, wenn auch nur ein Vordersatz verneint.

7) Dass der Schlussatz nicht verneinen kann, wenn beide Vordersätze bejahen.

Ueberhaupt läst sich nie von Einzelnheiten auf Besonderheiten, und von Besonderheiten nie auf Allgemeinheiten schließen; z. B. wenn ein Mensch sechs Finger an einer Hand hat, so folgt nicht, dass einige Menschen oder gar viele sechs Finger haben an einer Hand, und wäre dies, so könte daraus wieder kein Schluss auf alle Menschen gemacht werden. Eben so folgen aus Verneinungen nie Bejahungen. Man kann

I. von der Wahrheit des Allgemeinen auf die Wahrheit des Besondern schließen, z. B. weil alle Thiere lebendige Wesen sind, und der Vogel ein Thier ist, so muss auch der Vogel ein lebendiges Wesen sein; und

II. von der Falschheit des Besondern auf die Falschheit des Allgemeinen, z. B. da es falsch ist: einige Vögel leben in der Erde, so muss es auch falsch sein, dass alle Vögel in der Erde leben.

Hieraus ergeben sich acht wahre Schlussarten; nämlich man kann schließen:

1) Von der Wahrheit eines allgemein bejahenden Urtheils auf die Falschheit eines allgemein verneinenden; z. B. da alle Thiere leben, so ist es falsch, dass kein Thier lebt.

2) Von der Wahrheit eines allgemein verneinenden Urtheils auf die Wahrheit eines allgemein bejahenden; z. B. da es wahr ist, dass kein Thier ein Baum ist, so muss es auch wahr sein, dass alle Thiere Nichtbäume oder keine Bäume sind.

3) Von der Falschheit eines besonders bejahenden auf die Wahrheit eines besonders verneinenden; z. B. da es falsch ist, dass einige Pflanzen gehen, so muss es wahr sein, dass einige Pflanzen nicht gehen.

4) Von der Falschheit eines besonders verneinenden auf die Wahrheit eines besonders bejahenden; z. B. da es falsch ist, dass einige Vögel keine Flügel haben, so muss es wahr sein, dass einige Vögel Flügel haben.

5) Von der Wahrheit eines allgemein bejahenden auf die Falschheit eines besonders verneinenden; z. B. da alle Vögel Thiere sind, so ist es falsch, dass einige Vögel keine Thiere sind.

6) Von der Falschheit eines allgemein verneinenden auf die Wahrheit eines besonders

bejahenden; z. B. da es falsch ist, dass alle Vögel keine Thiere sind, so ist es wenigstens wahr, dass einige Vögel Thiere sind.

7) Von der Wahrheit eines allgemein verneinenden auf die Falschheit eines besonders bejahenden; z. B. da es wahr ist, dass keine Thiere Pflanzen sind, so muss es falsch sein, dass einige Thiere Pflanzen sind.

8) Von der Falschheit eines allgemein bejahenden auf die Wahrheit eines besonders verneinenden; z. B. da es falsch ist, dass alle Bäume Birnbäume sind, so ist es wahr: einige Bäume sind keine Birnbäume.

Man kann nicht schließen:

I. Von der Falschheit des Allgemeinen auf die Falschheit des Besondern; z. B. da es falsch ist, dass alle Thiere schwimmen, so braucht es nicht falsch zu sein, dass einige Thiere schwimmen.

II. Von der Wahrheit des Besondern auf die Wahrheit des Allgemeinen; z. B. da einige Thiere schwimmen, so brauchen nicht alle zu schwimmen.

Hieraus bilden sich vier Fälle. Man kann nämlich nicht schließen:

1) Von der Falschheit eines allgemein bejahenden Urtheils auf die Wahrheit eines allgemein verneinenden; z. B. da es falsch ist, dass alle Thiere Vögel sind, so ist es nicht wahr, dass kein Thier ein Vogel ist.

2) Von der Falschheit eines allgemein verneinenden auf die Wahrheit eines allgemein bejahenden; z. B. da es falsch ist, dass keine

Bäume Pflanzen sind, so folgt nicht, daſs alle Bäume Pflanzen sind.

3) Von der Wahrheit des besonders bejahenden auf die Falschheit des besonders verneinenden; z. B. da einige Vögel fliegen, so folgt daraus nicht, daſs einige Vögel nicht fliegen, denn es könten ja wohl alle fliegen.

4) Von der Wahrheit eines besonders verneinenden auf die Falschheit eines besonders bejahenden; z. B. daraus, daſs einige Vögel keine Krähen sind, folgt nicht die Falschheit davon, daſs einige Vögel Krähen sind.

Verbinden wir jetzt die Schluſsarten, die sich ergeben aus der verschiedenen Stellung der Hauptbegriffe, mit denen, die sich sowohl aus der Eintheilung in Allgemeinheit und Besonderheit, als aus der in Verneinung und Bejahung ergeben, so ergeben sich daraus 19 besondere würkliche und wahre Schluſsarten, die wir nur andeuten, und zwar durch folgende Zeichen: 1 = groſser Hauptbegriff, 2 = kleiner, 3 = mitler, A = allgemein bejahend, a = besonders bejahend, N = allgemein verneinend, n = besonders verneinend.

Die erste Hauptschluſsart lautet: 31, 23, und die würklichen (nicht die denkbaren) Unterarten sind: AAA, Aaa, NAN, Nan.

Die zweite Hauptschluſsart lautet: 13, 23, und die würklichen Unterarten sind: ANN, Ann, NAN, Nan.

Die dritte Hauptschluſsart lautet: 31, 32, und die würklichen Unterarten sind: AAa, Aaa, NAn, Nan, aAa, nAn.

Die vierte Hauptschlussart lautet: 13, 32, und die wärklichen Unterarten sind: AAa, ANN, NAn, Nan, aAa. Wer Beispiele sich hierzu aufsucht, wird die Wahrheit besser einsehen, als wenn alle Beispiele hier ständen.

Alle übrigen Eintheilungen von Schlüssen können wir hier mit Recht übergehen, indem wir, so wie bei den Urtheilen, bemerken, dass auch die Schlüsse auf die verschiedendste Weise durch Begriffe, Urtheile und andere Schlüsse bestimt sein können, dass aber die Schlüsse, sie mögen bestimt sein, auf welche Weise sie wollen, stets den aufgestelten Grundregeln genügen müssen, um ihre Wahrheit zu behaupten. Nur zwei Beispiele von näher bestimten Schlüssen mögen hier stehen:

1) Alle Thiere leben entweder im Wasser oder auf dem Wasser, entweder auf oder in der Erde, entweder in der Luft oder auf oder in irgend einem andern Körper, oder auf und in mehren Körpern zugleich, die Schwalbe ist auch ein Thier, und zwar ein Vogel aus dem Geschlecht der Singvögel, weil sie singt, Flügel und Schnabel hat, lebt und sich bewegt; und muss deshalb auch an irgend einer Stelle der Erde leben.

2) Es ist Unsinn, anzunehmen, dass ein Gott und dass kein Gott zugleich ist, weil es sich selbst widerspricht; ist aber ein Gott, so muss er auch die Quelle und den Ursprung aller Dinge in sich enthalten; denn ein Gott, der nicht der Grund alles Seins und Werdens ist, das ist kein Gott. Nehmen wir allso einen Gott an, so haben wir in ihm den Grund alles Werdens und somit den Schlüssel zur Weltbetrachtung; nehmen wir keinen Gott an, so mangelt uns dieser Schlüssel; denn kein Wesen außer Gott kann den Grund alles Werdens in sich enthalten, weil jedes

Wesen stets wird. Nun aber ist es unsinnig und widersprechend, die Welt ohne einen Grund anzunehmen, eine Folge ohne eine Würkung, und dennoch können wir die Welt nicht wegläugnen. Wer also keinen Widerspruch machen will, der muss annehmen, dass ein Gott ist, weil er das Dasein der Welt nicht läugnen kann.

Eine Reihe von Schlüssen, von denen ein Schluss immer wieder aus dem andern folgt, heißt ein Kettenschluss. In einem solchen Kettenschluss kann nur der letzte Vordersatz allgemein verneinen, der erste Vordersatz besonders bejahen, alle übrigen Glieder müssen allgemein bejahen; denn alle mitleren Schlüsse sind nur vermittelnd zwischen dem ersten und letzten. Solche Kettschlüsse finden vorzüglich statt bei strengen Beweisen von Lehrsätzen, sie setzen sowohl bei dem, der sie bildet, als auch bei dem, der sie auffassen soll, eine ausgebildete Denkkraft voraus.

Man macht auch oft Schlüsse der Wahrscheinlichkeit, die aber keineswegs mit Schlüssen der Wahrheit zu verwechseln sind; z. B.: Die Schmetterlinge, die Käfer, die Halbkäfer und viele andere Schnitlinge erleben eine Verpuppung, also werden auch [wahrscheinlich] alle Schnitlinge eine Verpuppung erleben; oder: die Gedächtnisübungen sind für alle die gut, die ein schlechtes Gedächtniss haben; mein Bruder hat ein gutes Gedächtniss, deshalb werden ihm [wahrscheinlich] die Gedächtnisübungen nicht sehr heilsam sein.

§. 11.

Darstellung der Gefühle.

Von §. 7. bis §. 10. entwikkelten wir uns die Darstellung des Denkens durch die Sprache; da aber

die Sprache nicht bloß die Darstellerin des Denkens, sondern die Darstellerin des ganzen innern Menschen ist (§. 5.), so müssen wir noch die Darstellungen des innern Menschen, in so fern sie nicht Darstellungen des Denkens sind, betrachten und untersuchen. Der innere Mensch ist ein denkender, ein fühlender und wollender zugleich. In dieser Hinsicht findet in ihm eine Dreieinigkeit statt, und wolte man sinlich bei dieser Dreieinigkeit verweilen, so könte man sagen, dass das Denken vorzüglich seinen Sitz und seine Quelle im Kopf habe, die Gefühle in der Lunge und in dem Herzen, und der Wille in dem Knochengebäu, dessen Mittelpunkt das Genikk ist. Der denkende Mensch steht mit der Welt in Verbindung durch die Sinne, der fühlende vorzüglich durch den Athem, der wollende durch Aerme und Beine. Die Sprache stelt alle drei Richtungen dar, und entlehnt daher dem Gefühl den Hauch, hat ihren Hauptsitz unter dem Sitz des Denkens, und entäußert sich nicht bloß durch den Mund, sondern durch die Bewegung des ganzen Körpers. Keineswegs soll aber durch diese Andeutungen der sogenanten Materialitaet des Menschen ein Opfer gebracht werden, und wir gehen zur weitern Betrachtung des innern Menschen fort. Der wollende Mensch stelt sich dar in der Sprache durch die Befehlsform, deren nahe Verwandschaft mit der Darstellungsform der Gefühle sich schon vorher ergeben hat. *) Jeder wollende Mensch ist in demselben Augenblikk entweder ein fühlender oder ein denkender; sein Wille ist ent-

*) Anmerk. Die Befehlsform wird oft gebraucht in gefühlvollen Sätzen. Beide Satzarten haben hinter sich den Oberstrich.

weder das Erzeugniſs eines Gefühls oder das eines Gedankens, und ſomit, wenn der fühlende und denkende Menſch dargeſtelt iſt, wird zugleich der wollende, der begehrende und verabſcheuende mit dargeſtelt ſein. Deshalb haben wir hier nur noch vorzüglich den fühlenden Menſchen zu erörtern.

Des Menſchen urſprüngliche Aufmerkſamkeit hat zwei Richtungen, ſie iſt entweder ein Wahrnehmen des Aeußern oder ein Wahrnehmen des Innern; wird entweder ein Anſchauen oder ein eigentliches Empfinden. Freilich muſs jedes Aeußere wieder ein Inneres werden, wenn es überhaupt etwas Menſchliches werden ſoll, und deshalb behaupteten wir früher mit Recht, daſs man ſagen könne, die Anſchauungen müſten Empfindungen werden, im Innern wiedergefunden werden. Werden dieſe Empfindungen, es mögen ihnen Anſchauungen zum Grunde liegen oder nicht, äußerlich vorgeſtelt, ſo entſtehen Vorſtellungen, woraus ſich ergibt, daſs man nicht bloß Vorſtellungen von der äußern Welt, ſondern auch von ſeinem Innern haben kann. Alles Vorſtellen iſt ein Vergegenſtändigen, wie früher angegeben wurde, und auf die Vergegenſtändigung gründet ſich das Denken. Werden aber die Empfindungen nicht vergegenſtändigt, wird in ihnen nicht Gegenſtand und Selbſtand ſcharf getrent, ſo bleiben ſie dunkle Empfindungen. Dieſe Empfindungen können aus dem Innern ſelbſt ſich bilden, z. B. die körperliche Empfindung der Unbehaglichkeit, oder ſie können von Außen bewürkt ſein, z. B. die Empfindung des Schmerzes. Ja, nicht bloß durch Anſchauungen, ſondern durch Vorſtellungen, Begriffe, Urtheile u. ſ. w., überhaupt durch das Denken können Empfindungen in uns verurſacht ſein, z. B. habe ich nachge-

dacht über das Gewitter, so kann ich Ehrfurcht empfinden. Auch durch den Willen, durch Begehrungen und durch Befriedigung derselben, durch Thaten können Empfindungen erwekt werden; z. B. begehre ich zu essen, so empfinde ich den Hunger, habe ich gegessen, so empfinde ich die Behaglichkeit des Sattseins. So wie nun das Denken, in so fern es auf die Mannigfaltigkeit der Welt geht, der Verstand heißt, und in so fern es auf die Einheit Gottes sich richtet, wo Denken und Wollen zusammenfält, Vernunft genant wird, so heißen auch die Empfindungen, in so fern sie auf die Einzelnheit der Welt gehen, Empfindungen, und in so fern sie auf die Gotheit zielen oder auf die Einheit, nent man sie Gefühle. In allen Gefühlen müssen wir uns fühlen als den Abglanz der Gotheit im Denken und Handeln. Will man es noch anders ausdrükken, so könte man auch sagen: Empfindungen gehen auf das Körperliche, Gefühle auf das Geistige; doch kann diese Eintheilung leicht misverstanden werden, da ja das Geistige sich im Körperlichen offenbaret. Sofern die Gefühle aus dem Denken folgen, nent man sie wohl Betrachtungsgefühle (contemplative) und sofern sie mit dem Begehren in Verbindung stehen, Begehrungsgefühle (patologische). So wäre das Gefühl der Schönheit eines Tonstüks ein Betrachtungsgefühl, weil es sich gründet auf die Beurtheilung, und das Gefühl der Sehnsucht ein Begehrungsgefühl.

Das Fühlen unterscheidet sich vom Denken, wie der Selbstand vom Gegenstand. In den Gefühlen ist der Selbstand das Herschende, und in dem Denken der Gegenstand. Weil der Selbstand näher uns liegt,

als der Gegenstand, indem wir es selbst sind, so fühlt auch der Mensch die Gotheit eher, als er sie denkt, und wahre Gefühle führen mehr zur Tugend, als die richtigsten Vernunftgesetze. Da aber das Gefühl immer selbständig bleibt, so werden auch seine Gesetze und seine Aeußerungen selbständig bleiben, und was als wahr deshalb gefühlt wird, kann gegenständig falsch sein. Der Glaube, als solcher, ist mehr Sache des Gefühls, als Sache des Denkens; falsche Gedanken soll man verfolgen, die Falschheit des Glaubens ist schwer zu beurtheilen, und daraus folgt die wahre Duldung, die keine Gleichgültigkeit ist. Das Band zwischen Gefühlen und Begehrungen ist kürzer und fester, als das zwischen Gedanken und Begehrungen; ersteres liegt ganz im Menschen, letzteres geht von Außen in den Menschen. Das Denken und das Fühlen, beide streben den Menschen in Einklang zu setzen; das Denken setzt den Menschen in Einklang mit der Außenwelt, das Fühlen den Menschen mit sich selbst. Findet im Gefühl dieser Einklang statt, so hat der Mensch ein angenehmes Gefühl, findet dieser Einklang nicht statt, so hat er ein unangenehmes Gefühl; findet der höchste Einklang statt, so ist er selig. Findet der Einklang im Denken statt, so herscht die Wahrheit, im Gegentheil die Unwahrheit; die höchste Wahrheit liegt in dem unbeschränkten Wissen der Gotheit, wohin der Mensch nie komt. Das Denken ist die Thätigkeit, sich immer mehr bewust zu werden, das Fühlen ist das innere genießliche Empfinden dieser Thätigkeit; das Denken sucht Gott, das Fühlen empfindet sein Wesen, das Denken erspäht die Bahnen des Sollens, das Fühlen empfindet sie mit jedem Athemzuge. Ich erinnere hier an Schillers treflichen Ausspruch: „Was kein

Verstand des Verständ'gen sieht, entdekt in der Unschuld ein einfach Gemüth."

So viel zur nähern Auffassung der Gefühle selbst. Die ausführliche Betrachtung sämtlicher einzelner Gefühle gehört nicht hierher; in allen waltet in der Seligkeit der Einklang ob, in der Unseligkeit und Unannehmlichkeit der Misklang. Leidenschaften und Aufwallungen, Reue und Gewissensbisse gehören zu den Misklängen; der selige Genuss bei Betrachtung der schönen Formen der Schöpfung und der Kunst, der selige Genuss, den uns ein schönes Tonspiel gewährt, der selige Genuss, den eine gute That erzeugt, der selige Genuss, der aus der Wahrheit hervorgeht, alle diese Genüsse gehören zu den Einklängen. So wie sich Laster verhalten zu Tugenden, Irthümer zu Wahrheiten, so verhalten sich unangenehme Gefühle zu angenehmen, nämlich alle wie Misklang (disharmonie) zu Einklang (harmonie).

Empfindungen und Gefühle entäußern sich nothwendig durch die Sprache, ja viel nothwendiger, als die Gedanken, welche ursprünglich erst durch Anschauungen zu Empfindungen vermittelt sind. Was im Innern waltet, das entströmt durch den Hauch, das zukt durch die Mienen, das regt sich in Arm und Bein. Ein Mensch im Zustande der Gefühle ist gleichsam ein Tonwerkzeug der Gotheit, das von selbst spielt, Misstöne und Wohltöne, je nachdem es gestimt ist. Der Laut und der Hauch ist das Urerzeugnis der Empfindungen, und das Wort ergab sich von selbst durch die verschiedenen Bestimmungen der Empfindungen. Ein Wort stelt schon eine bestimtere Empfindung dar als ein Laut. Im Wort und im Laut entströmen allso die Empfindungen und die Gefühle gleich den Ge-

danken; aber nicht so im Satz. Der Satz ist ein reines Erzeugniss des Denkens, als Darstellung eines Urtheils. Das Gefühl kann nicht urtheilen, weil in jedem Urtheile ein äußerer Selbstand stattfindet, der vom urtheilenden Selbstande ganz verschieden ist, und weil dieser äußere Selbstand in einem Zustande ist, der von dem Zustande des Urtheilenden ganz verschieden gedacht wird. Ein Urtheil ist also durchaus eine Vergegenständigung des äußern Lebens von dem innern Leben. Die Gefühle können nicht vergegenständigen, mithin nicht urtheilen, mithin in keinem eigentlichen Satz sich darstellen. Schon die Begriffe und die Vorstellungen fehlen im wahrsten Sinn den Gefühlen; denn die Gefühle sind nur Vorstellungen unsers Selbst in uns selbst, durch uns selbst und also keine eigentlichen Vorstellungen; und das Wort ist daher der Empfindung nicht Darstellung der Vorstellung und des Begrifs, sondern Darstellung der Empfindung in der Einzelnheit, oder Darstellung des Gefühls in der Einheit. Nur in Reihen von Wörtern können sich die Gefühle gestalten und ausbrechen, deren Ordnung nothwendig ist durch die Aufeinanderfolge der Gefühle, deren Zusammenhang kein anderer ist, als der der Aneinanderreihung. Die Reihen von Wörtern, in denen sich die Gefühle darstellen, verhalten sich zu den Sätzen des Denkens, wie die Vermehrung (Additio) zur Vervielfältigung (Multiplicatio), oder wie die Verminderung (Subtractio) zur Theilung (divisio). Je mehr sich die Gefühle dem Wissen nähern, desto mehr werden sich die Wortreihen den Sätzen nähern; je mehr sie dem Wissenwollen verwandt sind, desto mehr werden sie der Frageform in der Darstellung sich annähern; je näher sie dem Wollen liegen, desto näher werden ihre Darstellungen der Befehlsform

liegen. *) Hieraus erhellet von selbst, wie mannigfaltig die Gefühlsdarstellungen in Wortreihen sind. Aber auch in Hinsicht der Worte und der Laute selbst werden sich die Gefühle nothwendig verschieden darstellen. Die sanften Gefühle werden sanft, gehaltig und in sanften Worten sich darstellen, die stürmischen hingegen in einem Wortstrom, in einer Wortfülle. Manche Gefühle unterbrechen sich lange, und so müssen sich auch nothwendig die Worte unterbrechen, manche können nicht genug ausströmen, sie wiederholen sich immer und immer, und so hallen auch die Worte und hallen wieder. Die ganzen Bewegungen des Körpers werden darnach ebenfals sehr verschieden sein, worüber späterhin!

Was nun in dieser Hinsicht die nothwendige Sprachdarstellung von selbst thut, das muss die freie Sprachdarstellung bei der Darstellung der Wissenschaften und Künste mit Besonnenheit nachahmen. (§. 6.)

§. 12.

Die Einbildungskraft und die Begeisterung bei der Darstellung.

So wie das Denken und Fühlen entweder nothwendige Zustände sind, worin der Mensch gleichsam leidentlich, ohne seinen Willen versetzt wird, oder

---

*) Anmerk. Wenn wir in der Satzlehre Redesätze, Fragesätze, Befehlssätze und Gefühlssätze unterschieden haben, so wird dies weder durch diesen, noch durch den §. 9. aufgehoben; denn wir haben da den Ausdrukk Satz im weiten Sinne genommen, und thaten dies mit Fleiß; weil doch kein anderes Wort so gut für diese Formen passend ist.

freie, worin sich der Mensch selbst mit Willen und mit Bewuſtsein versetzt hat, eben so ist es auch mit der Einbildungskraft und der Begeisterung. Wer in sie nothwendig versetzt ist, der wird auch nothwendig nach ihren Gesetzen wandeln, wer aber mit Freiheit sich in sie versetzt hat, der muſs auch mit Freiheit ihren nothwendigen Gesetzen gehorchen. Das Einbilden, möchte ich sagen, liegt zwischen dem Fühlen und Denken. Das Fühlen ist ein Finden des Innern, das Einbilden ein Schaffen, ein Bilden im Innern, und das Denken ein Vergegenständigen des Innern. Die Einbildungskraft vergegenständigt zwar auch, und unterscheidet sich dadurch vom Fühlen, aber sie vergegenständigt das Innere im Innern, das Denken aber das Innere im Aeußern, zu einem Aeußern. Die Gegenstände der Einbildungskraft sind Bilder, die Gegenstände des Denkens sind Gedanken, denen Sachen im Hintergrunde liegen. In ihrem ersten Erwachen ist die Einbildungskraft mit der Erinnerungskraft und dem Vorstellungsvermögen verwandt, indem die Einbildungskraft eine Anschauung, deren Gegenstand nicht mehr angeschaut wird, wieder vorstelt. In dieser Hinsicht heißt sie die nachbildende (reproduktive) Einbildungskraft. Diese wird aber immer mehr schöpferisch (produktiv), je freier sie waltet in der Verbindung des Nachgebildeten, je mehr sie frei zusetzt und wegläſt, und komt auf den höchsten Gipfel, wenn sie ganz frei, ohne Vorbildungen, schaft und bildet. Die schöpferische Einbildungskraft liefert z. B. Schilderungen von Gegenden, die gar nicht sind, auch von allen seienden durchaus abweichen, die nachbildende schildert eine gesehene Gegend, kann sie wohl verschönern, gibt aber in ihren Grundzügen immer nur die Schilderung von einer bestimten Gegend. Die

schöpferische Einbildungskraft macht das Dichtungsvermögen aus. In so fern die Einbildungskraft, gleich der Denkkraft, mehr thätig als leidend ist, in so fern sie mehr schaft als findet, mehr eine Bewegung als eine Ruhe ist, wird sie auch näher mit dem Denken als mit dem Fühlen verwandt sein; obgleich sie nicht bloß Gedanken dichtet, sondern auch Gefühle. Sie wählt daher zu ihren Darstellungen vorzüglich die Formen des Denkens; obgleich sie der Gefühlsformen auch nicht entbehren kann. Eigne Darstellungsformen hat sie nicht, kann auch keine eignen haben, da sie doch weiter nichts als Gedanken und Gefühle erdichten kann, in so fern sie in Sprache sich darstelt. In so fern sie Werke in Marmor und Erz, in Farben und Tönen liefert, geht sie uns hier nichts an. Die Einbildungskraft erhebt den Menschen in seinen Darstellungen zur grösten Freiheit, und da jede Darstellung desto eigenthümlicher sein wird, je freier sie ist, so muss jeder Darsteller, während der Darstellung, nicht bloß im Zustande des Denkens und des Fühlens, sondern auch im Zustande des Einbildens sein. Ja, der Darsteller muss seiner Einbildungskraft oft sein Denken und Fühlen unterordnen und ganz in der Einbildungskraft aufgehen, nämlich, wenn er dichten will. Ein Schriftsteller kann aber nicht bloß in der dichten Rede, sondern auch in der losen, in der Rednersprache dichten; er kann in derselben des Dichtungsvermögens keineswegs entbehren, wenn er nicht bloß darstelt des Bedürfnisses wegen, sondern wenn seine Darstellung eine freie Darstellung in Rede und Schrift sein soll. Kein Darsteller darf aber falschen, träumerischen und kranken Einbildungen huldigen, sondern den wahren, d. h. denen, in welchen der Schein förmlich gleich ist dem Sein. Diesen Zustand des wahren Einbildens,

worin jeder Darsteller sein muſs, nennen wir die Begeisterung, die Gedanken und Gefühle voraussetzt, aber über Gedanken und Gefühle sich erhebt. Ein Schriftsteller, ein Redner, der irgend einen Gegenstand nicht bloß in trokkenen Gerippen zur Uebersicht liefern will (als Wörterbücher, Logiken, Grammatiken, mathematische Lehrbücher, naturhistorische und geschichtliche Tabellen u. s. w.), muſs durchaus begeistert sein, begeistert sein von dem Gegenstande, den er darstellen will. Ein Begeisterter denkt und fühlt nicht bloß seinen Gegenstand, sondern er schaut sein Denken und Fühlen an, indem er es in Bildern geschaffen hat. In dem Begeisterten fält, wie im Zustande der Kindheit, das Denken und Fühlen zusammen, und die Realität mit der Idealität. Die Begeisterung ist der Aufschwung des Menschen über sich selbst, und deshalb kann dieser Zustand kein dauernder sein, und läst nothwendiger Weise Abspannung zurükk. Der Begeisterte schwebt über dem Leben und kann es daher durchschauen und überschauen, er sieht mit verklärten Augen.

Moritz sagt in seinen Vorlesungen über den deutschen Stil (Braunschweig 1808 bei Vieweg) S. 309 über die Begeisterung Folgendes: „Unser Geist fühlt sich in gewissen Zeiten zu einem besondern Grade des Lebens und der Thätigkeit erhöht, wo Gedanken, die vielleicht nie, oder höchst selten, seinen Ideenkreis berührten, sich in ihm von selbst an einander reihen; wo die Ideen uns gleichsam in groſsen Massen vorschweben, wo wir alles, was wir denken und empfinden [fühlen], mit einem Leben anschauen, mit einer Wärme empfinden, die uns, in Rükksicht unsers gewöhnlichen Seelenzustandes, selbst überrascht. Wir möchten sagen: unsere Kräfte hätten sich verdoppelt, verdreifacht.“ —

Dies ist der Zustand, in dem der Mensch näher der Gotheit verwandt ist, indem er gleichsam versetzt ist in das Paradies, das da gewesen ist, oder das da kommen soll. Kinder, Seher und Glaubensstifter befinden sich am meisten in diesem Zustande. Und wer nicht in diesen Zustand kommen kann, der lasse ab von jeder freien Darstellung, er gehe den gewöhnlichen Gang des Lebens, und will er die Schrift stellen, so arbeite er durch Zusammenstellungen dem wahren Schriftsteller vor. Der bleibe Knecht, wer nicht Herr sein kann! Nur der kann von seinem Gegenstande begeistert sein, der würklich dessen Herr und Meister ist, der mit ganzem Leben und mit aller Kraft und mit tiefer Einsicht denselben erfast, und nicht mehr er selbst außer dem Gegenstande, sondern in dem Gegenstande ist, der nicht mehr den Gegenstand darstelt, sondern sich selbst lebend und webend in demselben. Aber bevor er in diesen Zustand komt, muss er reiflich und bedachtsam den Gegenstand selber untersucht und sich überlegt, denselben rings betrachtet, und unter vielen Veränderungen beobachtet haben. Und hat er seinen Gegenstand in der Begeisterung dargestelt, so nehme er wieder die bloßen Verstandesaugen, und prüfe und schaue, ob auch seine Einbildungen nicht trügen und seine Begeisterung kein Geistesrausch war. Der Darstellung muss mithin die gröste Ruhe der Aufspähung vorhergehen, und die gröste Ruhe der Untersuchung folgen, welches Letztere freilich nur bei schriftlichen Darstellungen möglich ist. Verstand und Vernunft sind also vor und nach der Darstellung die Meister vom Stuhle. Findet dies nicht statt, und ist die Begeisterung ein bloßer Geistesrausch, dem kein würklicher ausgebildeter Geist im Hintergrunde liegt, so wird die Darstellung einem tönenden Erze und einer

klingenden Schelle gleichen. Nur aus der tiefsten Erfassung des Gegenstandes kann, ja muss die Begeisterung herauswachsen. Leere Wortmacher gleichen dem Schaum in ihren Darstellungen, er bläht sich auf, aber er trit ohnmächtig zurükk. Diese Geisterei ist zu allen Zeiten eben so verdamt, wie die wahre Begeisterung anerkant. Wenn jetzt Priester wähnen, ohne diese Begeisterung das Heil der Welt verkünden zu können, wenn sie die Gottesbegeisterung aus den heiligen Büchern verbannen wollen, so beweisen sie bloß, dass das Heilige in unheiligen Händen ist. Wer nicht begeistert ist, indem er von der Kanzel zum Volk redet, als Dichter seine Anschauungen mahlt, als Weltweiser ewige Wahrheiten verkündet, der trete ab und entweihe nicht die Weihe! Der Grund aller Begeisterung ist in Gott selbst zu suchen, und auf die Näherung oder Entfernung von Gottesgeist gründen sich die verschiedenen Grade der Begeisterung, deren Anerkennung eben so nothwendig ist, wie die Anerkennung der Begeisterung selbst. Der Heiland war begeistert, Sokrates auch, aber nur ersterer schauete Gottes Angesicht.

Ein morgenländischer Schriftsteller sagt über die Begeisterung: „Die Gebärmutter der Seele schließt sich auf, die Gedanken werden ihr geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe.“ — In dem Reiche der Begeisterung sind Leidenschaften und Aufwallungen, Liebe und Hass, Hofnung und Furcht, Gefühle und Begehrungen, Gedanken und Thatenmuth — Dienstgesellen und Lehnsträger.

Nur Geist erwekt den Geist, und was daher ohne Begeisterung geschrieben und geredet ist, das wird verhauchen, ohne anzuklingen und nachzuklingen in verwandten Gemüthern. Was der Augenblikk der

wahren Begeisterung erzeugte, das ist über Ort, Zeit und Umstände erhaben, weil es Geist und Leben ist, das tönt durch Jahrtausende fort, und spricht in jedem Augenblikk Jeden an, in dem der götliche Geist wohnt. Was hielte denn sonst die heiligen Bücher? — gewiss nicht ihre Erklärer — was hielte die gefeierten Schriftsteller? — wäre es nicht der götliche Geist, der aus ihnen wehete. Menschen aber, die stets begeistert scheinen, die in ihrer Begeisterung sich abmergeln, stets zwischen Himmel und Erde schweben, nie zur ruhigen Betrachtung gelangen, werden unbrauchbar für das Leben in Zeit und in Raum, ihnen wird die Begeisterung zum Fluch ihres eignen Selbst, sie werden, weltlos im Kampf mit der Welt, fallen in Schwärmerei, kippen übers Leben, hassen liebend, lieben hassend, leben sterbend, sterben lebend. Sie ringen mit ihrer Scheingröße, und die Welt wird ihnen zu klein, weil ihnen unter den Füßen der Boden fortgleitet, man muss sie bedauern und betrauern. Sie schwelgen in der Begeisterung, schwärmen im Leben, sind rastlos in ihrer Ermattung, feurig ohne Kühlung. Solche Uebergeister verzehren sich selbst, verbrennen in dem Feuer, mit dem sie den Gang der Gewohnheit anzünden wolten, sterben an dem Gift, das sie dem Laster mischten. Diese Begeisterung ist nicht die des wahren Lebens, wovon hier nur die Rede ist.

Beiläufig ergibt sich aus diesem §., wie Jemand viel wissen könne, ohne im Stande zu sein, es darzustellen, weil ihm nämlich die wahre Begeisterung abgeht.

§. 13.

Haupteigenschaften der wahren Darstellung.

Von §. 4. an haben wir schon immer von der Wahrheit des Aufsatzes gehandelt, ohne ausdrüklich

diese Wahrheit zu nennen. Wir untersuchten nämlich die Darstellungen des Denkens und des Fühlens, und machten uns klar, dass die freie Darstellung die Gesetze der nothwendigen Darstellung befolgen müsse. Wird nun irgend ein Gegenstand unsers Denkens, Fühlens und Einbildens von uns frei dargestelt, so soll er so dargestelt werden, als er nach nothwendigen Gesetzen sich selbst darstellen muss, und wird er so dargestelt, so ist die Darstellung wahr. Wahre Darstellungen stellen daher die Gefühle gefühlvoll, Gedanken gedankenvoll, Einbildungen einbildungsvoll dar, und da der, welcher seinen Gegenstand lebhaft erfast hat, auch begeistert ist, so gehört auch die Begeisterung zur wahren Darstellung. Wer falsch fühlt oder gar nicht fühlt, unrichtig denkt oder gar nicht denkt, irrige Einbildungen sich macht, oder gar keine Einbildungen sich machen kann, kalt bleibt bei einem erwärmenden Gegenstand, oder begeistert ist von Dingen, die nicht wahrhaft begeistern können, der weicht in sich selbst von der Wahrheit, und deshalb muss auch seine Darstellung von der Wahrheit weichen; sein inneres Leben ist wurmstichig, es kann daher nicht vollfrüchtig sich zeigen. Zur Wahrheit des Aufsatzes gehört also Wahrheit des ganzen innern Lebens, wenigstens in dem Augenblikk, in welchem der Aufsatz dargestelt wird, wenigstens in Hinsicht des Gegenstandes, der dargestelt wird.

So muss Jedem, der uns §. für §. bis hierher gefolgt ist, die Wahrheit des Aufsatzes als die Wahrheit des innern Lebens jetzt klar vor Augen stehen, und wir sagen weiter nichts mehr hierüber, um sie nicht wieder durch Worte zu verhüllen. Nur Folgerungen wollen wir noch ziehen, und so untersuchen, welche Eigenschaften jeder wahre Aufsatz haben wird und haben

muſs. Wir unterſcheiden noch zuvor die gegenſtändige (objektive) und ſelbſtändige (subjektive) Wahrheit, und erinnern uns an die Frage: „Was iſt wahr?“ und bemerken, daſs alle unſere Wahrheiten nur Abglänze der ewigen Wahrheit ſind, und daſs daher nicht der Einzelne der Schiedsrichter über des Andern Wahrheit ſein kann. Ja, ganze Völker und ganze Zeiten können oft hierin keine Schiedsrichter ſein, indem oft ein einzelner Seher die Wahrheit allein verkündet, und deshalb von dem Volke und von der Zeit für einen Thoren gehalten wird. Es iſt mit der Wahrheit wie mit der innern Kirche, ſie lebt fort, erſcheint hier und da, aber es läſt ſich nicht gut von ihr ſagen, ſie iſt jetzt hier, ſie iſt jetzt dort, obgleich ſie iſt. Doch ſei damit nicht behauptet, daſs es keine einzelnen gegenſtändigen Wahrheiten gebe. Der Umfang der gegenſtändigen Wahrheiten macht den gegenſtändigen Wahrheitskreis aus, und was in dieſen Kreis fält, das nennen wir wahr, und wenn es auch nach Jahrhunderten Täuſchung geweſen ſein ſolte. Dieſer Wahrheitskreis iſt zeitig und räumlich, ſchlieſst ſich im Leben nie ab, und alle ſelbſtändigen Wahrheiten finden ihre Quelle in demſelben. Dieſer Kreis iſt die Sonne der Zeit, und das Licht der Menſchheit oder des Volks, er iſt enger, er iſt weiter, aber immer der Nachſchwung der ewigen Wahrheit.

Dies vorausgeſetzt, rechnen wir zur Wahrheit die Gedankenverſtändlichkeit, welche verſchieden iſt von der Wortverſtändlichkeit, die ſpäterhin zu berükſichtigen ſein wird. Jeder Aufſatz ſoll verſtändlich ſein in Hinſicht des Wahrheitskreiſes, in den er zunächſt, ſeiner Beſtimmung nach, fält. Was alſo zunächſt den Weltweiſen geſagt iſt, das ſoll ihnen verſtändlich ſein, was dem Volke geſagt iſt, das muſs

Volksfaslichkeit an sich tragen. Keineswegs glaube Jemand, dass diese Verständlichkeit und Leichtfaslichkeit in den Worten liege, sondern sie hat ihren Grund in dem Denken selbst. Schriftsteller, die sie in Worten nur suchen und nicht in Gedanken, die werden lächerlich. Dies gilt von den Geistlichen, die da gemein predigen, um volksfaslich zu reden, *) von den Volksschriftstellern, die da Alltäglichkeiten und Niedrigkeiten auftischen, um dem Volke Wahrheiten zu verkünden, von den Erziehungsschriftstellern, die da rein kindisch und läppisch sich gebährden, um kindlich zu reden. Der Rokk macht nicht den Mann, und das Wort macht nicht die Wahrheit. Wasser und wässrige Werke thuns nicht, sondern der Geist. Zur Verständlichkeit gehört die Klarheit und die Deutlichkeit. Die Klarheit (bei den Römern perspicuitas — Durchscheinenheit) besteht darin, dass durch jede Darstellung das Dargestelte durchscheint, dass die Lichtstrahlen des Dargestelten durch die Darstellung fallen, so dass also die Darstellung 1) ein Bild gibt von dem Gegenstande, aber auch 2) ein Bild, was da Jedem sichtbar ist. Wo also Unklarheit herscht, da liefert die Darstellung kein richtiges, wahres und vollständiges

---

*) Anmerk. Das falsche Verstehen der Volksfaslichkeit (Popularitaet) hat in dem Predigtwesen viel geschadet. Ihm verdanken wir die Mist- und Wollpredigten. Aber es ist sonderbar, dass es so weit kam, da doch alle Geistlichen die Bibel vor Augen hatten. Diese ist in ihrem Wesen höchst volksfaslich, aber nicht gemein. Sie spricht wohl vom Korn, vom Wein und vom Feigenbaum, aber legt stets dem Niedern einen höhern Sinn unter, bildet die Gottesfurcht aus der Gewöhnlichkeit hinauf, zieht sie aber nicht in das Gewöhnliche herab.

Bild, oder wenn sie dasselbe auch liefern mag, so ist das Bild so trübe, finster und nachtig, dass wir durch dasselbe nur einen unklaren Gegenstand erfassen. Die Deutlichkeit besteht darin, dass zwischen dem Dargestelten und der Darstellung viele Leiter und Fäden liegen, wodurch wir von der Darstellung zum Dargestelten kommen; dass das Dargestelte in der Darstellung von allen übrigen Sachen so abgegränzt ist, dass wir können auf keine falschen Felder gerathen, indem wir den Weg von der Darstellung zum Dargestelten machen. Deutlichkeit und Klarheit fordern sich wechselseitig; denn je abgegränzter der Gegenstand ist, desto heller wird er auch sein, und je heller er ist, desto abgegränzter wird er sich zeigen. Die Klarheit bezieht sich also mehr auf den Gegenstand selbst, die Deutlichkeit mehr auf die Gränzen desselben. Der Darsteller wird am deutlichsten werden, wenn er sich selbst in die Stelle des Hörers versetzt, und zugleich seine Gedanken so ordnet, dass der Hörer, wenn er irgend aufmerksam ist, von selbst in den Gegenstand so hineingezogen wird, dass er mitdenken und selbstthätig sein muss.

Jeder Aufsatz soll also in sich klar, deutlich in seinen Gränzen und dadurch bestimt, d. h. so beschaffen sein, dass sein Gegenstand nicht bloß von vielen andern, sondern von allen unterschieden werden kann. Um dies zu bewürken, muss man den Gegenstand ganz auf eine ihm angemessene Art betrachten, auf eine schikliche Art, und in den üblichsten Formen der Darstellung. Behandelt man z. B. ein Thier in seiner Darstellung wie einen Stein, so ist die Behandlung dem Gegenstande nicht angemessen, oder behandelt man auch das Thier in der Darstellung als ein Thier, aber auf eine ungewöhnliche Weise, ohne dafür

einen besondern innern Grund zu haben, so wird man leicht unverständlich. Die Wege des Vorstellens sind nicht immer die Wege des Darstellens; denn Mancher komt durch besondere Umstände und Ereignisse gerade auf diesen oder jenen Weg des Vorstellens; läst er nun die Umstände und Ereignisse, als nicht zur Sache gehörig, fort, und macht seine Darstellung nach seiner zufälligen Vorstellung, so wird der Darstellung der Schlüssel fehlen; z. B.: Hat Jemand geglaubt, dass die Klapperschlange ihre Klapper am Kopf hat, und ist durch Anschauung eines Bessern belehrt worden, so hat er nicht das Recht, damit seine Darstellung von der Klapperschlange anzufangen, dass dieselbe die Klapper nicht am Kopf habe; obgleich in seiner Vorstellung dies vorwalten mag. Hiermit werden durchaus aber nicht eigenthümliche (originelle) Darstellungsarten verdamt, und Keiner soll deshalb alle seine Darstellungen in feststehende Formen gießen, wie wohl manche Sprachentwikler behaupten, die den Geist durch die Formen tödten möchten. Nur muss jeder eigenthümlichen Darstellung das allgemeine Darstellungsgesetz zum Grunde liegen, und sie darf keine Ausnahme von der Regel, sondern nur eine eigenthümliche Befolgung der Regel sein.

Moritz sagt hierüber in seinem schon angeführten Werke S. 205: „So wie die Gegenstände in der Perspektive eine ganz andere Stellung und Richtung gegen einander, als in der Würklichkeit, erhalten, so muss auch in der Darstellung oft ein Begriff oben angestelt werden, der in der Vorstellung ganz unten anstand, und umgekehrt. Bei mir z B. ist der Hauptgedanke an sich wichtig genug; bei dem, welcher meine Schrift liest, muss ich ihn oft durch Nebenumstände

erst wichtig zu machen, und durch untergeordnete oder entferntere Vorstellungen zu heben suchen."

Bei der Verständlichkeit kann man mehre Grade unterscheiden. Adelung unterscheidet in seinem deutschen Stil *) S. 124 vier Grade, nämlich 1) Anwesenheit eines gewissen Verstandes, 2) Vollständigkeit des Verstandes, 3) Einheit desselben, 4) Leichtigkeit desselben. — In wiefern die Verständlichkeit zur richtigen Darstellung durch Worte gehört, komt späterhin Hat ein Aufsatz würklich irgend eine Verständlichkeit, kann sich Jeder, der des Stoffes gewachsen ist, überhaupt etwas dabei denken, so hat der Aufsatz einen Sinn, im Gegentheil enthält er Unsinn, und jeder Unsinn ist unwahr. Alles Unsinnige kann nur klar und deutlich als Unsinn sein, offenbar unsinnig, oder auch verstekt unsinnig. Jeder Unsinn hat immer seine Quelle in der Unsinnigkeit des Darstellers; denn wer nicht unsinnig ist, kann auch keinen Unsinn darstellen. Die Unsinnigkeit kann herrühren von Unwissenheit, von Mangel an Urtheilskraft, von dem Streben, etwas darzustellen, was man nicht hat, gelehrt zu scheinen, ohne es zu sein; von einer falschen Begeisterung, von leeren Einbildungen u. s. w. Wer Unsinn liefert, in dem ist das wahre Leben nicht aufgegangen, der ist in seinem Innern verworren, und die Mittel, den Unsinn zu vermeiden, bestehen allso darin, dass man sich ordentlich und vollständig nach allen Richtungen des menschlichen, volksthümlichen und eigenthümlichen

---

*) Anmerk. „Ueber den deutschen Stil, von Johann Christof Adelung, 3 Thle. in 2 Bndn. 3te Aufl. Berlin, bei Christian Friedrich Voss und Sohn, 1789 und 90.

Wesens ausbildet. Jeder, der Unsinn darstelt, gehört wenigstens zu den Halbverrükten, und wird auch nur denen gefallen, die mit ihm gleichen Gelichters sind. Adelung führt besondere Mittel gegen den Unsinn auf, wer aber erst fähig ist, diese Mittel zu gebrauchen, der ist schon sinnig. Wer Beispiele von Unsinn haben will, der braucht nur die Schriften der Schwärmer zu lesen, französische Schlachtberichte und die Kinderschriften, die mit jeder Messe erscheinen. Wir haben eine Samlung von Unsinu, zwei Bände stark, *) vor uns liegen, wollen aber kein Beispiel daraus hersetzen, um nicht durch Unsinn dem Sinne Raum zu nehmen.

Die Vollständigkeit eines Verstandes fordert, dass nicht bloß hier und da Sinn ist, sondern an allen Stellen, so dass also jedes Einzelne, es mag durch Laut, Wort oder Satz ausgedrükt werden, verständlich ist, so dass auch Nichts halb, sondern Alles ganz und vollständig verstanden werden kann. Was nicht vollständig verstanden werden kann, ist dunkel und undeutlich; und zwar entweder dadurch, dass einige Gedanken fehlen, oder dadurch, dass schiefe und schräge Gedanken stattfinden. Wer unvollständig denkt, der muss nothwendig auch so sprechen und

---

*) Anmerk. Höchst wichtige Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur in Deutschland aus den nachgelassenen Papieren des Magisters Alätheieos. Herausgegeben von Antibarbaro Labienus u. s w. St. Gallen, bei Huber u. Komp. 1813. 2 Thle. (zusammen an 1000 S.) Dieses Buch stelt erstlich wahren Unsinn auf, und zweitens auch wahren Sinn als Unsinn, und ist so in doppelter Hinsicht eine Fundgrube des Unsinnes.

schreiben, und um ganz verständlich zu sprechen und zu schreiben, muſs man des Gegenstandes völliger Herr und Meister sein. Die Einheit des Verstandes besteht darin, daſs nicht bloß jeder einzelne Theil für sich verstanden werden kann, sondern daſs alle einzelnen verständlichen Theile ein verständliches Ganze bilden. Wer aber im Denken nicht zu dieser Einheit der Mannigfaltigkeit gekommen ist, der wird auch dieselbe in der Darstellung nicht erreichen. Die Leichtigkeit des Verstandes besteht darin, daſs alle Gedanken so geordnet und so zu einander gestelt sind, daſs Jeder, wer sie mit Umsicht verfolgt, sie sehr leicht in ihren Einzelnheiten und in ihrer Ganzheit auffassen kann. Die Leichtigkeit des Verstandes hängt gröstentheils von den drei vorher berührten Graden ab, oder ist eine Folge davon. Wie aber überhaupt die Verständlichkeit sehr abhängt von dem Verstehenden, so vorzüglich auch die Leichtigkeit des Verstandes. Das, was Einem höchst verständlich ist, das bleibt dem Andern Nacht und Nebel. Von jedem Aufsatze kann deshalb nur die Verständlichkeit gefordert werden, die dem Stoffe und dem Zwekke nach möglich ist. Mancher wird weitschweifig und langweilig, indem er sich verständlich machen will, er häuft Wiederholungen auf Wiederholungen, da doch Bündigkeit und Kürze im Denken höchst werthe Eigenschaften sind, da Wiederholungen wäsrig werden, Bündigkeit aber Kern und Korn enthält. Keiner macht sich auch durch unnütze Wiederholungen verständlicher, sondern nur breiter, und sein Gegenstand kann daher eher gesehen, aber nicht besser eingesehen werden. Wer weitschweifig und breit wird, der stelt gleichsam das, was er als ein Ganzes geben solte, in vielen und vielerlei Brüchen dar. Alle unnütze Wiederholungen sind Stillstände

und Rükkgänge. Nicht sowohl von Wort- als von Sachwiederholungen ist hier die Rede, und wer diese unnützer Weise macht, d. h. ohne dass sie der Gegenstand oder der Zwekk selbst erfordert, der gleicht einem Koch, der harte Speisen, die nicht munden wollen, immer von Neuem wieder vorsetzt, damit sie zuletzt der Hunger hineintreibe. *)

Quintilian verlangt (B. 8. Kap. 2.) in Hinsicht der Leichtigkeit des Verstandes: „Ut oratio in animum, ut sol in oculos, etiamsi in eam non intenditur, occurrat. Quare, non ut intelligere

---

*) Anmerk. Keineswegs wird hierdurch der übertriebenen Kürze das Wort geredet, die in Dunkelheit übergeht. Plinius sagt darüber in einem Briefe an den Tazitus: „Ich gebe es zu, dass man sich der Kürze befleißigen müsse, wenn es die Sache zuläßt; wo dies nicht der Fall ist, da geizt und kargt man mit den Worten [richtiger mit den Gedanken], wenn man verschweigt, was ausdrüklich gesagt werden solte. Auch ist das schon Geiz und Kargheit mit den Worten [in Hinsicht der Zwekkmäßigkeit], wenn man nur beiläufig und kurz berührt, was durch Wiederholung eingeprägt und gleichsam dem Gedächtniss eingegraben werden solte. Viele Sachen erhalten durch die längere Dauer ihrer Behandlung gleichsam mehr Nachdrukk und Gewicht; und so wie der Baum nicht auf einen Schlag fält, so wird auch das Gemüth oft durch den wiederholten Angriff des Redenden erst bewegt. Alles macht nicht auf Alle gleichen Eindrukk; die Urtheile und Gesinnungen sind verschieden; ein Jeder wird durch dasjenige am Meisten eingenommen, was er etwa selbst vorher gedacht hat. Man muss deshalb für die Denkkraft eines Jeden etwas in Bereitschaft haben, und was die Dauer der Reden betrift, so wird nur der einen Stachel in dem Gemüthe der Zuhörer zurükklassen, der ihn nicht bloß einsticht, sondern einbohrt.“

possit, sed ne omnino possit non intelligere, curandum.“ Die leichte Verständlichkeit begründet einen Theil der Schönheit mit, indem in dem Leichtverständlichen auch leicht die Einheit in der Mannigfaltigkeit anerkant, gefühlt und genossen wird. Doch muss die Verständlichkeit nicht so weit gehen, dass der Hörer oder Leser ganz müßig sein kann; denn dabei ist ihm auch nicht behaglich. — Die Wäsrigkeit und Weitschweifigkeit, so wie im Gegensatz die Dunkelheit und übertriebene Kürze, hangen keineswegs vom Wort ab. Wer daher meint, er müsse weitschweifig schreiben, weil die Sprache so weitschweifig sei, oder dunkel, weil es die Sprache so mit sich bringe, der irt gewaltig; nur der langweilige Denker schreibt und spricht langweilig und weitschweifig und wird wäsrig durch seine Gedanken-Armuth, und der dunkle Denker, in dem nur Funken sind, aber kein Licht, der schreibt dunkel, und wird dunkel schreiben, wenn ihm auch unser Herrgott eine ganz besondere Sprache schenkte.

In Hinsicht der Schiklichkeit, die vorher schon angedeutet wurde, muss hier auch noch etwas Näheres gesagt werden, da sie mit Recht zur Wahrheit gehört, und zugleich der Schönheit mit zur Grundlage dient. Zur Schiklichkeit gehört nicht bloß, dass jeder einzelne Theil der Darstellung und des Ganzen überhaupt dem Gegenstande angemessen, sondern auch dass jeder einzelne Theil dem andern angemessen sei. In erster Hinsicht würde es gefehlt sein, wenn man einen Gegenstand, der vorzüglich Sache des Gefühls ist, als leere Verstandessache behandelte, oder wenn man bei der Darstellung einer reinen Verstandessache, z. B. bei Darstellung einer Aufgabe in der Größenlehre, Gefühle einmischen wolte. In letzterer Hinsicht be-

merken wir, dass der Uebergang von einem Gedanken zu einem andern und das Aneinanderschließen mehrer Gedanken passend und füglich sein muss. Wenn z. B. Gesner sagt: „Dann will ich Milch und Blumen auf dein Grabmahl streuen;“ so ist das unpassend, weil die Milch nicht kann gestreut werden. Solche Unschiklichkeiten können zuweilen ins Alberne und Lächerliche gehen. So schrieb ein Bürgermeister bei der Angabe der Veränderungen in der Dienstliste: „Auf Sr. Majestät allergnädigsten Spezial-Befehl sind fünf Personen versetzt und drei mit Tode abgegangen.“ Wer wahr denkt, der wird auch schiklich schreiben, keine Gemeinheiten anbringen bei edeln Gegenständen, keinen Witz, wo der Ernst allein sich schikt, nicht wimmern, wo zu betrachten ist, nicht verständeln, wo das Gefühl walten solte. Wer wahr denkt, der wird das Verwandte als verwandt, das Entgegengesetzte als entgegengesetzt, das Kleine klein, das Große groß darstellen. Gegen die Wahrheit ist die Uebertreibung, eine Aufschwellung in Schaum ohne Geist, wovon der Schwulst (englisch: Bombast) eine nothwendige Folge ist. Junge Redner heben sich gern durch diesen Schwulst in die Höhe, aber sie verlieren den Grund und Boden ihres Gegenstandes. — Die Schiklichkeit geht aber nicht allein auf den Gegenstand, sondern auch auf den Zwekk des Schriftstellers, und kann in dieser Hinsicht Zwekkmäßigkeit genant werden. Will ein Darsteller belehren oder unterrichten, überreden oder überzeugen, belustigen oder unterhalten, ermahnen oder rühren; in jedem Falle hat er einen andern Zwekk, und diesem Zwekk müssen nicht bloß seine Worte, sondern auch seine Gedanken angemessen sein. Das Wie ergibt sich eigentlich ganz von selbst; denn wer überzeugen will, der muss

Beweise aufführen, wer unterhalten will, der muss den Stoff so behandeln, dass der Hörer und Leser ihm gern folgt, ja ihn mit seinen Gedanken verfolgt. Aber läst es sich der Schriftsteller oder Redner durchaus merken, dass er seinen Zwekk ängstlich zu erreichen strebt, macht er wohl allerlei Einschmeichelungen deshalb, so dass man sieht, er ist kein freier Darsteller mehr, sondern ein gebundener, unterwürfig seinem Zwekk, so dass seine Selbständigkeit in Zweifel geräth, so wird er plump; oder gesucht, geziert und gezwungen. Seine Kunst geht dann über in Künstelei, seine Darstellung verliert allen eigenthümlichen Werth.

So wie sich Mancher gebehrdet, als müsse er ganz etwas Besonderes darstellen, und sich bestrebt, ungewöhnlich zu sein, um eigenthümlich zu scheinen, so ziert sich auch mancher Darsteller, um dadurch zu reizen, künstelt, zert, dreht und schreitet stuzerhaftig einher. Diese Narheit der Ziererei, der Aufthuerei und des vornehmen Wesens widerstreitet gänzlich der Wahrheit, und gehört in das Reich der Unschiklichkeiten in der Darstellung. Auch das ist ein Fehler gegen die Wahrheit, wenn man einzelne Gedanken zu weit verfolgt, andere, die zum Gegenstande eben so wichtig sind, zurükksetzt, und so das Ganze zulezt schräg und einseitig darstelt. Einseitige Menschen müssen leicht auf diese Einseitigkeiten kommen, sie haben stets ihre Lieblingsgedanken bei der Hand, und Swift sagt darüber sehr gut: „Wenn ein schlechter Schriftsteller ein Mal auf einen guten Gedanken stößt, so treibt er ihn, wie ein Hund einen Hasen, so lange herum, bis er todt niederfält;“ ja, ich möchte sagen, bis beide todt niederfallen. So wie die angewöhnten Flikkwörter stets Gedankenarmuth ver-

rathen, so auch die unselige Ideenreiterei, die immer auf das Todtjagen ausgeht. Manche That ist in Deutschland in ihrem Entstehen durch das Wort getödtet. — Ein anderer Fehler ist der, dass man keinen Gedanken will bei Seite liegen lassen, sondern dass man räthlich jeden anbringt, und will er nicht recht passen, schnell ihm ein Zwischenhäuschen (Klammern — Parenthese) gibt. Dieses Anbringen eines jeden Gedanken ist ein Beweis davon, dass der Darsteller nicht seinen Gegenstand bestimt von allen übrigen gesondert hat. Der Hauptgedanke darf nie durch zu viele Nebengedanken, Einschiebsel und Ausschweifungen in seinem wahren Zusammenhange gestört, in seiner Stärke geschwächt werden. *) Wenn man alles Unnöthige abscheidet und bei Seite liegen läst, so braucht man durch diese Bündigkeit keineswegs dunkel zu werden; und wenn Zizero sagt: brevis esse laboro, obscurus fio, so ist das eigentlich falsch, denn die gehörige Kürze und Bündigkeit ist scharf von der Dunkelheit verschieden. Wer in der Kürze dunkel wird, der läst wesentliche Gedanken fehlen, aber wer unnütze Gedanken fehlen läst, kann nicht dunkel werden. Gerade durch viele Nebengedanken wird Mancher unverständlich; er gleicht dem, welcher immer in den Vor- und Nebenhallen sich herumtreibt, und stets das Heilige umgeht, ohne hinein zu gehen. Der Bestimtheit sind entgegen alle unnöthigen, abgebrauchten Redeformeln, die da gleichen dem Husten manches Redners; z. B.: wie soll ich Worte finden? oder: wenn ich so sagen darf. Ja,

---

*) Anmerk. Quintilian sagt: obstat, quidquid non adjuvat.

Manche gehen in der Unbestimtheit so weit, dass die Wörter Ja und Nein nie über ihre Lippen kommen. Vorzüglich ist dies bei dem gezierten Umgange der Fall, wo man nur hört: wenn Sie wollen, ich werde die Ehre haben, bitte um Verzeihung, und wie das unnütze Wortgeplärre weiter heißt. *) Denkt man noch gar an die unnützen Briefformeln und an anderes Geschwätz, so möchte man dreist behaupten, dass wenigstens die Hälfte der ausgesprochenen Wörter in der Regel müßig sind. Ich liebe auch nicht das Stummsein, aber ein spartanischer körniger Ausdrukk wiegt mehr, als manche bogenstarke Briefe und stundenlange Gespräche in vielen Gesellschaften. Manche Sache wird bei uns rein zerredet.

Die Lebhaftigkeit gehört ebenfals zur Wahrheit; denn was wahr ist, das lebt auch, das lebt in den Gedanken des Darstellers, und was lebt, das soll auch lebhaft und nicht schläfrig, aufgeregt und nicht schlummernd, im gehörigen Licht und Schatten, Formen- und Größenwechsel, im gehörigen Satz und Gegensatz dargestelt werden. Wer leblos seinen

---

*) Anmerk. Wird zulezt statt des Lutherischen: dicat: Ja, bei der Trauung nicht auch die Redensart aufkommen: ich werde die Ehre haben, und bei der Beichte: wenn Sie wollen. Ja, das habe ich mit meinen eignen Ohren gehört, dass ein Prediger sich bei der Trauung die Ehre gab, die Ringe zu wechseln, und das unaussprechliche Glükk genoss, diese Trauung vollziehen zu können, auch so den Bräutigam lobte, als wenn er ein Heiland wäre, so dass alle Anwesenden, nur der Bräutigam nicht, roth wurden über diese höfliche Unverschämtheit. Versteht sich von selbst, dass der Bräutigam ein reicher Mann war.

Gegenstand darstelt, der lebt nicht thätig in ihm, sondern leidend, er ist nicht von demselben begeistert, sondern nur beschattet, und der Gegenstand ist also nicht wahr in ihm, er ist kein Theil seines innern regen Lebens. Da aber die Lebhaftigkeit, so wie auch die Würde, die sich aus der Angemessenheit und Schiklichkeit ergibt, ebenfals in das Gebiet der Schönheit gehören, so werden sie dort noch näher behandelt werden, so wie die hier behandelten Eigenschaften der Klarheit, Deutlichkeit, Bestimtheit, Verständlichkeit u. s. w. in Hinsicht der Sprache auch zur Richtigkeit gehören. Ueberhaupt bemerken wir ein für alle Mal, dass unsere Eintheilung in Wahrheit, Richtigkeit und Schönheit ja nur, wie jede Eintheilung dieser Art, eine künstliche ist, gemacht zur bessern Unterscheidung und leichter Uebersicht.

Zweiter Absatz.

Richtigkeit.

---

§. 14.

Wort und Sache.

„Nirgend ist das Geistige mit dem Mechanischen mehr verwechselt worden, als bei der Lehre vom Stil; und nicht leicht blieb ein Begriff seit den ältesten Zeiten so schwankend und unbestimt, wie dieser. Dies ist sehr natürlich, weil Gedanke und Ausdrukk so nahe an einander gränzen, dass man den Irthum kaum ge-

wahr wird, wenn man beide mit einander verwechselt. *) Und doch verleitet diese Verwechselung zu vielen Ungereimtheiten, wenn man das im Ausdrukk sucht, was in der ganzen Entwikkelungsart der Ideen, oder in der Sache selbst liegt. — Wer von der Sache, worüber er schreibt, richtige Begriffe hat, dessen Ausdrukk wird auch dem Gegenstande selbst angemessen sein; und wem diese richtigen Begriffe fehlen, dessen Schreibart werden keine Regeln des Stils verbessern.“ So Moritz in seinem schon angeführten Werke S. 2 und 3; und S. 7 und 8 noch folgendermaaßen: „Ja, die ganze Stärke des Ausdruks beruht gewissermaaßen darauf, dass man die Kraft besitze, die Aufmerksamkeit im hohen Grade vom Ausdrukk ab-, und auf den Gedanken hinzulenken, so dass die Worte gleichsam unwillkührlich, wie von selbst, erfolgen; dann ist auch jeder Laut gewiss ein treuer Wiederhall des leisesten Gedankens; die Rede bedarf dann keines erborgten Schmukkes; ihr Inhalt selbst ist ihre schönste Zierde.“

---

*) Anmerk. Novalis sagt (siehe dessen Schriften, Berl. 1802) Theil 2, S. 220: „Man beschuldigt die Dichter der Uebertreibung, und hält ihnen ihre bildliche uneigentliche Sprache nur zu Gute, ja man begnügt sich ohne tiefere Untersuchung, ihrer Fantasie jene wunderliche Natur zuzuschreiben, die Manches sieht und hört, was Andere nicht hören und sehen, und die in einem lieblichen Wahnsinn mit der würklichen Welt nach ihrem Belieben schaltet und waltet; aber mir scheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnden und mit der Fantasie nur so zu spielen, wie ein Kind mit dem Zauberstabe seines Vaters spielt. Sie wissen nicht, welche Kräfte ihnen unterthan sind, welche Welten ihnen gehorchen müssen.“

Wir setzen diese Stellen mit Fleiß an die Spitze dieses §. und möchten ihnen gern noch mehre hinzufügen aus demselben Buche, erlaubte es der Raum. Moritz eifert nämlich fast in seinem ganzen Buche gegen die Lehre des Stils, die es bloß mit dem Wort und mit Regeln zu thun hat und sich auf die Gedanken nicht einläßt, und behauptet deshalb sogar, daß es gar keine Anweisung zum Stil gebe, was freilich zu weit gegangen ist. Wer solte aber nicht zu diesen Ausspruch kommen, wenn er so recht genau die meisten Aufsatzlehren ansieht! Sie enthalten fast nichts als Wortregeln, und diese in einer großen Unzahl. Moritz vernachläßigt hingegen zu sehr wieder das Wort, das doch ebenfals einen Werth an und für sich hat. Eine Anweisung zum Mahlen kann nicht bloß sich beschäftigen mit der Entwerfung der Gedanken zu einem Gemälde, sondern muß auch von den Farben handeln, worin sie sich darstellen, oder nicht bloß von der Darstellung überhaupt, sondern auch von den Darstellungsmitteln. Diese müssen sich freilich nach der Darstellung richten, aber ihre Beschaffenheit, ihr Anschmiegen und Nicht-Anschmiegen an die Darstellung ergibt sich noch nicht aus der Darstellung selbst. Daß aber alle Regeln in Hinsicht der Sprachdarstellung nichts nützen, ist ebenfals eine falsche Behauptung von Moritz; man kann freilich alle Regeln, wie hier, so überall, wissen und sie dennoch nicht anwenden können; aber dies beweist noch nicht, daß die Regeln an und für sich unnütz sind. Er selbst fühlt dies auch und lenkt allmälig wieder ein.

Alle Regeln, sowohl in Hinsicht des Denkens als des Redens, sind nur gegenständig hingestelt als Prüfsteine, sie zeigen mehr, wie etwas nicht sein solte, als wie etwas sein solte, sie können vor Irthümern bewah-

ren, aber noch nicht die Wahrheit schaffen. Wieland fügte deshalb, als er eine Regel des Horaz *) übersetzte, folgende Anmerkung hinzu: „Eine vortrefliche Regel für den Lehrling, der einen Genius hat, der ihn die Regel verstehen und anwenden lehrt, und so ist's mit allen Regeln!" Eben so ist es aber auch mit der Betrachtung von Beispielen! Wer nicht sinnig die Beispiele auffaßt, dem helfen sie auch nichts, und es kann Jemand Jahre lang die besten Schriftsteller lesen, auch handlich verstehen, ohne im Stande zu sein, etwas Aehnliches zu schreiben.

Obgleich nun Wort und Sache so verwandt sind, wie Zeichen und Bezeichnetes, so trennen wir, der genauern Betrachtung wegen, doch beide von einander, und so wie wir im ersten Absatz von der Sache gehandelt haben, so handeln wir hier von der Sprache, als dem Darstellungsmittel. Der erste Absatz muste dem zweiten vorangehen, da der zweite nur eine Folgerung

---

*) Anmerk. Horaz in einem Briefe an die Pisonen nach Wielands Uebersetzung:

„Ihr, die ihr schreiben wolt, vor allen Dingen
Wählt einen Stoff, dem ihr gewachsen seid,
Und wäget wohl vorher, was eure Schultern
Vermögen oder nicht, eh' ihr die Last
Zu tragen übernehmt. Wer seinen Stoff
So wählte, dem wird's an Gedanken
Und Klarheit nie, auch nie an Ordnung fehlen;
Und unter manchem Vortheil, der durch Ordnung
Gewonnen wird, ist sicher keiner von
Den kleinsten, dass man immer wisse, was
Zu sagen ist, doch Vieles, was sich auch
Noch sagen ließe, jetzt zurükkbehalte;
Und für den Platz, wo man's bedarf, verspare."

aus dem ersten ist; — erst die Sache, dann das Wort, das ist die wahre Sache. Alle Schriftsteller hingegen, die zuerst das Wort haben, und dann erst die Sache suchen, die sind in der Leerheit befangen. Schriftsteller aber, die des Wortes nicht mächtig sind, können vielleicht eine Sache ganz vollständig sich vorstellen, aber nicht darstellen. Es heißt wohl: rem verba sequuntur, aber in Hinsicht der Aufsatzlehre ist die Sache nicht bloß der Gedanke, sondern die Darstellung des Gedankens, und nur der, wer im Stande ist, seine innern Gedanken zu entäußern, nur dem werden die Worte zu Gebote stehen. Es ist auch nicht zu leugnen, dass mancher Darsteller sogar mit der Sprache ringen muss, entweder wenn er ihrer nicht mächtig ist (was fast von allen Darstellern in fremden Sprachen gilt, weil sie darin nicht denken), oder auch, weil die Sprache in ihrer Ausbildung noch nicht so weit ist, als der Darsteller in seinem Denken. Deshalb hat auch jeder, der weiter denkt, als bis jetzt in der Sprache ist gedacht worden, das Recht, dieselbe weiter auszubilden, ja er hat die Pflicht, er kann nicht anders, er ist dazu gezwungen. Das Wort hat auch noch deshalb eine besondere Wichtigkeit, da nur der Sprecher vom Gedanken zu ihm gelangt, der Hörer aber von ihm zu den Gedanken gelangen soll. Jedes Wort muss deshalb nach zwei Richtungen klar sein, nämlich nicht bloß der Sprecher muss es richtig finden als den Ausdrukk seiner Gedanken, sondern der Hörer muss auch nothwendig von diesem Wort zu denselben Gedanken geführt werden. Für sich kann ein Denker ein Wort ein Mal in einem abweichenden Sinne gebrauchen, ihm ist es klar, denn da er den Weg von den Gedanken zum Wort gemacht hat, so wird er auch leicht den Weg vom Wort zum Gedanken zurükkfinden.

So aber ist es nicht bei einem Hörer. Hieraus ergeben sich manche Regeln in Hinsicht des Wortes, Regeln, die nur das Wort betreffen, nicht die Sache. Ja, jedes Wort ist nur immer eine eingeschränkte Bezeichnung des Denkens; es ist nur immer ein Nagel für einzelne Gedanken, und ein Schriftsteller muss deshalb wohl dahin sehen, dass er so viele Nägel einschlägt, als gerade nöthig sind, um gleichsam sein selbständiges Denken gegenständig zu machen. Er muss dahin sehen, dass auch gerade das, was er sich noch außer dem Gesagten denkt, auch der Hörer und Leser sich nothwendig hinzudenken muss, nicht mehr und nicht weniger.

Das Wort hat also als Darstellungsmittel noch einen besondern Werth, und es muss als solches noch näher betrachtet werden. Entspricht es vollkommen seinem Gegenstande, dem Gedanken, in so fern er nicht bloß vorgestelt, sondern zur Darstellung vorgestelt und gedacht ist, so ist es richtig. Wahre Gedanken können also unrichtig bezeichnet sein, und umgekehrt, falsche Gedanken können richtig bezeichnet sein. Sind falsche Gedanken zugleich falsch bezeichnet, so ist die ganze Darstellung grundfalsch.

§. 15.

Sprache als richtiges Darstellungsmittel überhaupt.

In so weit das Denken ein rein menschliches Denken ist, muss auch die Sprache rein menschlich sein, in so fern jenes volksthümlich, eigenthümlich und zeitgemäß sich darstelt, stelt auch diese so sich dar. Allen Sprachen auf den ersten Stuffen der Ausbildung

muſs daher das Anſchauen und Empfinden zum Grunde liegen, alle Sprachen auf einer höhern Stuffe entſprechen den Denkgeſetzen. Völker alſo, die auf nicht zu entfernten Stuffen der Bildung mit einander ſtehen, können ſich leicht in einen Geiſtesverkehr ſetzen. Völker ſollen auch in einem Verkehr ſtehen, gebend und nehmend, haſſend und liebend. Aber aus dieſem Verkehr hat ſich nie eine eigne menſchheitliche Sprache gebildet, ſondern Völkerſprachen, als die Sprachen Griechenlands, Roms, Arabiens u. ſ. w. waren die Bindungsmittel. Und wer alſo etwas nicht bloß für ſein Volk darſtellen will, der muſs ſich der herſchenden Sprache der Zeit bedienen, oder der Sprache des Volks, für welches er ſchreibt. Eine allgemein menſchliche Sprache ließe ſich allerdings erfinden, und nicht bloß nach willkührlichen Annahmen, ſondern nach Geſetzen. Aber Keiner würde eine ſolche Sprache annehmen, weil er ſein eignes Urtheilsmeſſer an ihr verſuchen, bald Willkührlichkeiten finden und dann die Sprache verdammen würde. Deshalb wird immer irgend eine Volksſprache zeitige Sprache der Menſchheit bleiben, und da dieſe Sprache ſo beſtimt als möglich, ſo abgeſchloſſen als möglich ſein muſs, ſo iſt eine todte Sprache beſſer als eine lebendige. Freilich bleibt ſie dann nicht todt; wie z. B. die Fortbildung oder Verbildung der römiſchen Sprache ſeit Auguſtus Zeiten beweiſt. Alſo ich will lieber ſagen ſtatt einer todten Sprache, eine Sprache, die jetzt nicht eine eigenthümliche Volksſprache iſt. Die römiſche eignet ſich am meiſten dazu, und vorzüglich deshalb, weil ſie durch Menſchen von allen Völkern durchgebildet iſt. Freilich Keiner glaube, daſs man Kunſterzeugniſſe in ſolchen Sprachen liefern kann; die können ohne einen volksthümlichen Geiſt und ohne eine volksthümliche

Sprache nicht gedeihen. Zum wissenschaftlichen und staatlichen Verkehr und zum Handel mag eine solche Sprache gut sein.

Wer aber eigenthümliche Werke für die Wissenschaft und Kunst schaffen will, der muss sich der wahren Volkssprache bedienen, und also der Deutsche seiner deutschen Allgemeinsprache, die nicht bloß Büchersprache ist, sondern Sprache des Volksgeistes. Jeder muss sich ihrer bedienen, so wie sie dasteht in der zeitigen Ausbildung, Keiner darf willkührlich von ihr abweichen, sie nach fremden Gesetzen modeln, sie beschränken oder verunreinigen durch andere Sprachen; aber Jeder hat das Recht, sie mit seinem Denken zu erweitern nach den ihr inwohnenden Gesetzen. Wehe dem Volke, das dieses Recht nicht seinen Schriftstellern zugestehen wolte, da es das Recht hat, dies als eine Pflicht von denselben zu fordern, sobald sie den Geist des Volkes erweitern. Von dieser deutschen Sprache unterscheiden sich die deutschen Mundarten, sie dürfen nicht, sie können nicht verdrängt werden, wenn nicht ihre Inhaber gänzlich aufgehen in dem allgemein deutschen Geist. Dies wird aber nie der Fall sein, da Umstände, Lage und Verhältnisse stets einwürken müssen auf den Volksgeist und die Volkssprache. Die Mundarten sind gleichsam die Schonungen und Hegen für die Allgemeinsprache, die mannigfaltigsten Bildungsfüllen des Sprachgeistes, und das deutsche Volk kann sich der Mundarten deshalb am wenigsten entrathen, da es in seiner menschlichen Bestrebung sehr vielseitig, mannigfaltig und eigenthümlich ist. Ja, ein Schriftsteller hat sogar das Recht in Werken, die gerade der eigenthümlichen Bildung einer Völkerschaft gewidmet sind, sich der eigenthümlichen Mundart dieser Völkerschaft zu bedienen. Vorzüglich schreitet der

Volkswitz, der hausbakkene Volksverstand in diesen Formen am sichersten einher; so wie sie auch der Dichtkunst wohl ziemen. Aber die Gottesfurcht ist zu erhaben, als dass sie in zu einseitigen Formen solte geschlagen werden, und die deutschen Wissenschaften sind zu allgemeine Erzeugnisse des gesamten deutschen Geistes, als dass man sie in Mundarten darstellen könte. Wer zu einer Völkerschaft in ihrer Mundart reden kann, der steht ihr gleich Meilen weit näher als der, welcher dies nicht kann. Die Pommern und Märker hörten Blücher gern plattdeutsch reden, und ein meklenburgscher Bauer ist zutraulich zu seinem Fürsten, wenn derselbe ihn plattdeutsch anredet. Man ehre darob die Mundarten, wo sie zu ehren sind, man betrachte sie keineswegs als Sprachauswüchse, sondern als eigenthümliche Sprachen der Sprachen. Sie stehen näher dem Leben, als die Allgemein-Sprache selbst, und bleiben deshalb derselben die unerschöpflichsten Rüstkammern. Friedrich Ludwig Jahn sagt in dem Vorbericht zu der von ihm und Ernst Eiselen herausgegebenen deutschen Turnkunst (Berlin 1816 1 Thlr.) S. XLI. und folgende: „Mundarten sind keineswegs für bloße Sprachbehelfe zu halten, für Ausdrucksweisen von niederm Range, die nur annoch in einem Verstekk und Schlupfwinkel des Sprachreichs aus Gnade und Barmherzigkeit Duldung genießen. Im Gegentheil sind sie nach altem wohlhergebrachten Recht in irgend einem Gau auf Grund und Boden erb- und eingesessen. Darum können sie niemals die Rükksicht auf Heimath und Wohnstätte verläugnen. Sie müssen alle und jede Oertlichkeit beachten, Berg und Thal, Wald und Feld, Wiesen und Weiden, Flur und Fluss, Akker und Aue, Land und See, und tausend andere. So bilden sie Einzelnheiten in Fülle

aus, und die eigendsten Besonderheiten auf zwekkmäßige Art und Weise. Ihre Wohlhabenheit ist der wahre Sprachreichthum. Ihr beschränkter Bereich ist Saamenbeet, Gehege und Schonung von kräftigem Nachwuchs. Denn in einem weit und breit durch Gauen, Marken und Lande wohnendem Volke muss es natürlich eine Menge höchst nothwendiger Begriffe geben, trefliche Bezeichnungen, gehaltene Schilderungen und sprechende Gemälde, die doch niemals in Büchern vorzukommen Gelegenheit hatten. Aus diesen mehrt sich denn allezeit, wenn Noth am Wort ist, die Schriftsprache, die ohne sie nicht heil, sondern unganz ist. Die Gesamtsprache hat hier Fundgruben und Hülfsquellen, die wahren Sparbüchsen und Nothpfennige des Sprachschatzes. — Mundarten zeugen immerfort den alten Urstamm in sprachthümlicher Reinheit von Geschlecht zu Geschlecht. Der könte ohne ihren Schirm gar leicht an einseitiger Ueberfeinung und Verzierlichung versiechen, Saft und Kraft verlieren, und marklos an der Auszehrung verquinen. Da sich die Mundarten nur sprachthümlich fortpflanzen, nicht in Büchern, sondern in aller Leute Mund leben; so hindern sie gewaltsame Verregelungen und Verriegelungen der Gesamtsprache. Sie treten in die Landwehr, wenn das Buchheer geschlagen ist. Offenbare Sprachwidrigkeiten lassen sich Leute, die nach ihrer Altvordern Weise trachten, nicht zu Schulden kommen, und lassen sich auch von ihres Gleichen keine Sprachunbilden gefallen. Sie können wohl Sprachfehler begehen, aber keine Sprachfrevel. Ein Schriftsteller kann weit eher der Sprache Gewalt anthun und seine Nothzucht noch obendrein in einem Buche zu Ehren bringen, auch da seine Welschlinge und Bankerte versorgen. Vor aller Leuten Ohren und

Munden geht das nicht ungestraft hin, da kann Jeder Rüger sein. — Die Mundarten leben im ewigen Landfrieden mit der Gesamtsprache, und treten vor den Riss, sobald in der Schriftsprache Lükken entdekt werden. Ohne Mundarten wird der Sprachleib ein Sprachleichnam. Die Schriftsprache ist die höchste Anwaltschaft der Spracheinheit, die Mundarten bleiben die dazu höchst nöthigen Urversamlungen der vielgestalteten Einzelnheit."

Die hochdeutsche Gesamtsprache ist allso keineswegs eine Meißnische Mundart, obgleich nicht geleugnet werden kann, dass sie vieles ursprünglich Sächsisches in sich trägt. Und darob ist nicht bloß das Hochdeutsch, was in Meißen geprägt ist, sondern Alles, was richtig geprägt ist nach den der Sprache inwohnenden Gesetzen. Es ist für die hochdeutsche Sprache ganz gleichgültig, ob irgend ein Wort oder ein Satz in ihr uranfänglich schlesisch oder westfälisch, märkisch oder pfälzisch war. Alle deutsche Völkerschaften haben das Recht, Deutsche zu sein, und haben damit zugleich gleichen Antheil an der Gesamtsprache, gebend und nehmend. Nur was der Pfälzer bietet, das muss dem Märker auch deutlich und deutsam sein, und was der Schlesier reicht, das muss auch der Westfale in sein Gut und Blut verwandeln können. Das ergibt sich hieraus von selbst, dass immer die Völkerschaft, welche am meisten in diesem oder jenem Theil der Bildung vorrükt, auch am meisten beitragen wird zur Fortbildung der Gesamtsprache; und hierin liegt auch der Grund, dass zu Luthers Zeiten die Meißnische Mundart vorwaltete. Aber keineswegs hat sich Luther auf sie beschränkt, er war kein Sprachenger, sein Streben ging nicht bloß auf Sachsen. Auch schon vor Luther war eine Gesamtsprache da, und keines-

wegs eine blöß schwäbische Mundart. Was Adelung in seinem deutschen Stil S. 41 und folgend, so wie auch in der Einleitung zu seinem Lehrgebäude der deutschen Sprache und an mehren Stellen seines Magazins für die deutsche Sprache über diesen Gegenstand sagt, enthält manches Vortrefliche, ist und bleibt aber nur immer einseitig wahr, indem Adelung meint, die Gesamtsprache sei zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Mundart gewesen, und zwar zuerst die fränkische, dann die schwäbische und endlich seine geliebte meißnische; statt dass man nur sagen kann, dass zu gewissen Zeiten gewisse Mundarten den bedeutendsten Einfluss auf die Gesamtsprache gehabt haben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Völkerschaft, die in dieser oder jener Mundart redete, zu gewissen Zeiten am gebildetsten war. War zu Luthers und nach Luthers Zeiten die meißnische Mundart die Gesamtsprache, so muste jeder meißnische Bauer sie sprechen. Das verneint Adelung S. 54 u. s. w. in seinem deutschen Stil selbst, sondern behauptet, nur die Gebildeten hätten so gesprochen; und so setzt Adelung schon eine Sprache der Gebildeten voraus, was ja eine Gesamtsprache ist, und begeht mithin eine Ungereimtheit, indem er sagt, eine Sprache sei aus ihrem Dasein entstanden. *)

---

*) Anmerk. Was Adelung in dieser Hinsicht über Griechen und Römer sagt, das ist ebenfals halb wahr. Die Attische Mundart war ein Erzeugnis der gesamten griechischen Bildung, die vorzüglich in Athen gewurzelt war. Und wenn Römer urbanitas und rusticitas unterscheiden, so meinen sie keineswegs, dass die urbanitas bloß in Rom sei, sondern überall, wo die gesamte römische Bildung sich findet.

Die deutschen Schriftsteller haben nicht sowohl die Gesamtsprache ausgebildet, als die sich ausbildende Sprache in ihrer Bildung befördert. Diese Beförderung ist stets um so größer gewesen, je weniger sie einseitig waren, je mehr sie auf den Standpunkt der Gesamtbildung des deutschen Geistes sich erheben konten. Je weniger sie dies konten, je mehr Landschaftliches werden sie zeigen, und man kann behaupten, dass kein Schriftsteller ganz davon entfernt ist, denn jeder lebt ja zu einer bestimten Zeit und an einem bestimten Orte, unter nothwendigen Bedingungen, die mehr oder weniger sein Wesen bestimmen. Nur in so fern ist der Schriftsteller Bildner der Sprache, als er ein neues Denken und allso ein neues inneres Leben schaft; und wer dies schaft, den darf die Sprache nicht hemmen und beschränken. Keine innendeutsame, ursprüngliche Sprache wird auch ihren Denker verlassen, aber mancher Sprachlehrer mögte gern die Sprache festschließen, einriegeln und zu ihr sprechen: „Stehe stille auf dem Blachfelde Meißens, und überschreite nicht die Fesseln, die ich künstlich dir umlegt habe!“

Aber was ist denn Hochdeutsch, wie weit geht der Raum dieser Gesamtsprache, wodurch unterscheidet man das, was zu ihr gehört und nicht zu ihr gehört? so höre ich jetzt fragen. Was vor 1750 lag, das war dem sonst wakkern Adelung grösstentheils veraltet, was nicht im Munde der Meißner vorkam, das war unrein, was erst gebildet wurde, das gehörte unter die Neulinge, und so war das Reich der hochdeutschen Sprache bestimt. So kann es fürder nicht sein, denn die Sprache gehet fort in ihrer Bildung, und Worte und Sätze, die jetzt noch kein Ohr vernommen, kein Mund ausgesprochen, keine Feder geschrieben hat, die

können nach Jahrhunderten als wesentliche Theile der wahren hochdeutschen Sprache gehört, gesprochen und geschrieben werden. Wir können daher nicht die hochdeutschen Wörter zählen, nicht die Sätze bis ins Kleinste regeln, überhaupt nicht die Gränzen der Sprache in ihrem Stoff, sondern nur in ihren Gesetzen suchen. Der Stein kann nie ins Pflanzenreich gehören, die Pflanzen nie ins Steinreich, weil in jedem Reiche verschiedne Gesetze walten; aber Keiner kann behaupten, mit dieser Zahl ist das Pflanzenreich geschlossen, mehre Pflanzen gibt es nicht und wenigere auch nicht. Alles, was sich noch findet, das den Gesetzen des Pflanzenreichs gehorcht, das wird auch in dieses Reich gehören. So ist ebenfals das immer hochdeutsch, was den Bildungsgesetzen, die in dieser Sprache stattfinden, gehorcht, und jedes Neuwort ist ein Rechtwort, wenn es einen neuen Gedanken enthält und diesen auf eine sprachrichtige Weise bezeichnet. Alle Gebiete, die deutsche Wissenschaften und Künste noch erobern, die müssen sie der Sprachherschaft unterwerfen. Wie solten wir denn unser Wissen bezeichnen? wenn die Sprache so verriegelt wäre, dass sie uns antwortete: „Ich bin bis hierher gegangen und nicht weiter.“ Oder solten wir denn so freveln an uns selbst, dass wir uns nach einer fremden Sprache umsahen? Und kann eine fremde Sprache uns helfen? — Sie kann es nicht, da heimischer Geist nicht in fremde Formen kriecht; und alle Wortmengerei nur das Erzeugniss von Geistesmischung ist. Die hochdeutsche Sprache geht daher im Raume so weit, als die gemeinsame deutsche Bildung in Künsten und Wissenschaften, im Leben und in Werken geht, und hat überall Wurzeln, wo ein eigenthümliches deutsches Leben zur deutschen Allgemeinheit in den Mundarten sich hinaufbildet.

Diese Wurzeln sterben nicht eher ab, bevor nicht alle Eigenthümlichkeit des Ortes verschwindet, nnd sie nähren so lange den Sprachbaum, als er nicht selber sie von sich abhauet. Der Zeit nach folgt die Gesamtsprache der Gesamtbildung, macht Fortschritte und Rükkschritte mit ihr, ändert sich mannigfaltig, bleibt aber in ihren Grundgesetzen dieselbe. Von diesen Gesetzen reden wir nicht weiter, da wir uns bemühten, in allen vier Theilen des deutschen Sprachunterrichts dieselben darzustellen.

Friedrich Ludwig Jahn sagt in dem Vorbericht zu seinem schon angeführten Werke, S. XXII. und folgende: „Die deutsche Sprache vereint reine Ursprünglichkeit mit Weiterbildsamkeit, und hohes Alter mit jugendlicher Frische. Sie ist ein Werk aus einem Guss und Fluss. Ihr großer Reichthum an Urwörtern gibt ihr ein entscheidendes Uebergewicht. Die Fülle, Schärfe und Feinheit der Worthülfen, so als Vorlinge, Inlinge und Endlinge gebraucht werden, und wie stehende Schriften der Wortbildung anzusehen sind, geben den Schlüssel zu dem unendlichen Sprachschatz. Dadurch wird im Deutschen das Mögliche auch würklich. Darum bleibt jede Wortzählung eine verunglükte Mühe und jeder Wortstempel von veraltet und neugebildet ein ungewiss Ding. Unter sprachthümlichen Wörtern ist kein Wortrang von Erstlingen und Spätlingen. Wörter sind nicht Wein und Lagerbier, so mit der Zeit an Geistigkeit zunehmen. In der Bildsamkeit lebt die Verjüngung der Sprache. Sie ist der Born ihrer Unsterblichkeit. Die Wortquellen kann man im Deutschen nur ergründen, nicht erschöpfen. Nicht fertig werden die Wörter gegeben, wohl aber hat die Sprache die Zuthat und die Bildekraft in ihren Bilde-

gesetzen. Da finden sich Musterwörter und Musterweisen. Darum bedürfen Wörter keiner Buchahnen, allein durch Sprachthümlichkeit sind sie sprachbürtig. — In der Theilbarkeit, Zersetzung, Versetzung und Zusammensetzung besitzt die deutsche Sprache eine Vielg stalt, die sich wendet, schwenket und kehrt, und nach allen möglichen Richtungen fortschreitet. Als Ursprache hat sie eine Klarheit zur Mitgift, die jeder Aftersprache mangelt. Sie ist anschaulich gebildet und lebt im Anschauen. Sie senkt sich in die Tiefe des Gemüths, wenn sie mit Geistesfittigen aufschwingt. Sie hat kindliche Einfalt treu bewahrt, ist bündig in der Darstellung, erbaulich in der Rede, erweklich im Liede, und kernig und körnig im Spruch. — Die deutsche Sprache wird in Wissenschaft und Kunst niemals Kenner und Könner im Stich lassen. Nimmer werden die Stuffenwörter fehlen, jede Folge und Folgerung wird auszudrükken sein. Die Sprache wird, treu gepflegt, mit dem Entwikkelungsgange Schritt halten, für jede neue Gestaltung unsers Volkes passen, für jede Lebensfülle zureichend sein, und mit dem Wachsthum des Volkes an Bildsamkeit zunehmen. Aber vom Wisdünkel der Allerweltsbildnerei müssen wir abstehen. Mit dem Allerweltsleben hat keine einzelne Sprache zu schaffen, nur das eigne Volksleben ist ihre Seele. — Wer Ungemeines beginnen will, und zur That sich anschikt, braucht in seinem Gewissensrathe nie zu fragen: Hat schon irgend Jemand Aehnliches gewolt, Gleiches angefangen oder Dasselbe vollführt? Aber wohl muss er das Recht wägen: Darf man so handeln und thun? — Nicht anders mit dem Wortbildner. Nimt der nur gehörig Rükksicht auf die Urgesetze der Sprache und ihr ganzes Sprachthum, so bleibt er frei von

Tadel und Schuld. Kein Splitterrichter hat Fug zu fragen: Hat schon Jemand so gesagt? — Man muss prüfen: Darf man so sagen? Ist es nicht besser auszudrükken? — Denn jede lebendige Sprache bewegt sich in allgewaltiger Rege; aber Sprachlehren und Wörterbücher kommen dann auf dem gangbaren Pfade richternd hinterher. — Der Kunstsprachenbildner soll ein Dollmetscher des ewigen Sprachgeistes sein, der in dem ganzen Sprachthum waltet. Darum muss er in die Urzeit der Sprache zurükkdenken, und ihren Bildungsgang auf rechter Bahn verfolgen. Kann er an der Quelle verschollene Urlaute erlauschen; so muss er diese zuerst vor allen Lauten lautbar machen. Im Erwekken scheintodter Urwörter liegt eine wahre Mehrung und Sprachstärkung. Kein Wort ist für ausgestorben zu achten, so lange die Sprache nicht todt ist; kein Wort für veraltet, so lange die Sprache noch in Jugendkraft lebt. Begrabne Wurzeln, die noch grün sind, und im vollen Wachsthum neue Stämme, Aeste und Zweige treiben können, bringen Segen und Gedeihen. Die Schossen und Sprossen alter Herzwurzeln verkünden einen neuen Frühling nach langer Winterstarre. Da befreit sich die Sprache vom Flikk- und Stükkwerk, und geht wieder richt und strakk. Ohne das Pflegen der Wurzelkeime wird die Sprache als Saumross und Pakkthier beladen, und muss endlich unter der Last schwerfugiger Zusammensetzung erliegen. Jedes wieder in Gebrauch kommende Urwort ist eine reichhaltige Quelle, die den Fahrstrom speiset, den Thalweg austiefet und allen Oberbewohnern Vorfluth schaft." *)

---

*) Anmerk. Wir haben diese ganze Stelle hierher gesetzt, um zugleich ein wirkliches Beispiel von wahrer

So, Deutscher, ist deine allgemein deutsche Sprache. Darin denke, darin spreche, darin lebe im Geist und in der Wahrheit!

§. 16.

Sprachrichtigkeit überhaupt.

Die Sprachrichtigkeit beruht auf die Befolgung der Sprachgesetze, und keineswegs auf irgend ein Herkommen und auf etwas ohne Grund Angenommenes. Die Sprachgesetze werden am gewöhnlichsten durch die vielen gleichen Fälle, die diesen Gesetzen gehorchen, erkant; Abweichungen davon haben gewiss ihren Grund, erkennen wir ihn nicht, so müssen wir solche Abweichungen doch dulden, so lange sich kein Weg zeigt, sie zu vermeiden. Man kann aber nicht vorsichtig genug darin sein, dass man einzelne von der Regel abweichende Fälle gleich für Abweichungen hält, es kann ja Regeln geben, die nur zwei oder drei Fälle unter sich haben. Was wir noch nicht ergründet haben, das ist darum noch nicht falsch. Wenn Adelung zu sehr dem Herkömlichen huldigt, so schlägt Wolke dasselbe mit gebalter Faust ins Auge. Erster nagelte dadurch die Sprache an, Letzter schüttelte sie auf. Sprachgesetze kann kein Sprachforscher geben, sondern nur nachweisen, und er ist nur der Priester der Sprache, keineswegs ein Sprachgott. Er muss Sprachrichter werden und Ankläger, sobald ihre ewigen Gesetze, die Gesetze des innern menschlichen Lebens sind in der volksthümlichen Darstellung, sobald

---

hochdeutscher Sprache zu geben. Einzelne Gedanken dieser Stelle gehören mehr in später folgende §§.

diese verletzt sind. In der Einleitung zur Lautlehre habe ich dies näher ausgeführt. Der so beliebte Sprachgebrauch hat nur in so fern Werth, als der gewöhnliche Denker wohlthut, sich daran genau zu halten, aber der schärfere Denker huldigt ihm nur, wenn er in ihm keine Gesetzwidrigkeiten erkent. Wenn Quintilian von dem Sprachgebrauch sagt: Consuetudo certissima loquendi magistra, so mochte er Recht haben in Hinsicht der römischen Sprache, aber bei der deutschen Sprache, als einer Ursprache, muss man über der Gewohnheit das Gesetz der Gewohnheit suchen, sobald man frei in ihr schreiben und reden will. Verließe kein Schriftsteller die Gewohnheit, so bliebe ja die Sprache stehen, während das Leben und das Wissen und das Können fortschritte. Wenn Adelung so weit geht, dass er statt der Sprachgesetze das Herkommen in Meißen zum Richter und Schlichter der Sprachrichtigkeit aufstelt, und das nur für sprachrichtig hält, was gemeißnet ist, so springt diese Einseitigkeit jetzt wohl Jedem in die Augen. Auch kann kein einzelner Schriftsteller zu keiner Zeit als Regel für die Sprachrichtigkeit angenommen werden, seine Stimme kann zwar wichtig, aber nie überhaupt entscheidend sein; denn jeder Schriftsteller trägt ja in sich sein eigenthümliches Wesen, und wird allso dasselbe auch eigenthümlich in der Sprache darstellen, seine Eigenthümlichkeiten können aber nimmer, als solche, Gesetzeskraft erhalten. Nur in den Fällen, bei welchen der Grund von dieser oder jener Sprachbildeform noch nicht erkant ist, wird man wohlthun, sich nach den vorzüglichsten Schriftstellern der Zeit zu richten, um nicht abzuweichen ohne einen Abweichungsgrund, ungewöhnlich zu werden aus Unkunde. Solten aber die vorzüglichsten Schriftsteller der Zeit an einer Zeitseuche

leiden, z. B. an der der Ausländerei, an der der Sprachbeengung u. s. w., so hat Jeder nicht bloß das Recht, sondern sogar die Pflicht, sich von dieser Seuche zu befreien, und kann er kein neuer Sprachbeleber werden, so thut er wohl, er richtet sich nach den ältern Schriftstellern, die von solch einer Seuche noch nicht geplagt waren.

Die Sprachrichtigkeit hängt also ab von der Befolgung der Sprachgesetze, die Sprachgesetze folgen aus der volksthümlichen Darstellung der Denkgesetze. Nur in den Fällen, die sich nicht gut den Denkgesetzen unterordnen lassen, entscheidet der Sprachgebrauch, der in der Sprachähnlichkeit am klarsten sich ausspricht, und wo diese nicht da ist, der Gewohnheit huldigt. Was wider die Sprachgesetze ist, was von dem Sprachgebrauch ohne Gründe, von der Gewohnheit ohne Noth abweicht, das ist sprachwidrig — sprachunrichtig, und enthält Sprachfehler. Was aber den Sprachgesetzen huldigt, ist, wenn es auch noch keinen Sprachgebrauch, noch nicht die Gewohnheit für sich hat, ist und bleibt sprachrichtig, und wenn es auch noch nie vorher ausgesprochen war.

§. 17.

Die Lautrichtigkeit.

Die Sprachrichtigkeit zerfält von selbst in Lautrichtigkeit, Wortrichtigkeit, Satzrichtigkeit und Aufsatzrichtigkeit. Dieser §. handelt von der Lautrichtigkeit, die folgenden von dem Folgenden. Ueberall wird hier das vorausgesetzt, was in der Lautlehre, Wortlehre, Satzlehre und der Aufsatzlehre, so weit sie behandelt ist, hierüber schon vorkomt. Das, was dort an und für sich aufgestelt ist,

das wird hier nur näher in der Anwendung betrachtet.

Die Lautrichtigkeit ist schwer zu bestimmen, und deshalb ist ihrer auch wenig geachtet; obgleich in der Lautrichtigkeit ein wesentliches Stükk der Sprachschönheit enthalten ist. Die Lautrichtigkeit gründet sich auf die Lautgesetze. Die Lautgesetze bestimmen, dass jeder Laut seinen eigenthümlichen Werth hat und seine Bedeutung, welche ursprünglich keineswegs eine herkömliche war, sondern eine innendeutsame, indem der Laut ein nothwendiger Darsteller des ersten sich entwikkelnden innern Lebens ist. Es hält schwer, die Grundbedeutung der Laute noch aufzufinden, da durch den Fortwuchs der Sprache die Keimbildung verdekt und verwachsen ist. — Bewegung und Ruhe sind zwei Gegensätze des innern Lebens; sie scheint die Sprache durch Länge und Kürze der Stimmlaute andeuten zu wollen; z. B. Bahn, Ende, Kahn, Strand, schauen, sitzen, schreiten, Schritt, vertragen, Vertrag, schneiden, Schnitt, Sprache, Spruch, reißen, Ritze. Aber für viele Wörter ist durch diese Ansicht wenig oder gar nichts gewonnen, z. B. stehen, setzen, lahm, Rad; doch kann man auch deshalb das allgemeine Gesetz nicht läugnen. Die Mitlaute begränzen entweder den Lautstrom als Nachlaute, und bestimmen somit die Gränzen der Vorstellungen, Anschauungen und Empfindungen, vorzüglich dem Aeußern nach, oder sie bedingen das Wesen des Lautstroms als Vorlaute, und begränzen somit die Vorstellungen, Anschauungen und Empfindungen dem Innern nach. Mitlaute sind also überhaupt Begränzer und Bestimmer des Lebens in der Darstellung; z. B. in erster Hinsicht: leben, er lebt, du lebst, ihr lebt,

der Tuch, des Tuches, die Tücher, und in zweiter Hinsicht: lassen, gelassen, erlassen, lauben (in erlauben), glauben, lokken (die Lokke), die Glokke, lükk (die Lükke), das Glükk; winden, schwinden; an, ahnen, sehnen; rükken, drükken, erdrükken. Wird durch Häufung der vielen Bestimmungen oder durch Häufung der Mitlaute der Stimmlaut zu beschränkt, so werden die Mitlaute noch besonders laut, und zwar in dem e (vergleiche Lautlehre §. 54.), weil dies am leichtesten sich anschließt. So wird aus dem Laut zunächst ein einspelliges und daraus ein zweispelliges Wort. Je mehre Mitlaute in einem Worte sind, desto bestimmter muss es hiernach sein, und Sprachen, die arm an Mitlauten sind oder dieselben wenig gebrauchen, müssen dem Verstande nicht sehr zusagen, sie sind mehr gefühlvoll als verständig, mehr weiblich als männlich. Viele Nachlaute müssen mit der Kürze der Stimmlaute in der Regel zusammentreffen, weil jedes Bestimmen ein Feststellen ist. Die Vorlaute sind Bestimmungen a priori, leiblich und geistig, und die Nachlaute Bestimmungen a posteriori. Erstere gründen sich mehr auf der innern Anschauung selbst, letztere mehr auf der äußern. Erstere sind daher wesentlicher als letztere, aber darum auch schwieriger aufzufassen. — Wer allso lautrichtig schreiben will, der muss in Fällen, wo er für sein Denken ein Wort schaft, oder wo ihm eine Wahl zwischen Wörtern verstattet ist, oder wo es anderweitig erlaubt ist, das vorhandene Wort so oder so auszusprechen und zu bezeichnen, wohl auf Länge und Kürze der Stimmlaute, auf Vielheit und Wenigkeit der Vorlaute und Nachlaute achten. So finde ich in dem allgemeinen Verteutschwörterbuch der Kriegssprache [von Dr. Müller, das sonst sehr vortreflich ist]

Burt nicht gut für Natur und deshalb nicht gut, da die Natur im beständigen Leben und Bewegen ist, das rt aber sehr hemt und hält, der Galm nicht gut für Kriegsmusik, Harst nicht gut für Streife (Streif=Corps), haufnen für concentriren u. s. w.

Ferner muss auch der verschiedene Werth jedes einzelnen Lauts beachtet werden. Wir haben früher=hin mehre weibliche und mehre mänliche Stimmlaute unterschieden (siehe an mehren Stellen der Wortlehre, vorzüglich bei der Bildung der Mehrzahl). Eben so hat auch jeder Mitlaut sein eigenthümliches Wesen. Manche Mitlaute deuten mehr auf Bewegung, vor=züglich alle, die hauchen, manche mehr auf Hemmung, z. B. b, p, t, manche auf den Kampf zwischen beiden, z B. s, sch, z u. s. w. Bei manchen besiegt die Be=wegung die Hemmung, z. B. bei ch, j, bei manchen die Hemmung die Bewegung, z. B. d, g, bei manchen wird die Bewegung durch die Hemmung keineswegs gehindert, aber ganz anders geleitet, z. B. bei m und n. Je mehr nun eine Empfindung mehr oder weniger diesem oder jenem Laut entspricht, desto mehr oder weniger nothwendig muss sie auch durch diesen oder jenen Laut bezeichnet werden. Da der Laut keine Begriffe darstelt, so läst sich auch dieses Lautgesetz nur mehr sinlich wahrnehmen, als in Begriffen darstellen. Fulda hat in seinem Lexikon, herausgegeben von Neu=sel, manche Vorarbeiten hierzu geliefert. Wir wollen durch einige Beispiele das oben Aufgestelte uns noch mehr versinlichen. In der Spelle ab ist das b so nothwendig, dass keineswegs ein anderer Laut in seine Stelle treten könte; eben so nothwendig ist das s in dem aus, das ei und das n in dem ein (z. B. eindringen). So wie das au sein Wesen in Bauch,

Hauch, Rauch am deutlichsten ausspricht, so das ei sein Wesen in schneiden, scheiden, eilen. So ließen sich auch bei jedem Laut, er sei Mitlaut oder Stimmlaut, gewisse Wörter angeben, worin das Grundwesen des Lauts sich am meisten offenbart, oder wenigstens zu offenbaren scheint. Auf diese Lautbestimtheit gründet sich die Entscheidung der Richtigkeit mehrer Wörter. So ist Gebürge richtiger als Gebirge, weil das i zu spitz und fein für den Gegenstand ist; so ist er komt stärker als er kömt, so unterscheidet man manlich und mänlich; so geht das s oft in tz über, z. B. wissen — Witz, reißen — Ritze, das ch in k, z. B. wach — wekken u. s. w.; so bildet man von gehen der Gang, von klingen der Klang u. s. w.; keineswegs ohne Regel, aber nicht nach Begrifsregeln, sondern nach den Regeln, nach welchen der Keim sich entwikkelt, welche Regeln man anschauen und empfinden, aber nicht begreifen kann.

Hierher gehört auch noch die Verwandschaft der Laute, die in der Lautlehre weitläuftiger abgehandelt ist. Darnach taugt das Wort Instherr für Quartiergeber in dem Müllerschen Werke nicht, weil t hemt, und der freie Hauch dahinter erst mit einem neuen Ansatz gebildet werden kann; so ist das Wort Kostengeding schlecht, weil en und ge unwichtige Spellen sind, die das Wort kreuzlahm machen. Nämlich nicht bloß, dass die Laute sich nicht reiben, nicht klippen und klappen, sich nicht wiederkäuen und sich überschreien dürfen, auch die Spellen müssen in gehörigem Anstande neben einander stehen. Schwäche und Stärke muss so in ihnen verwachsen sein, dass das ganze Wort haltig, beweglich und fest zugleich ist.

Da unsere Sprache grösstentheils aber schon ihre Worte hat, woran wenig geändert werden kann, da sie fest als Kinder des Sprachgeistes dastehen, und da nur höchstens noch hier und da ein Lähmling wird angetroffen werden, so gelten diese angedeuteten Lautgesetze vorzüglich den Neugebilden; aber in den Altgebilden läst sich nachweisen, dass die Sprache würklich diese Gesetze befolgt hat. Trift man hin und wieder aber einen Beihaspel in der Sprache, der aus einer wilden Ehe mit hineingelaufen ist, und seine Schlechtheit durch seine eignen Laute bekundet, so veredele man diese Beigeburt oder werfe sie weg. So können wir das Buchstabiren statt des buchstaben (ich buchstabe, du buchstabst u. s. w.) nicht dulden, so ist mehrere statt mehre eine Doppelbildung, und mithin das re überflüssig.

Da aber der Laut in seinem Wesen als Darstellungsmittel der Empfindungen, Anschauungen und dunkeln Vorstellungen immer unbestimt und schwankend bleiben muss, so finden in Hinsicht des Lautes viele Fälle statt, wo mehr die Gewohnheit als das Gesetz entscheidet. Die ganze Rechtschreibung gehört grösstentheils in die Lehre des Gewöhnlichen in der Sprache, und wir bemerken darüber hier nur im Allgemeinen, dass jeder Aufsatz soll lautrecht geschrieben werden. Dass aber auch jeder Aufsatz nach den gewöhnlichsten Schreibgesetzen, die noch außer der Lautrichtigkeit hinzutreten, geschrieben sei, ist an und für sich nicht gut möglich, da manches von dem Gewöhnlichsten jetzt schon ungewöhnlich wird, und manches Ungewöhnliche zur Gewohnheit. Je weiter Jemand hierüber nachgedacht hat, desto mehr Freiheiten kann er sich in dieser Hinsicht nehmen, je weniger er nach-

gedacht hat, desto mehr ist er verpflichtet, in den Bahnen und Weisen anderer Denker zu gehen. Wichtiger als dieses ist aber die wahre Lautrichtigkeit, die, wenn auch nicht immer sich auf Lautgesetze, doch wenigstens auf den Sprachgebrauch gründet. Hierin fehlen manche Landschaften sehr, die eine hat Garten, die andere Gärten, die eine hällisches Salz, die andere hallisches. Ja, einige Landschaften verdrehen die Laute gänzlich, sprechen u statt a, ö statt e, e wieder statt ö, ö statt ü u. s. w. In dieser Hinsicht kann die Schriftsprache der besten Schriftsteller der Lautsprache Regel und Vorschrift sein. Man hat Ehre und keine Oehre, aber man solte auch lesen und nicht lösen, nicht schprechen, sondern sprechen, ohne sich dabei feinlich zu zieren. Doch alles dies ist in der Lautlehre umständlich behandelt.

Das erwähnen wir noch, dass jede Sprache desto bildlicher, mahlerischer und schöner ist, je sprechender die Laute in ihr sind, je mehr die Laute Abdrükke des innern Lebens sind. Die deutsche Sprache ist in dieser Hinsicht wahrhaft ein Abdrukk der Schöpfung, sie stelt lautend und tönend, haltig und schwebend dieselbe dar, obgleich sie keineswegs in ihrer Kindheit verweilt. Und darob muss auch jeder Darsteller in der Sprache wohl darauf halten, dass er nicht gegen diese Innenlautbarkeit der Sprache sündigt, und statt lebender Bilder todte Verstandesstriche setzt, der Sprache ihre Wurzeln entreißt, und sie achtet wie ein bloßes Kunstgebäude. In der Sprache begrüßen sich Kunst und Schöpfung und gehen im innigen, einigen Bunde. Jeder, der gegen die Lautrichtigkeit sündigt, macht Fehler in seinem Gemälde. Je mehr das Gemälde die Schöpfung darstellen soll, desto wichtiger ist der

Laut, je mehr der Gegenstand ein reines Denken ist, desto unwichtiger wird er im Einzelnen, aber nicht im Ganzen.

§. 18.

Wortrichtigkeit, und zwar über undeutsche Wörter.

Jedes Wort soll darstellen eine Vorstellung oder einen Begriff, und ist nur in so fern ein Wort, als es diesem Zwekk nachkomt. Lautgehäufe, die noch so schön und sprachrichtig klingen mögen, machen nie ein Wort aus, sobald ihnen der Begriff mangelt. Jedes Wort muss lautrichtig sein, und daher gewissermaaßen eine Innendeutsamkeit, eine Selbstverständlichkeit in sich tragen. Diese Innendeutsamkeit wird um so mehr hervortreten, je stämmiger das Wort ist, je näher es dem Laut als solchem liegt, oder je sinlicher der Begriff ist. Je mehr der Begriff sich entfernt von der Sinlichkeit, oder je beschränkter er durch das Denken wird, desto mehr trit die Freiheit der Bedeutsamkeit auf, statt der Nothwendigkeit. Je bestimter durch Begriffe ein Begriff ist, desto länger muss auch das Wort sein, kurze Worte stellen ursprüngliche Begriffe — Erstbegriffe dar. Die Sprache ist dadurch eine Geschichtstabelle des voltsthümlichen Denkens.

Jedes Wort, wie jeder Laut in jeder Sprache, muss sprachthümlich, und allso in der deutschen Sprache deutsch sein. Mischt man in einem Gemälde nicht Oelfarben, Erdfarben und Wasserfarben zusammen, so soll man auch in der Sprache solche Mischung nicht machen, es wird häufig nicht ein Mal ein Gemisch, wie in den Aftersprachen, sondern ein Gemengsel;

worin man Korn für Korn unterscheidet. Ich will hier nicht die alten Klagen echtdeutscher Schriftsteller *) wiederholen, und das so oft und so gut Gesagte noch ein Mal sagen. Ich hoffe auch, dass jetzt die Deutschen werden von der Franscherei genesen, wenigstens

---

*) Anmerk. Man vergleiche außer dem, was Klopstokk und mehre vor ihm schon hierüber sagten, vorzüglich folgende Schriften: „Rügen für biedere Deutsche in Hinsicht ihrer Sprache, in Briefen, von J. G. D. Schmidtgen, Leipzig 1796;" „Die Sprachreinigkeit von Seiten ihres förderlichen Einflusses auf Sprachbereicherung, von M. Ch. M. Pauli, Leipzig 1811;" „Ueber Wortmengerei, von K. W. Kolbe, 2te sehr vermehrte Ausgabe, Leipzig 1812, bei K. H. Reklam;" „Beiträge zur Sprachwissenschaft, von M. Ch. M. Pauli. Erst. B. Leipzig, bei P. G. Kummer, 1812 und 1817;" „Ueber Volkshass und über den Gebrauch einer fremden Sprache, von E. M. Arndt, 1813;" „Frankreichs Sprach- und Geistestirannei über Europa, seit dem Rastadter Frieden des Jahrs 1714. Dargestelt von Radlof. Leipzig 1814;" „Der Sprach-Gerichtshof oder die französische und deutsche Sprache in Deutschland vor dem Richterstuhl der Denker und Gelehrten. Berlin 1814. in der Maurerschen Buchhandlung [von Theodor Heinsius];" „Abgerissene Bemerkungen über Sprache. Ein Nachtrag zu der Schrift über Wortmengerei, von Kolbe. Leipzig, bei Fleischer, 1813;" „Noch ein Wort über Sprachreinheit, von Kolbe. Berlin, Realschulbuchhandlung. 1815;" Hiermit vergleiche man das, was ich in der Einleitung vor der Lautlehre sagte, nebst dem Müllerschen Verdeutschwörterbuch der Kriegssprache. Kampes Wörterbuch ist bekant, und mehre anderz ähnlicher Art sind daraus nur gezogen. Jahns Volksthum und seine schon öfter angeführte deutsche Turnkunst sind in dieser Hinsicht wichtig. Zeune's Schriften verrathen mehr, als bloßen guten Willen, und was Krause in seinem angekündigten Urworthum leisten wird, das wollen wir erwarten.

niesen sie schon und man kann ihnen zurufen: „Wohl bekomm's!“ Denn jetzt treten auch Leute gegen den Sprachunflath auf, die sonst sich wohl recht statlich darin wälzten. Wir sagen das nicht zu ihrer Schande, sondern zu ihrer Ehre; denn über ein verlornes und wiedergefundenes Schaaf soll man sich freuen.

Das heben wir hier noch näher heraus, dass jede Aftersprache leichter Fremdlinge aufnehmen, hegen und pflegen kann, denn eine Ursprache. Eine Aftersprache hat gerade ihr Leben in der Umgestaltung und Verarbeitung des Fremdartigen, und nichts komt ihr deshalb so leicht vor, was sie nicht gleich in ihr Reich ziehen könte, das ja ein Reich von Plundern und Hadern aus der Sprachwelt ist, welche alle zu einem neuen Sprachgewand verarbeitet sind, und noch immer verarbeitet werden. Eine Ursprache führt aber nicht ihr Leben in dieser Schmelzerei, oder, richtiger, in dieser Wortschneiderei. Sie bildet nur statlich aus sich, und alles Fremde bleibt ihr fremd, sie kann es nicht stutzen und sich aneignen. Ihr bleiben Flekke — Flekke, Lappen — Lappen. Und darob sieht die deutsche Sprache in ihrer Vermengung aus als ein Mengfutter aus Hafer, Kohl und Stroh. Dieses Mengfutter soll fernerhin kein Deutscher seinen Brüdern vorsetzen, sondern aus dem großen deutschen Sprachschatz soll er mit vollen Händen spenden, so weit seine Denkleiter es ihm erlaubt, aus diesem Sprachschatz nehmen zu können.

Nur stelle sich deshalb kein Deutscher als ein Weihepriester vor das Taufbekken, und taufe jeden Fremdling deutsch ab, und lasse ihn dann so laufen. Das wäre nur eine Sachsentaufe, wie Karl der Große

sie veranstaltete. Das Wasser und das Wort thun es nicht, sondern der Geist. Wer nicht im Geist und in der Wahrheit getauft ist, der behalte immerhin seinen alten Namen. Nur dadurch können wir die Fremdlinge aus unserer Sprache verdrängen, dass wir uns in derselben und dieselbe in uns so voll und haltig, so weit und breit, so tief und hoch ausbilden, dass den Fremdlingen Licht, Luft und Boden genommen wird, so dass sie von selbst verkummern. Friedrich Ludwig Jahn hat diesen Weg in seinem Volksthum und in seiner Turnkunst eingeschlagen. Ich habe mich bemüht, im vorliegenden Werke dasselbe zu thun. Alle übrigen Versuche, die Sprache zu entwälschen und zu entfälschen, sind als Vorarbeiten achtbar, sie lichten gleichsam das festgefahrne Sprachschiff, indem sie neues Wasser aus verschütteten Quellen erwekken. In dieser Hinsicht hat Müllers Verdeutschwörterbuch der Kriegssprache einen größern Werth, als alle allgemeinen und besondern Verdeutschwörterbücher vor ihm. Pauli's und Radlof's Schriften sind sehr quellhaltig, der Betrieb des altdeutschen Schrift- und Sprachthums, der immer thätiger wird, führt dem Sprachstrom neue Bäche zu, alle Wörterbücher von einzelnen Mundarten sind Sprachhälter, die jetzt immer mehr aufgeschlossen werden. Genug, die Zeit ist da, dass durch deutsche Sprachforscher das Sprachschiff, das auf wälschen Sandbänken fest stand, und auf meißnischem Hälterwasser nicht fortkommen konte, dass dieses gelichtet wird. Jetzt komt es aber darauf an, dass echtdeutsche Gelehrte, Steuermänner und Ruderschläger dieses Schiffes werden, dass Weltweise und Kunstverständige, dass Krieger und Staatsbeamte, dass alle, die dazu berufen sind, das höhere Leben weiter zu entwikkeln, dass diese es thun, und überhaupt ein deutsches Leben bil-

den, das der deutschen Sprache Meister und Herr wird. Nur wenn Sprachbildung und Lebensbildung zusammentrift, können sich beide halten; aber Sprachbildung ohne Lebensbildung wird zuletzt eitles Werk und Wortklügelei. An neuen Dingen fält der neue Name nicht auf, wohl aber an alten Dingen, und deshalb sind manche Sprachfeger verlacht, weil sie nur abfegten, nicht auskehrten.

Hieraus ergibt sich von selbst, dass man nicht ängstlich die Sprache äußerlich säubern, sondern ihren innern Wachsthum befördern muss. Wer sich eines undeutschen Begriffes in seinem Denken nicht entrathen kann, der entrathe sich auch nicht des Ausdrukkes, denn er würde ja sonst ein Lügner. Man denke deutsch, und man wird deutsch sprechen. (Man vergleiche hierüber die Einleitung vor der Lautlehre!)

Hiernach wird mich wohl Jeder der Mühe entheben, zu bestimmen, welche ausländischen Wörter die deutsche Sprache entbehren kann und welche nicht, welche Bestimmungen in andern Sprachlehren oft so weitläuftig ausgeführt sind. Einen Zizero oder einen Kikero wird wohl Keiner in einen Erbsenmann, einen Livius wohl Keiner in einen Blaumann verwandeln wollen, obgleich früherhin aus einem Schwarzerde ein Melanchton ward. Meinetwegen lasse man auch das Sanßußi in Potsdam, oder das Sangfurschi, wie die Potsdammer sagen, stehen, aber baue künftighin nur ein Sorgenlos. Sprechen wir von Paris, so mögen wir immerhin es so nennen und nicht nach der alten Uebersetzung Kothort. Genug Eigennamen, die als solche den Bildungsgang der deutschen Sprache nicht hemmen, können immerhin bleiben. Auch untersuche Keiner alle deutsche Wörter mit einem Vergrößerungs-

glase, um Undeutschheiten darin zu erspähen! Wer viel sucht, der findet viel. Die Nase abschneiden und einen Gesichtsärkner dafür bauen, die Ohren abschneiden und Hörlöffel ansetzen, die Zähne ausreißen und Kauer einschieben, das ist ein undeutsches Ding. Da hängt zuletzt Teut mit Deus zusammen und wir verlieren unsern Namen, da verlieren wir zuletzt Hände nnd Füße und müssen verstümmelt sein. Aber nur der, welcher nie gemeinsame Sprachquellen entdekt hat, nur der, welcher nicht auffast, dass in der tiefsten Tiefe und in der höchsten Höhe das Leben der Völker zusammenfält, nur der kann aus Deutscherei ein solches undeutsches Werk beginnen.

Noch muss ich hier das wiederholen, dass das deutsche Wesen, das deutsche Volksthum näher liegt dem Menschthum, als das Wesen vieler andern Völker, und deshalb sei man auch bei der Sprachbildung darin wohl vorsichtig, dass man nicht durch zu einseitiges Streben zu einer abgeschlossenen Deutschheit das Ursprüngliche des deutschen Wesens, nämlich die gerade Richtung zur Menschheit, zerstört, wodurch ja doch der Deutsche am höchsten steht. Keinem liegt deshalb ofner das Leben anderer Völker dar, als dem Deutschen, und gerade daher komt es, dass der Deutsche oft zu gerecht ist gegen andere Völker und zu ungerecht gegen sich selbst. Deshalb ist es nothwendig, dass auch der Deutsche, so wie er der gröste Weltweise ist, auch der gröste Sprachforscher sein muss. Meint man nicht, dass ich meine Vermuthungen zu weit triebe, und im Kleinlichen Großes fände, so möchte ich noch behaupten, dass aus diesem Grunde der Deutsche die Eigennamen ursprünglich behält, und sie nicht sucht deutschformig zu machen. Aus den schon öfter angeführten Vorlesungen von Moritz, deren älteste Aus-

gabe schon 1793 und 94 erschien, wo man allso noch wenig an Sprachreinheit und -einheit dachte, setzen wir hier einige Stellen und zwar aus der zwölften Vorlesung her, die unsern Gegenstand noch in ein helleres Licht setzen: „Man kann sagen, je mehr die Würde des Gegenstandes zunimt, desto mehr nimt die Freiheit im Ausdrukk ab; und vorzüglich scheint dies der deutschen Sprache eigenthümlich zu sein, welche sich vom ausgelassensten Komischen bis zum strengsten Ernst verhältnissmäßig in immer geringern Graden, z. B. den Gebrauch aus fremden Sprachen entlehnter Wörter, verstattet. — Um ein Wort in unsrer Sprache in Ansehung seiner Reinheit und Würde auf das Strengste zu prüfen, darf man nur den Versuch machen, ob man sich desselben bei dem Vortrage heiliger Wahrheiten bedienen darf oder nicht. — Würde man es wohl wagen, sich z. B. solcher Wörter, als Armee, Sekretär, Proviant u. s. w., die doch gewiss allgemein verständlich sind, bei dem religiösen [gottesfürchtigen] Vortrage zu bedienen? Und ist es allso nicht die höchste Reinheit unserer Sprache selbst, wodurch sie erst in ihrer eigentlichen angestamten Würde und in ihrem unbeflektesten Glanze erscheint?“ Nichts Ehrenvolleres kann man wohl für die deutsche Sprache sagen, als gerade dies, und es komt dies daher, weil das deutsche Wesen, und mithin die deutsche Sprache, am nächsten der Menschheit und deshalb auch der Gotheit steht. Vergleicht man noch die Sprachen mit einander, die der deutschen Sprache Wörter gegeben haben, so läst sich im Allgemeinen behaupten, dass Wörter aus den Sprachen, die der deutschen am verwandtesten, ja Schwesterspachen von ihr sind, noch am ersten geduldet werden können. Englische Wörter haben deshalb den Vorzug vor fran-

zösischen; obgleich wir letztere sehr viel, erstere fast gar nicht haben. Ja, aus Schwesterſprachen kann man ausgestorbene Wurzeln sich wiederholen; was nicht bloß erlaubt, sondern Pflicht ist, sobald es der Begriff erfordert. Die französischen Wörter verdienen zunächst das Verdammungsurtheil in der deutschen Sprache, weil der französische Geist dem deutschen Wesen am abholdesten ist. Ganz verwerflich sind auch alle Zwitterwörter, die aus mehren Sprachen gebildet sind, z. B. chimärisch, Konsistorialrath, Schuldeputazion, Elegantheit, Stadtmär, Persönlichkeit, spatzieren u. s. w. Alle lateinischen und griechischen Wörter kann man immerhin entbehren, je selbständiger sich das deutsche Leben und Wesen bildet. Uebrigens wird man auch allmälig immer deutlicher einsehen, wie weit die deutsche Sprache in Aufnahme und Verwerfung anderer Wörter gehen kann, und wie sie dabei verfährt, wenn man die Verwandschaft der deutschen Sprache mit andern Sprachen immer mehr kennen lernt. Die Verwandschaft der griechischen und deutschen Sprache hat Johann Arnold Kanne (Leipzig 1804, bei Wilhelm Rein) schon entwikkelt. Wenn ich nicht irre, ist auch die Verwandschaft der persischen und deutschen Sprache schon näher untersucht. Die Vergleichung der indischen Sprache mit der deutschen kann uns noch sehr weit führen, wenn wir mit deutschem Ernst dieselbe betreiben. Ja, auch viele deutsche Wörter stimmen mit Wörtern in den semitischen Sprachen. Namentlich habe ich ein bedeutendes handschriftliches Verzeichniss von arabischen Wörtern vor mir liegen, gemacht durch den Dr. Habicht, worin nicht bloß wissenschaftliche, sondern ganz gewöhnliche Bezeichnungen übereinstimmen; z. B. Cheimat = Heimath, bava = Bauen, choos = Haus, libva

= Löwe, wakker = wakker, hatza = hetzen, Vater (von vatera = schaffen) = Vater, Minne = Minne. Der Zusammenhang der slavischen Sprachen mit den germanischen ist, meines Wissens nach, auch noch nicht gehörig untersucht.

Genug, so wie Völker übereinstimmen in manchen Dingen, und so wie sie an einander gränzen in ihrem Wesen, eben so auch in den Sprachen, und der deutsche Sprachforscher und Sprachlehrer hat nicht das Recht, ein Wort auszustreichen, wenn er es selbst, oder in einer ähnlichen Form in einer andern Sprache findet. Ja, ich bin selbst der Meinung, dass man Wurzelwörter aus fremden Sprachen aufnehmen darf, wenn sie sich in der deutschen Sprache einwurzeln, aber keine Ast- und Zweigwörter, ausgenommen, sie wären Eigennamen; und den Grundsatz der Sprachreinheit sprechen wir deshalb so aus: Jedes Wort, das ein echter Darsteller des deutschen innern Lebens ist, und deshalb auch die deutschen Formen an sich trägt, ist echt deutsch; jedes Wort aber, was fremdes Wesen darstelt, welches nicht im deutschen Leben begriffen ist, bleibt undeutsch, wenn es auch eine deutsche Form hat. Die Wörter Bischof, Kanzel, predigen, Abt, Bibel, Mönch u. s. w., wer möchte sie jetzt verdrängen wollen? —

§. 19.

Wortrichtigkeit, und zwar über landschaftliche Wörter.

Wolte Jeder in seiner landschaftlichen Mundart schreiben, so könte er nur für seine Landschaft schreiben wollen, und nur das innere landschaftliche Leben zum

Gegenstande haben. Da aber die Landschaften keine Abbuchtungen des Volkes sein sollen, sondern nur Hegen von besondern volksthümlichen Ausbildungen, und da der deutsche Geist soll alle Räume des deutschen Lebens durchdringen, so muss der Deutsche, wenn er will deutsch schreiben für Deutsche, sich auch der Allgemeinsprache bedienen und sich aller landschaftlichen Wörter enthalten, weil sie nicht in sein Denkreich gehören und deshalb nicht darein gehören, weil er ja sonst nicht mit der ganzen deutschen Welt sich in Berührung setzte. Die Abgeschiedenheit und engherzige Landsmanschaftsucht, worin mancher Deutsche sich noch gern einpakt, seinen Gesichtskreis mit des Staates Gränzen oder gar noch früher schließend, ist ganz vorzüglich als tadelhaft zu rügen. Es ist freilich die Vermeidung der Sprachengung nichts Leichtes, und Jeder, so allgemein deutsch er sich auch auszubilden bestrebt sein mag, wird immer den Stempel der Zeit und des Ortes tragen, und dadurch für manchen seiner Mitbrüder weniger zugänglich und zusprechlich sein.

Der Grundsatz steht aber fest, dass jeder Deutsche soll die landschaftlichen Wörter vermeiden, weil sie nicht vollgültige Münze in allen deutschen Kreisen und Gauen sind, und weil er dadurch sich von den übrigen Deutschen und die übrigen Deutschen von sich abhält und abschließt. Nicht nur ganze landschaftliche Wörter, sondern auch landschaftliche Formen sind verwerflich. Der Schlesier darf allso seinen Schnetlich nicht für den Schnittlauch setzen, der Märker seine Mäkens nicht für Mädchens u. s. w. Hat der Märker lütt neben klein, der Oberdeutsche lugen für schauen, der Schlesier schauen für sehen u. s. w., so dürfen sie diese Ausdrükke in der allge-

meinen Sprache nicht gebrauchen. Aber bis hierher, möchte ich sagen, und nicht weiter! — Nämlich, wozu einen landschaftlichen Ausdrukk wählen, wenn man einen allgemeinen deutschen Ausdrukk hat, weshalb soll der Schlesier in Silbergroschen alle Preußen auszahlen, da er andere Groschen hat? Der Märker behalte sein Spinde und gebe den Schrank, der Schlesier seine Komode und gebe die Haube, der Schlesier seinen Kretscham, der Märker seinen Krug, und beide geben das Wirthshaus — Gasthaus u. s. w. Aber nun ist nicht zu läugnen:

1) Dass es landschaftliche Wörter gibt, denen kein hochdeutsches entspricht. Was ist z. B. hochdeutsch: schlittern, glippern, schurren, kutscheln, glitscheln? oder soll man sagen: sich senkrecht auf dem Eise durch einen Stoß forttreiben? — Was ist hochdeutsch: Wekke oder Stolle oder Striezel? Welcher Ausdrukk ist hochdeutsch von den vierzig bis funfzig Namen, die das Werfen eines Steins oder eines Scherbens auf dem Wasser hat? —

2) Sind die meisten landschaftlichen Ausdrükke keinesweges gleichräumig und ebenwerthig mit den hochdeutschen, schon darum nicht, weil sie landschaftlich sind, sie haben in der Regel einen engern Raum, einen eingeschränktern, örtlichern Begriff. Will man aber nun diesen engern Begriff gerade bezeichnen, was ist zu thun? Will man das eigenthümliche örtliche, ständische gewerbliche Leben darstellen, so muss man es auch in seiner Sprache darstellen, und deshalb sei man gerecht gegen die landschaftlichen Wörter! Der Märker verdamme keine schlesischen Wörter, der Schlesier keine sächsischen, der Sachse keine würtembergischen u. s. w. Sie alle sind unter-

than der allgemeinen Sprache, wie dies auch in Griechenland der Fall war. Genug; wo die Sache ein landschaftliches Wort erfordert, da gebe man ihr, und gebe so der Allgemeinsprache, was ihr gehört, und den Mundarten, was ihnen gehört! Beispiele mögen dies näher zeigen. Lessing gebraucht in Nathan dem Weisen den märkischen Ausdrukk: er hat ausgegattert, um das unermüdete Auskundschaften anzudeuten, und konte dies nicht besser und mahlerischer bezeichnen. Göthe gebraucht das niedersächsische Wort duken sehr gut in folgender Stelle: „In ihrer Jugend soll sie schön gewesen sein, und ihr Leben so weggegaukelt, erst mit ihrem Eigensinn manchen armen Jungen gequält, und in reifern Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Offiziers gedukt haben. So hat E. M. Arndt in mehren seiner Schriften sehr gute niedersächsische Wörter gebraucht, und Radloff obersächsische. Ein Adelung würde dies allerdings tadeln, ein Klopstokk wahrlich nicht, aber Adelung hat auch keine Geisteswerke hinterlassen, die aus dem tiefen deutschen Leben hervorgingen, sondern nur mit deutscher Beharlichkeit und Mühseligkeit die Sprache bearbeitet. Die Sprache in Geisteswerken fortbilden ist aber etwas anderes, als Sprachregeln aufstellen.

Und nun kommen wir zu einem noch wichtigern Punkt; nämlich man kann und soll nicht bloß landschaftliche Wörter gehörigen Orts gebrauchen, sondern man kann und soll sie auch in die allgemeine deutsche Sprache aufnehmen, sobald innere Gründe vorhanden sind. Bildet sich nämlich ein landschaftliches Leben immer mehr aus, so muss das allgemeine deutsche Leben diese eigenthümliche Bildung in sich aufnehmen,

und mithin die ihr gehörige Sprache. Weshalb hatten die fränkischen, die schwäbischen und die meißnischen Mundarten großen Einfluss auf die Allgemeinsprache? — Weil Franken die erste Bildung der Deutschen entwikkelten, weil Schwaben die Dichtkunst ausbildeten, und weil die Wiederherstellung der Gottseligkeit im Meißnischen begann. Wo also ein deutscher Völkerstamm noch jetzt Leben, eigenthümliches Leben schaft, da wird seine Mundart auch eindringen in die Allgemeinsprache. Es ist vergeblich, da zu kehren und zu wehren, ja es wäre auch Sünde. Freilich muss das mundartliche Wort den allgemeinen Sprachgesetzen nicht widerstreben, sondern denselben schon untergeordnet sein, oder sich ihnen unterordnen. Friedrich Ludwig Jahn stelt hierüber in seinem Vorbericht zur deutschen Turnkunst S. XLIV. folgende Grundsätze auf: „Ein mundartiges, gausässiges Wort muss, um durch Schriftwürdigkeit zur Schriftsässigkeit zu gelangen:

1) eine deutsche Wurzel sein, oder noch weislich von einer solchen stammen;

2) den deutschen Wortbildegesetzen nicht widersprechen, sondern sprachthümlich gebildet sein;

3) echt deutsch und nicht schriftwidrig lauten;

4) mit hochdeutschen Lauten aussprechbar sein, und mit den gewöhnlichen Buchstaben in der Schrift darzustellen;

5) einen Begriff bezeichnen, wofür es bis jetzt noch kein Schriftwort gab;

6) zu keiner falschen Nebenbedeutung verleiten;

7) Weiterbildsamkeit besitzen;

8) kein schwer zusammengefugtes Angst-, Noth- und Qualwort sein;

9) ein schlechteres Schriftwort schriftwürdiger ersetzen."

Adelung gesteht zwar auch die Bereicherung der Sprachen zu, aber nur aus der meißnischen Mundart, und zwar nur nach der Eigenthümlichkeit der höhern Volksklasse; so daſs zuletzt herauskomt, daſs entweder nur Er oder der Bürgermeister zu Meißen das Recht der Sprachbereicherung haben. Ueberhaupt betrachtet Adelung alle nicht meißnischen Mundarten als rohe Sprachauswüchse, als Niedrigkeiten nnd Gemeinheiten. Der Grund liegt darin, daſs er gar keinen Begriff von Volk hat, sondern der vornehmen, geschniegelten Welt stets einen bäuerischen, rohen, dummen Haufen entgegenstelt. Freilich waren die Zeiten damals anders.

§. 20.

Wortrichtigkeit, und zwar über veraltete und neugebildete Wörter.

Die Sprache ist die Darstellung des Lebens, und mithin selbst lebendig. Sie schreitet zwar nach festen Gesetzen einher, und im angemessenen Stoffe, aber die Zeit bedingt ihre Gesetze, erweitert und verengert den Stoff. Laute sind ausgegangen, die, der Schrift nach zu urtheilen, sonst vorhanden waren, Laute sind wieder entstanden, die, schriftgemäß wenigstens, früherhin nicht da waren. Eben so ist es mit den Wörtern selbst und ihrem bestimten Gewande oder ihrer zeitlichen Form. Die Sprache gleicht einem Kiesel, der sich immer mehr abreibt und glättet, aber dennoch

im Abreiben wächst, so dass er nicht zerrieben wird. In dieser Hinsicht kann man die Wörter theilen in abgestorbene und in lebende. Die lebenden sind wieder jung und alt, und so trift man in dem Sprachreich dieselben Gesetze des Durcheinanderlebens, wie im Reich der Schöpfung. Jung und alt ist friedlich bei einander, ein alter Geselle stirbt ab, wird von der Zeit begraben und ein frischer Jüngling nimt seine Stelle wieder ein, kann lange dauern und kurz, lange sich in derselben Form erhalten, oder bald und öfters dieselbe verändern. So kann man die Wörter und Formen eintheilen in altsässige, in schriftsässige und in unsässige. Die altsässigen kommen nur vor in den ältern Schriften und sind der Gegenwart abgestorben, schriftsässig sind alle jetzt in guten Schriften lebenden Wörter, und unsässig kann man die Neugebilde nennen, die erst streben, sich einen Sitz zu erringen. Alle undeutschen, schriftsässigen Wörter sollen altsässig werden, veralten; aber auch mancher deutscher Genosse wird altsässig, komt außer Brauch und Lauf, und mancher Unsässige gewint allmälig Sitz und Stimme. Nach ihrer Schriftsässigkeit sollen jetzt die Wörter beurtheilt werden, und da bemerken wir, dass die Schriftsässigkeit keineswegs Zeuge für die Güte ist, und so umgekehrt. Mancher sitzt im Rath, dem ein Anderer helfen muss, der nicht im Rath sitzt, und Mancher verdient im Rath zu sitzen und man läst ihn nicht hinein. Mancher deutsche Ehrenmann in der Sprache muste seine Wege gehen, da Ausländer im Rath saßen. Und wer aus dem Rathe gegangen oder gestoßen ist, der kann auch immer wieder gewählt werden; rieth er vor hundert Jahren gut, vor funfzig Jahren vielleicht schlecht, so folgt weder, dass er jetzt gut, noch dass er jetzt schlecht

räth; sondern man muſs untersuchen, ob sein inneres Wesen der Zeit und ihren Forderungen angemessen ist. Was die neuen Herren betrift, so solten sie desto eher in den Rath gelangen, je deutscher sie sind; sie werden auch gewiſs desto eher darein gelangen, je mehre Verwandte und Angehörige sie darin haben. Mancher wird daher rathsfähig geboren, mancher wird es erst mit der Zeit, je nachdem er sich schikket zur Zeit.

Dem deutschen Sprecher und Schreiber sowohl, als dem deutschen Leser muſs es daher im Ganzen gleich sein, ob ein Wort alt= oder neusässig ist; nur können beide verlangen, daſs jedes Wort durch sich selbst seine Tüchtigkeit beweist. Ansehen der Person, Ahnen und Gewohnheitsrechte sollen im Sprachreich nicht gelten, sondern nur Denkrechte. Doch sei der Schriftsteller vorsichtig, und bedenke wohl, daſs er verständlich schreiben soll, wähle also ohne Noth weder ausgeschiedene noch neue Wörter. Verlangt aber seine Darstellung solche Wörter, so entblöde er sich nicht, das zu nehmen, was Recht ist.

Die Veraltung der Wörter geschieht auf mancherlei Weise; oft heißt es wohl, ein Keil treibt den andern, ein neues Wort trit auf, wird schiklicher und passender gefunden, gewint immer mehr und mehr Boden und das alte verkümmert. Manches Wort mag auf diese Weise, ohne irgend es verschuldet zu haben, ins Altentheil geschoben sein. Manches Wort aber hat es auch verschuldet, indem es entweder zweideutig oder falsch gebildet war, oder sonst einen Makel an sich hatte, der ihm zum gerechten Vorwurf gereichte. Ganz vorzüglich veralten auch Wörter deshalb, weil die hochdeutsche Sprache bisweilen vorzüglich aus dieser oder aus jener Mundart schöpft, zu dieser oder

jener Mundart sich neigt, dadurch ihr Bildewesen verändert und manchen Unterthan dann verstößt, der sich diesem neuen Wesen nicht recht fügen will. Man vergleiche in dieser Hinsicht die schwäbischen Dichter mit den Schriften nach Luthers Zeiten! — Die Wörter veralten allmälig, doch thut ein Jahrzehend oft schon sehr viel, sowohl beim Einsetzen als beim Absetzen. Je reger das Leben ist, desto schneller wird dieser Wechsel stattfinden. Das ist z. B. jetzt der Fall, da sich die Sprache sowohl von Meißen, als auch von Frankreich und Italien loszureißen strebt. Nicht jeder Abgesetzte verdient wieder angesetzt zu werden, und es ist ein Rükkschritt im Leben, wenn die aus rechtlichen Gründen abgesetzten Fürsten, Staatsbeamten und Wörter wieder angesetzt werden. Wen aber eine fremde Herschaft absetzte ohne Gründe, vielleicht gerade darum, weil er echt vaterländisch war, den soll die Gerechtigkeit wieder ansetzen. Dies gilt von vielen Wörtern, die das Franzosenthum verdrängt hat. Wir stellen jetzt eine kleine Musterung an:

1) Man rechnet häufig zu den veralteten Wörtern diejenigen, welche eine grobsinliche Sache auch so bezeichnen, und meint, es wäre dem feinem Geschmakk zuwider, solche Wörter zu gebrauchen. Oft hat man Wörter dieser Art durch französische ersetzt. Aber ist das Wort sprachlich richtig, so beschmutzte man die Sprache, um einen eingebildeten Schmutz zu verdrängen. So ist das Wort Abtrit sehr gut, was soll das Apartement? Die Kurländer gebrauchen Kämmerlein dafür; freilich Sch — ß haus braucht man nicht zu wählen. Was haben wir gewonnen, wenn wir den deutschen Hintern zu einem französischen Popo machen. Er verrichtet nachher

sein Geschäft wie vorher. Die Ausdrükke: der Aſter, und das Geſäß sind ebenfals gut. Was soll das Uriniren statt des Piſſens oder Waſſerabſchlagens? Was soll die Mätreſſe statt der Huhre, was die Venerie statt der Franzoſen? Wer von einer schmuzigen Sache reden muſs, der kann auch rein deutsch davon reden. Nicht in den deutschen Wörtern liegt die Geschmaklosigkeit, sondern in der Sache. Es ist nicht unanständig, den Hintern Hintern zu nennen, aber unanständig, von diesem Hern zu sprechen, wo es nicht Noth ist. In der Sache liegt der Schikk, nicht im Worte. Es scheint ordentlich, als wenn Mancher glaubte, ein französischer Popo, der sei viel anständiger, als ein deutscher Hintere.

2) Keineswegs sind veraltete Wörter verwerflich, weil sie ähnliche Laute mit Wörtern haben, die etwas Unanständiges bezeichnen. So verwirft Adelung fälschlich das Wort heiſchen, gerade herausgesagt, wegen der Aehnlichkeit mit Scheißen; allein darnach müste man viele Wörter verwerfen, z. B. schleißen, reißen, weißen, harsch, barsch u. s. w. Nur solche Wörter sind verwerflich, welche durchaus unedel im Denken sind, und können nur höchstens da gebraucht werden, wo diese Unedelheit zu bezeichnen ist. So ist das Wort Frauenzimmer unedel, da Zimmer ein Stükk, ein Theil bedeutet. Aber keineswegs sind verwerflich die Ausdrükke Genoſſe und Geſelle, obgleich sie gewöhnlich jezt nur von Handwerkern gebraucht werden. Was ist denn edler, Kriegsgenoſs oder Kriegskammerad? Wenn zwei Ritter mit einander gefochten haben, ist es da unedel, wenn sie zu einander sagen?: „Wir wollen fürder Geſellen sein.“ Wenn man schildern will

einen kriechenden, speichellekkenden Diener, soll man ihn nicht Knecht nennen, obgleich der Ausdrukk gewöhnlich ist von dem Gehülfen eines Bauern. „Du bist ein Fürstenknecht," das ist recht ausgedrükt, wenn es die Sache so fordert. Dasselbe gilt von mehren Wörtern, z. B. Frauenvolk, Frauenmensch, Junge, Bube u. s. w.

3) Wörter, die sich allmälig in der Bildung mehr abgeschliffen haben, sind deshalb nicht verwerflich, so lange sie noch Korn und Kern besitzen, und nicht zerschliffen sind. Amt und Beichte sind nicht veraltet, obgleich sie ursprünglich Ambacht und Begicht hießen. So kann man auch die veralteten Wörter so statt welcher, ob statt wegen, Ganerbe für Gemeinerbe, kaulig (unterschieden von kugelig), kaulen (z. B. bei traulichen ländlichen Schilderungen), Franz, Kunz, Fritz, Hans immerhin gebrauchen. Aber Kaul für Kugel würde ich nicht gebrauchen, da Kugel da ist, wohl aber könte man das Wort Kaul für einen beweglichen kugelähnlichen Körper gebrauchen, z. B. der Junge wälzt sich als ein wahrer Kaul im Grase, er kault sich, ist recht kaulig u. s. w. Ach, jemar, für ach, Jesus Maria, würde ich nicht gebrauchen, da jemar zu abgeschliffen ist.

4) Manche Wörter sind fast allgemein schon wieder aufgenommen, obgleich sie Adelung wegen ihrer Abstammung und Bildung verwarf, aber ganz ohne Grund; denn viele Wörter sind nie veraltet, obgleich ihre Abstammung dunkler und ihre Bildung noch regelloser ist. So ist das Wort lebendig nie veraltet, obgleich es sprachwidrig stets ausgesprochen wird. Die Wörter hehr, bieder, buhlen (unterschie-

den von huhren), Schemen (unterschieden von Schatten), kiesen, küren, Fehde, Leumund, Eiland, Sipschaft, Seher, lustwandeln, Feldflucht, fürbass, traut, immer, Drang, Mahl (= Mahlzeit) — was fehlt ihnen, welchen Makel haben sie? Ja sogar die Wörter entohnigen, sich gehaben, Wendelstein (steinerne Wendeltreppe), Schnur (Schwiegertochter), haben nichts, was sie von der Wiederaufnahme ausschlösse. Nur Zweideutigkeiten muss man vermeiden. Deshalb taugt Wand für Gewand, Krebs für Harnisch, Abendmal für Abendmahlzeit, schlecht für schlicht, einfältig für einfach, Maul für Maulthier, fast für sehr nicht viel, obgleich auch an gehöriger Stelle sie gar nicht verwerflich sind.

Adelung unterscheidet überhaupt die Begriffe bei den veralteten Wörtern nicht genug; so ist gelahrt jetzt etwas anderes als gelehrt, so ist lobesam nicht gleich löblich, benamen unterschieden von benennen, geruhsam stärker als geruhig, annoch verschieden von noch, ein Irsaal ist kein Irthum, kundbar nicht bekant, eine Schlacht kein Treffen; Minne nicht ganz Liebe, Heimath nicht Vaterland, Afterkönig kein Nachkönig. Fast alle die Wörter, welche mit After zusammengesetzt sind, können gebraucht werden; z. B. afterreden, Afterweise, Afterwelt, Afterfrieden. Ungenügend ist der Grund, den Adelung für die Verwerfung des Anhaben's anführt, nämlich, das Haben darin erinnere zu sehr an das Körperliche; aber erinnert das Fangen in Anfangen daran nicht, und ist dies nicht gerade die Schönheit der deutschen Sprache, dass sie aus dem Niedern das

Höhere entwikkelt? Hätte Adelung hierin Recht, so müste man gleich folgende Wörter streichen: Vernunft, Urtheil, Verstand, Vorstellung und tausend andere. — Horaz sagt über die veralteten Wörter sehr gut, wie auch Adelung an=, aber nicht ausführt:

„Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est, et jus et norma loqu di.“

Das Letzte kann man freilich, wenigstens in der deutschen Sprache, nicht ganz zugestehen; — nicht Willkühr, sondern Begrifserweiterungen und =engerungen bewürken das Veralten und Verjüngen der Wörter.

Dies zur Ehr und Wehr vieler ohne Schuld verdrängter Altsassen der Sprache. Was die Schriftsassen anbetrift, so kann sie Jeder gebrauchen, aber auch nur Jeder an dem gehörigen Ort und zur passenden Zeit. Eine Wahl findet im Grunde nie statt, da nie zwei Wörter ganz gleichbegriffig sind, sondern das Denken muss jedes Mal das Wort bestimmen, wie der Blitz den Donner. Aber da die deutsche Sprache so wortreich ist, so muss der, welcher jedes Wort gehörig gebrauchen will, schon ein feiner Denker und ein gründlicher Sprachkenner sein. Uebrigens wird späterhin die Wahl des Ausdruks noch öfter vorkommen, und wir gehen jetzt gleich zu den Unsassen und Neusassen über, um sie nach Verdienst und Würden ab= und anzuweisen.

Es wird wohl leichtlich keinen Sprachforscher geben, der ganz und gar gegen die Bildung neuer Wörter eingenommen wäre, er müste denn, selbst ganz todt, die Sprache als einen todten Leichnam betrachten. Aber „Nüsse und keine Schaalen!“ muss man jedem Wortbildner zurufen. Der Deutsche kann seine Sprache noch ein Mal so weit ausdehnen, und sie wird dennoch Bildekraft und Bildungsfähigkeit in sich behalten; und es ist nie zu befürchten, dass sie je ihren Denker verlassen wird. Nur kann man die deutsche Sprache vergleichen mit einem muthigen Ross, das wohl seinen Reiter abwirft, wenn er nicht sattel- und schlusssicher ist; oder, wenn er das Ross seinem Wesen zuwider behandelt. Deshalb findet man manchen Sprachritter lahm am Wege liegen. Die Gesetze, nach denen die Sprache sich bildet, sind die Gesetze des Denkens. Mit dem Denken oder, noch richtiger, nur mit der Ausdehnung des innern Lebens soll sich die Sprache ausdehnen, und nach welcher Richtung und auf welche Weise und in welchem Raum dies geschieht, so soll es auch in der Sprache geschehen. Ist es aber dem Menschen erlaubt, etwas Neues zu denken, zu thun und zu wollen, so ist es ihm auch erlaubt, dies Neuere zu bezeichnen; denn wer Kinder zeugt, der hat auch das Recht, ihren Namen zu bestimmen. Aber leere Namenbildnerei soll Keiner treiben, Keiner sich auf einen Wortstuhl setzen und neue Wörter aus Buchstaben schnörkeln, und den gedrechselten Puppen dann einen Geist einblasen wollen. Jeder Wortbildner, der kein Sachbildner ist, der macht Schuhe, ohne dass er Füße hat, er baut Luftschlösser, worin die Oede haust.

Da nun nicht Jedermann gerade neue Sachen schaft, so wird auch nicht Jeder sein Recht, Wörter

zu bilden, was er gleich jedem Andern hat, ausüben können. Es ist überhaupt nicht leicht, etwas Neues zu entdekken und zu erfinden, zu thun und zu erdenken, und deshalb sei man vorsichtig! Man sehe, ob man auch würklich etwas Neues, etwas noch nie Dagewesenes, noch nie Bezeichnetes erzeugt hat, man sehe sich um in dem Sach- und in dem Sprachreich, und erst, wenn aus beiden Reichen ein Nein erschalt, so kann man rüstig ans Werk gehen. Keineswegs ist es erlaubt, aus bloßer Neusucht alte Wörter zu verdrängen und neue an ihre Stelle zu setzen. Manche Wortbildner haben es oft so gemacht, wenn sie undeutsche Wörter verdrängen wolten, sie schaften neue, obgleich deutsche Wörter dafür längst vorhanden waren. So brauchen wir statt dirigiren nicht leitnern zu sagen, da wir leiten, lenken, anordnen, ordnen, vorstehen u. s. w. haben; wir brauchen nicht Meisterstreich zu bilden, da wir Meisterstükk haben. So sind Ebengewicht statt Gleichgewicht, Gutheit statt Güte, gegenrechtlich statt widerrechtlich überflüssig. Aber man gehe auch hierin nicht zu weit; denn sobald der Denker einen Begriff hat, der auch nur um ein Kleines abweicht von frühern Begriffen, so darf er nicht zu dem alten Wort seine Zuflucht nehmen, das vielleicht nur um drei Viertel seinen Begriff bezeichnet, sondern kann ein neues Wort bilden. Wir haben sitlich, man hat aber mit Recht auch sittig gebildet. Eben so stehen neben einander liebevoll und liebreich, entgegnen und erwiedern, rastlos und unruhig, schamlos und unverschämt, entarten und ausarten.

Ueberhaupt, so wie es beim Unterrichte gut ist, aus dem Bekanten das Unbekante bekant zu machen,

das Neue ans Alte zu knüpfen; so auch in der Sprache. Man suche in Mundarten, in Schwestersprachen nach alten Wurzeln und Stämmen und pflanze diese ins Leben, oder lokkere ihren Boden auf, damit sie von Neuem treiben. — Will man durch Neubildungen ausländische Wörter verdrängen, so thue man dies nicht durch die Worttaufe. Ein Stelldichein, der Fünftelsanft, der Kleinmeister, ein Ankläger (Akkusativ), ein Beiwort (Adjektiv) u. s. w., solche Fremdlinge im deutschen Gewande taugen durchaus nichts; denn man behält den fremden Geist und versteht das Wort nur erst, wenn man es wiedertauft oder rükktauft. Folgende Stelle aus [Müllers] Kriegsberichte im deutschen Gewande, diene als Beispiel: „Der Kronprinz gab daher dem russischen Feldhauptmann Freihern von Wilt den Auftrag, den sächsischen Zeugschalter zu ersuchen, dass er bis zur Ankunft unsers eignen Gezeuges, das noch in den Engsalen zurükk war, das seinige gegen den Feind richten möchte. — Der Junker N. N. beim Preuß-Pommerschen Strömerstabe hat den Feind in Zesch angegriffen, und 52 Mann und 21 Stükk Berossung von einem Hessendarmstädtschen Schläger-Stabe genommen." — Des Unflates ist zu viel, möchte man hier sagen, man bleibt, wenn man mit einem Male den Mist austragen will, im Drekk stekken, und wird dann oft leider belächelt. Zu leugnen ist auch nicht, dass Unklarheiten durch solche Verdeutschungen entstehen müssen.

Hat man einen neuen Begriff, so mache man sich denselben so klar als möglich, bestimme ihn von allen Seiten, und suche ihn dann sprachthümlich auszudrükken. Von dem Wesen des Begriffes wird es abhängen, ob man ein Stamm-, Ast- oder Zweig-

wort gebraucht. Ist der Begriff ganz deutlich, so wird er von selbst zum Wort führen, und man hat dann nur darauf zu sehen, dass das neue Wort auch ganz sprachthümlich, den Grundgesetzen der Sprache und ihren Bildungs- und Brauchsgesetzen angemessen sei. Was hierzu gehört, wollen wir näher entwikkeln, wenn wir noch vorher einen Einwurf beseitigt haben, den Mancher hier gewiss machen wird. Nämlich es ist früher behauptet, dass man auch neue Stammwörter bilden könte, und dies wird gewöhnlich von den Sprachforschern geleugnet, obgleich sich das Leben nicht daran kehrt. So viel ist gewiss, dass zu irgend einer Zeit müssen Stammwörter gebildet sein. Entweder brachten die Deutschen allso schon alle ihre Stammwörter mit aus Asien, oder sie schaften sie erst in Europa; oder sie brachten einige mit und schaften andere. Ich nehme das Letzte an; 1) weil die Deutschen wohl noch keinen bedeutenden Bildungsgrad hatten, da sie aus Asien einwanderten; und 2) weil es in Europa, und überhaupt auf den Zügen und spätern Wohnsitzen, doch viele neue Sachen geben und das Volk in mehre Zustände und Verhältnisse gerathen muste, die ihm früher unbekant und von ihm daher unbenant waren. Diese Sachen, diese Zustände und Verhältnisse musten bezeichnet werden. Waren sie mit früher gesehenen Sachen und früher erlebten Zuständen verwandt, so konten sie auch durch Wortbildungen bezeichnet werden; war dies aber nicht, so wurzelten neue Laute und stämten sich zu neuen Wörtern. Letzteres ist gewiss der Fall gewesen, und wäre er es auch nicht, so ist das ausgemacht, dass zu irgend einer Zeit ein Volk muss Stammwörter geschaffen haben. Dies geschah auch nicht mit Einem Mal, an einem Tage, in einem Jahre, nicht nach Verabredung, son-

dern nach einem innern Drang. Dies Bilden von Stammwörtern war allso verwebt mit dem ganzen Leben und ging aus ihm hervor. Wo hat es angefangen? — Da der Mensch anfing, sich seiner bewust zu werden. — Wo hat es geendigt? — Wir wissen keine Zeit, die wir hier als Gränzpunkt annehmen könten; ein innerer Grund, irgend eine solche Zeit zu suchen, ist auch nicht vorhanden; denn das Bewustwerden nicht bloß, sondern auch das Anschauen geht noch immer fort. Deshalb treibt jede lebende Sprache nicht bloß Zweige und Aeste, sondern auch neue Stämme, entweder aus vermorschten Stämmen, oder aus der Urkraft der Schöpfung, oder durch Hegung und Veredlung von wilden Stämmen aus den Mundarten oder von verschiedenartigen Stämmen aus den Schwester-, ja aus ganz fremden Sprachen. Leugnet man dies, so behauptet man, dass das Grundgebiet der Sprache gänzlich eingenommen sei, und schneidet die Sprache ab vom Grunde und vom Boden.

Freilich muss man hierbei Folgendes bedenken:

1) So wie der Christ glaubt, dass die Würkungen des heiligen Geistes mächtiger in den ersten Verkündern der christlichen Lehre waren, als in den jetzigen; oder so wie der geistige und leibliche Wachsthum in Kindern ursprünglicher und größer ist, wie in den Erwachsenen, so war auch die Keimkraft stärker in der Sprachkindheit, als in der jetzigen Zeit. Aber so wie auch noch jetzt die Lehrer des heiligen Wortes sollen begeistert sein, und wie noch in den erwachsenen Menschen neues Leben aufkeimt, so ist dies auch in der Sprache.

2) Je geistiger ein Volk ist, desto weniger kann es seine Sprache von unten auf befruchten, weil diese Befruchtung reinsinlich ist. Ein Volk, das daher

keine Sinne mehr haben will oder sie nicht gebraucht, sondern sich eitel vergeistert, dessen Sprachquellen troknen aus. Wir haben solche Zeiten in der deutschen Sprache, und sie liegen nicht fern von uns.

3) Einem sinnigen Menschen ist es leichter, Stammwörter zu schaffen, einem geistigen, Zweigwörter und Astwörter zu bilden, und deshalb ist es für uns schwierig, Stammwörter zu zeugen. Deshalb thun wir wohl, wenn wir die alten Stämme in den Mundarten und Schwestersprachen aufsuchen, und diese desto emsiger hegen, oder die Stämme wieder aufrichten, die eingeknikt sind, aber früherhin frisch und ganz waren, wie die Zweige und Aeste beweisen, z. B. Billigkeit, billig, bill.

4) Bilden wir ein ganz neues Stammwort, oder nehmen wir es als solches aus einer fremden Sprache auf, so muss es reindeutsch im Laut sein, einen Stammbegriff oder eine ganz neue Vorstellung und neue Anschauung darstellen, und fähig sein, eine leere Ekke in der volksthümlichen Lebenswelt sprachthümlich auszufüllen. Da ich aus der würklichen Sprachwelt hier kein Beispiel anführen kann, indem Jeder sonst gleich sagen wird, ja, da ist die Wurzel da, so stelle ich zwei Fälle auf, in denen es doch gewiss nicht widersinnig wäre, neue Wurzeln zu schaffen; nämlich:

1) Entdekte man im deutschen Lande ein neues Erz und sein Klang lautete meinetwegen Als, warum solte man es nicht nennen das Als? Nente man es Neuerz, oder wäre es von Harz gefunden, Harzerz u. s. w., so wäre die Weiterbildung abgeschlossen; aber von Als bildete man alsern (nach bleiern), Alshammer (nach Eisenhammer), Alswerk, Alsgrube, veralsen u. s. w.

2) Es ist das Pflanzenerz Jod entdekt; ich weiß nicht, woher man es so genant hat, aber es wird nun so genant, und das Wort ist ein Stammwort auch für die deutsche Sprache.

Oder solte man in beiden Fällen meinen, dass hier von Eigennamen die Rede wäre, und dabei nicht bedenken, dass ursprünglich fast jedes Stammwort ein Eigenname war; so führe ich an folgende Wörter: Bökel (Beukelssohn), einbökeln, Bökelfleisch. Oder ist man hiermit nicht zufrieden, so denke man an tausend Entdekkungen, welche die Menschen noch machen können, und man wird wohl zugestehen, dass manche wird von diesem oder jenem in die Augen fallenden Wesen einen ganz neuen, vorher ungehörten Namen bekommen. Das Schreiben entstand ja auch nicht in der Frühzeit der Volksbildung, und wenn wir das Wort auch immerhin mit reiben in Verwandschaft bringen, so ist es uns doch jetzt ein neuer Stamm.

Es können also neue Sprachstämme geschaffen werden, die weder in Mundarten, noch in Schwestersprachen vorhanden sind, deren Neuschaffung auch keine bloße Erwekkung ist, sondern eine würkliche Schöpfung. Dies geschieht entweder durch eine würkliche Schöpfung aus deutschen Urlauten, wobei man sinlich verfährt, so dass das Wort Innendeutsamkeit hat, oder durch Annahme aus fremden Sprachen. Nur Stammwörter können und sollen wir aus fremden Sprachen annehmen, und wenn sie nicht lautrecht, für den Deutschen sprechbar, hörbar und singbar sind, so muss man sie so machen. In diesen zwei Fällen gränzt die Sprachbildung aller Sprachen zusammen. — Aber wer Stammwörter bildet, der

muſs auch Stammbegriffe haben, und deshalb keinen kleinen Theil, ſondern einen mächtigen Theil eines neuen Lebens in Umlauf bringen. Der von Jahn aufgerichtete Stamm Turn iſt zwar bloß ein wiedererwekter Stamm, aber wäre er dies auch nicht, ſo hat die Sache den Namen geweihet; und wenn man deshalb, was man nicht kann, auch beweiſen könte, daſs Turnen von dem franzöſiſchen tourner herkäme, ſo fiele damit keineswegs das Wort.

Anerkent man den Forderungsſatz der Stammſchaffung in einer Sprache nicht, ſo wird ſie nur in den obern Gegenden in der Krone ausgebildet, und die wenigen Stämme können die vielen Zweige und Früchte nicht tragen; die Sprache wird ſchwungſchwer, überbaut und der Redner kann ihrer nicht Herr werden. Man bedenke dies wohl bei den vielen ſchwerfälligen und langſchleppenden Zweigwörtern, die man immer fort bildet! Die Sprache muſs lange und kurze Wörter im Wechſel haben (vgl. Lautlehre §. 91 und 92); aber ſetzt man immer zuſammen und immer wieder zuſammen, ſo unterdrükken die Langwörter die Kurzwörter gänzlich, man bekomt ein Rieſenheer, das knikkbeinig iſt.

So wie nun jedes neugeſchaffene Stammwort durchaus ſprachthümlich ſein muſs, eben ſo jedes Zweig- und jedes Aſtwort. Alle Zwitter ſind weder ſprach- noch volksthümlich; z. B. Perſönlichkeit, Liberei (ſtatt Bücherei = Bibliothek). Es muſs in jedem Aſtwort auch die Vorſpelle und Nachſpelle, oder jeder andere Beſtimmungslaut nach ſeinem Weſen angewandt ſein, z. B. bläulich kann nicht heißen bläuig (vergl. Wortlehre!). In Hinſicht der Laute

darf keine Reibung und kein Misklang stattfinden (vergl. Lautlehre §. 89 und 90!). Hierher gehört unter andern der zu häufige Gebrauch des s, wogegen Wolke, obgleich oft mit Unrecht, doch auch oft mit Recht, geeifert hat; z. B. nicht Zustands-, sondern Zustandwörter. Das Nähere enthält hierüber die Wortbildelehre. Man muss aber auch der Bildung keinen ängstlichen Zwang anlegen. So verwirft aus diesem ängstlichen Zwange Adelung die Wörter: Menschheit, Menschlichkeit, Schöne. Was würde der alte Sprachheld jetzt sagen zu tausend und abermal tausend Wörtern? — Uebel klingende Wörter, z. B. Eigenleidenheit, sind Misstöne in der Sprache, und können nicht geduldet werden.

Jedes neue Wort, was einen Theil eines neuen innern volksthümlichen Lebens darstelt, das vorher nicht bezeichnet war, und sprachthümlich denselben darstelt, kann schriftsässig werden, und hat gleichen Rang und gleiches Recht mit den ältern Geschwistern, und wird diesen Rang um so eher erhalten, je innendeutsamer es ist. Friedrich Ludwig Jahn sagt im Vorbericht zur deutschen Turnkunst, S. XLV.: „Jedes Wort muss gefugt, nicht bloß zusammengesetzt, genuthet, nicht genagelt, geschweißt, nicht geleimt sein.“ Gute Wörter zu schaffen, hat Jeder das Recht, er mag arbeiten mit dem Karst oder mit der Feder; schlechte Wörter soll Keiner schaffen, denn Schlechtigkeiten soll überhaupt Keiner treiben. Da aber bei dem besten Willen oft schlechte Wörter zum Vorschein kommen, so sei Jeder vorsichtig mit Neugebilden, im Nehmen und im Geben. Dies ist mein Schlussurtheil.

§. 21.

Satzrichtigkeit.

Die Satzrichtigkeit fordert sowohl die richtige Bildung aller verschiednen Satzarten und Satzformen, als auch die gehörige Angemessenheit derselben. Wie ein Satz richtig gebildet werde, das ist näher in der Satzlehre abgehandelt, und, indem wir darauf verweisen, machen wir nur noch auf einige Fehler aufmerksam. Hierzu gehören zuerst die durch Uebersetzungen aus fremden Sprachen so häufig gewordenen ausländischen Wortverbindungen. Am gefährlichsten sind die französischen Wortverbindungen, weil sie der deutschen Sprache sehr widerstreben und leider dennoch so häufig sind. Beispiele sind: „Er hörte es nicht so bald, als er u. s. w.; — die sie aus dem nämlichen Jahrhunderte zu sein urtheilte; — er versicherte, das nicht thun zu dürfen; — der ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen u. s. w.; — er macht Dir durch mich dies sagen.“ — Lateinische Wortverbindungen trift man seltener. Beispiele sind: „Es fehlt so viel (tantum abfuit), dass er den Krieg anfangen solte, dass er vielmehr u. s. w.; — er wolte keinen der Erden-Herscher erzürnen.“ — Griechische Wortverbindungen, oder vielmehr Wortverbindungen, die den griechischen nahe kommen, hat man, seit Voss den Homer übersetzte, nicht wenige in die deutsche Sprache aufgenommen oder, richtiger, in derselben ausgebildet, und ich glaube mit Recht. Denn keineswegs ist eine Sprachform, ist ein Satz in irgend einer Sprache deshalb falsch und verwerflich, weil ähnliche Sätze in fremden Sprachen vorkommen; sondern immer nur

deshalb, weil er dem Geiſte und den Bildungsgeſetzen der eignen Sprache zuwider iſt. Dies läſt ſich von den meiſten franzöſiſchen und römiſchen Satzverbindungen in Hinſicht auf die deutſche Sprache nachweiſen, nicht aber von griechiſchen Sätzen; denn die griechiſche Sprache iſt nicht ſowohl in Hinſicht der Wörter, als der Satzverbindungen der deutſchen Sprache ſehr verwandt, und ich glaube daher, daſs die deutſche Sprache durch die neuen Satzarten, die ſeit Voſs und Klopſtokk und durch ſie und andere in Gang gekommen ſind, nicht verloren, ſondern gewonnen hat. Hat die Sprache das Recht, ſich in Wörtern immer mehr auszubilden, ſo muſs ſie auch das Recht in den Sätzen haben; aber neue Satzarten ſind oft nur Manchem dadurch anſtöſsig, daſs ſie neu ſind. So ſind Sätze, bei denen das Zuſtandwort zwiſchen Gleichſtände geſchoben iſt, ſehr gut, obgleich meines Wiſſens noch ſie kein bedeutendes Alter haben; z. B.: „Meinen Bruder habe ich geſehen und meine Mutter.“ Sätze dieſer Art haben viel innere Haltigkeit und Rundung. Was man aber von jedem guten Worte verlangen muſs, nämlich daſs es geſchweiſst, genuthet und innig zuſammengewachſen ſei, das muſs man auch von den Sätzen verlangen. Ein Satz iſt keinesweges eine Menge zuſammengenagelter, verkitteter und verleimter Wörter, ſondern ein vielfach und innig durchſchlungenes Wortgewebe. Hiergegen fehlen ſo viele Schriftſteller und Redner, und meinen, wenn der Satz ſo zu Noth zuſammenhinge, wenn die Wörter durch irgend einen Faden verbunden oder durch Flikkwörter gekittet ſein, dann wäre der Satz gut. Sehr ſchlecht iſt z. B. folgender Satz: „Er ſagte zu mir, daſs er komme, obgleich er nicht kam, denn es hatte ihn was abgehalten, das ich ſelbſt nicht angeben kann, weil

ich es nicht genau weiß, und Muthmaßungen sich hier doch wohl nicht wegen der Sache selbst schikken möchten.“ An diesem schlechten Beispiele kann man zugleich sehen, wie widerlich schleppende Sätze sind. Schleppende Sätze entstehen dadurch, dass sich die Gedanken allmälig abhaspeln von der Gedankenspille des Darstellers, und zwar so ziehend sich abhaspeln, dass man oft merkt, die Spille will nicht recht sich drehen.

Zur Satzrichtigkeit in Hinsicht der Angemessenheit gehört nicht nur, dass die Urtheile durch Urtheilssätze, die Gefühle durch Gefühlssätze u. s. w. ausgedrükt werden, sondern auch, dass wieder jedes Urtheil, jedes Gefühl, jede Frage und jeder Befehl nach seinem Wesen ausgedrükt sei. Lange und kurze Sätze sind deshalb keinesweges zufällig, sondern entsprechen langen und kurzen Gedanken. Die Stellung der Wörter ist nicht beliebig, sondern nothwendig. Wiederholungen sind keine Wortwiederholungen, sondern Denkwiederholungen, die nicht stattfinden als Ausruheplätze, um sich zu neuen Gedanken zu sammeln, sondern die da sollen Hauptgedanken verstärken und fester dem Hörer einprägen.

Gegen die Angemessenheit des Satzes streitet auch die Zweideutigkeit im Ausdrukk. Zweideutigkeiten können wohl stattfinden, wenn sie an ihrem Orte sind, z. B. im Scherz, in der Laune u. s. w. In diesen Fällen sind die Wortzweideutigkeiten auch Gedankenzweideutigkeiten. Wo aber dies nicht der Fall ist, da sind Zweideutigkeiten verwerflich. Hier einige Beispiele: Gesner sagt: „Die Heerd' erquikt das junge Frühlingsgras;“ und: „Menalkas trieb die Kühe brüllend durch den bethauten Hein.“ Andere

Beispiele sind: „Sein Freund schrieb ihm, er habe das große Loos gewonnen; — jedes Geschöpf Gottes lebt zu seiner Ehre; — ich kann dies Haus nicht umfahren; — die Römer schlugen die Karthager.“ — Oft kann durch den Vortrag und durch den mündlichen Ausdrukk die Zweideutigkeit noch gehoben werden, oft aber auch nicht; und kann sie auch gehoben werden, so bleibt sie dennoch verwerflich. Bisweilen führen Zweideutigkeiten zu einer Lächerlichkeit, und sind dann gewöhnlich reine Sprachfehler. So habe ich in Berlin folgende drei Inschriften gelesen: „Hier werden allerlei Wachsarbeiten gemacht und Kinder auch; — Hier wird man für 2 Ggr. und mehr gespeist; — Hier wohnt der blasende Instrumentenmacher N. N.“ Zu den Satzunrichtigkeiten gehören auch gewisse Flikkwörter, deren sich einige Leute nicht entrathen können, auf denen sie immer reiten, gleich auf einem Stekkenpferde. Solche Flikkwörter sind Denkknechte und Denkpausen, und kündigen jedes Mal einen armen Tropf an. Mancher Redner hustet lieber zu gewissen Zeiten und macht also eine laute Zwischenruhe, indem er seinen Denkwagen schmiert. Hierher kann man auch die unbestimten Ausdrükke rechnen, die ebenfals nicht ihren Grund in der Sprache, sondern im Denken haben; z. B. Festungschikken, statt: ich werde Sie auf die Festung schikken, wenn u. s. w. Kurze Ausdrükke sind nur dann Kraftausdrükke, wenn sie tiefsinnig gedacht sind, wie z. B. die spartanischen Antworten. Solche kurze Ausdrükke, die auch die deutsche Sprache in vielen Sprichwörtern aufzuweisen hat, gleichen dem plötzlichen Ausbrechen des Feuers, ohne dass man es sich entzünden gesehen hat. Solche Kernsprüche sind große Gedankenknäule, welche die Zeit aus vielen einzelnen Fäden allmälig gewunden hat.

So wie zur Lautrichtigkeit die richtige Aussprache und die richtige Schrift gehört, so auch zur Wortrichtigkeit und Satzrichtigkeit; und in Hinsicht der Dichtkunst gehört noch hierher der richtige Versbau. Alles dieses übergehen wir, da es in der Wort- und Satzlehre näher ausgeführt ist.

Nicht bloß einzelne Sätze sollen aber richtig sein, sondern auch ganze Satzverbände (Absätze). Sie müssen ebenfals wieder genuthet, geschweißt und in einander verwebt sein, sonst klippen und klappen sie, sind nur neben einander gestelt, aber nicht in einander und aus einander gedacht. Das, was Hauptsache des Denkens ist, muss auch in der Sprache als Hauptsache hervor- und die Nebensachen müssen zurüktreten. Die guten Absätze werden einem bunt gewürkten Zeuge gleichen, in dem man, trotz aller Windungen und Wechselungen der Farben, stets eine Hauptfarbe durchschimmern sieht.

§. 22.

Aufsatzrichtigkeit.

Die Aufsatzrichtigkeit erfordert Laut-, Wort- und Satzrichtigkeit. Es kann aber ein Aufsatz dennoch unrichtig im Ganzen sein, wenn gleich an dem Laut, dem Wort und dem Satz kein Tadel und Makel stattfindet. Nämlich es können die Absätze in Hinsicht der Gedanken zu weitschichtig und zu weitläuftig, zu weitschweifig und zu langweilig, oder im Gegentheil zu kurz und zu kurzweilig, zu eng und zu abgekürzt sein, so dass also wohl die einzelnen Sätze dem Gegenstand entsprechen, nicht aber die Ganzheit dem Ganzen genügt und angemessen ist. Sind Nebensachen, nicht im Denken, aber im Darstellen desselben zu sehr heraus-

gehoben, ist der vollständige Gedanke nicht vollständig ausgedrükt, sind zwar alle einzelnen Sätze verständlich, aber fehlt wegen Mangel an gehöriger Satzeinigung der Gesamtverstand, so leidet der Aufsatz Mangel an Richtigkeit.

Auch hat jeder Gegenstand seine eigenthümliche Form, wie er sein eigenthümliches Wesen hat. Wird diese Form in der Darstellung verletzt, so trit auch Aufsatzfalschheit ein. Dies wird sich späterhin näher ergeben, wenn gehandelt ist von den verschiedenen Aufsatzarten, und kann hier nur angedeutet werden.

Entspricht die Darstellung in Worten gänzlich der Wahrheit, so haben die Worte das Ihrige gethan, und der Aufsatz ist richtig; ja er ist selbst richtig, wenn die Gedanken auch falsch und unwahr sind; denn die Richtigkeit kann keineswegs die Unwahrheit in Wahrheit verwandeln. Man trägt aber häufig die Eigenschaften der Wahrheit auch über auf die Richtigkeit, und behauptet deshalb in Hinsicht der Worte, dass sie verständlich sind, dass sie einen vollständigen Sinn geben, Klarheit, Bestimtheit, Angemessenheit u. s. w. an sich tragen. In einer wahren Darstellung wird auch Richtigkeit und Wahrheit immer so zusammenfallen, dass man schwer beide in einzelnen Fällen unterscheiden kann; so wie in einem ausgebildeten Menschen geistige und leibliche Thätigkeiten sich so wechselweis durchdringen, dass man sie nicht genau unterscheidet. Beide fördern sich, beide helfen sich wechselweis. Ja, unterscheidet man genau Wort und Sache, so wird man nicht bloß sagen können rem verba sequuntur; sondern es trit auch der Fall ein, dass durch das Wort die Sache erst klar und bestimt und allso auch wahr wird; und dass aus der Feststellung

mancher Sachen durch das Wort zugleich eine neue Sache wieder folgt. Deshalb ist nicht zu leugnen, dass das Wort als solches einen eigenthümlichen Werth hat, und dass darob ein Schriftsteller neben dem Denken nichts Ernstlicheres thun kann, als dass er die Sprache immer tiefer und tiefer zu erfassen sucht.

Dritter Absatz.

Schönheit.

---

§. 23.

Schönheit des Aufsatzes überhaupt.

Der Aufsatz soll nicht bloß wahr und richtig, sondern er soll auch schön sein. So wie die Urtheilskraft entscheidet über Wahrheit und Richtigkeit, so auch über Schönheit. In so fern die Urtheilskraft über Schönheiten entscheidet, Schönheiten beurtheilt, heißt sie der Geschmakk. Jeder Aufsatz soll geschmakkvoll gearbeitet sein. Der Geschmakk beurtheilt die Einheit in der Mannigfaltigkeit, und die Mannigfaltigkeit in der Einheit. Jeder Gegenstand, dem die Mannigfaltigkeit fehlt, ist einfältig, und gewährt dem Betrachtenden Langeweile und keinen Genuss, weil jeder Genuss ein Fühlen der Verwandschaft der Einheit mit der Mannigfaltigkeit und der Mannigfaltigkeit mit der Einheit ist, ein Fühlen der Gotheit in der Welt und der Welt in der Gotheit. Bei einfachen Zahlen können wir deshalb nichts fühlen, und

eben so wenig bei einem trokkenen Verzeichnifs von Pflanzen, Steinen u. s. w. Jeder Gegenstand, dem die Einheit gänzlich fehlt, ist entweder verworren in der Mannigfaltigkeit, oder aus gleichen Einzelnheiten zusammengesetzt, und die Betrachtung desselben gewährt keinen Genufs. Soll ein Aufsatz geschmakkvoll gearbeitet sein und somit Genufs gewähren; so mufs der Geschmakk darin Einheit und Mannigfaltigkeit im Bunde erkennen, und zu seliger Ruhe, zu einem Genusse dadurch hingezogen werden. Aber nicht bloß das Schöne, nein, auch das Wahre und das Richtige, kann genossen und empfunden werden, und wir haben deshalb ein Gefühl für Wahrheit und Richtigkeit. Auch können Wahrheit und Richtigkeit ohne Schönheit nicht füglich bestehen, und fordern wir die Wahrheit und die Richtigkeit, so fordern wir eigentlich die Schönheit schon mit, so wie umgekehrt die Schönheit wieder Wahrheit und Richtigkeit nothwendig voraussetzt. Es gibt Gegenstände, an denen die Wahrheit oder die Richtigkeit schon die eigentliche Schönheit ausmacht. Dies ist aber nicht ganz so in der Sprache, sondern bei ihr verstehen wir, wenn wir die Schönheit von der Wahrheit und Richtigkeit unterscheiden, vorzüglich unter Schönheit den Einklang, das Zusammenfallen des Geistigen mit dem Sinlichen und des Sinlichen mit dem Geistigen. Die Richtigkeit verlangt das Zusammenfallen eines von vielen Fällen der Würklichkeit mit dem Gesetz der Würklichkeit, und die Wahrheit verlangt dasselbe; der Unterschied zwischen beiden liegt darin, dafs bei der Wahrheit mehr das Wesen, bei der Richtigkeit mehr die Form obwaltet. Man vergleiche die beiden vorigen Absätze mit dem eben Gesagten! — Die Sprachschönheit, indem sie Wahrheit und Richtigkeit voraussetzt, verlangt, dafs Wahrheit

und Richtigkeit zugleich geistig = sinlich, und sinlich= geistig dargestelt werden, und so wieder im Einklang mit dem sinlich = geistigen und geistig = sinlichen Wesen des Menschen stehen. Die Wahrheit und Richtigkeit gehen deshalb mehr auf den Gegenstand, die Schön= heit aber eben so sehr auf den Selbstand. Die Gesetze der Schönheit lassen sich deshalb schwerer gegenständig aufstellen, als die Gesetze der Wahrheit und Richtig= keit (de gustibus non est disputandum); obgleich sie dennoch gegenständig aufgestelt werden können und aufgestelt werden müssen. Die Wahrheit und Rich= tigkeit sind mehr Gegenstände der Betrachtung und Anerkennung, die Schönheit hingegen mehr ein Ge= genstand des Genusses, welcher nur durch die Betrach= tung vermittelt wird.

Betrachten wir nun die Sprachschönheit näher, so hat sie, wie die Schönheit überhaupt, drei Richtungen, in denen sie sich darstelt, nämlich Ton und Takt (hörbar), Stoff und Form (sinlich = fühlbar = tastbar), Licht, Schatten und Farben, als der Kampf von beiden (sichtbar). Die Sprache, als die allgemeine Darstellung des ganzen innern Lebens, muss nothwendig alle diese drei Richtungen *) haben, und kann sich nicht wie die Tonkunst und andere Künste

---

*) Anmerk. Die Richtungen der Schönheit sind nach den Sinnen gemacht Da Geschmakk und Geruch we= niger sich vergeistigen, als die drei übrigen Sinne, so liefern sie für die höhere Schönheit keine Ausbeute. Ja, selbst das Gefühl wird schon ärmlich, und trit sein Reich gröstentheils in Hinsicht der Schönheit dem Ge= sicht ab. Wir sehen nur die schöne Bildsäule; ein Blinder, der sie nur betasten kann, wird wohl schwer= lich die wahre Schönheit derselben so empfinden, wie wir mit unserm Gesicht.

mit einer oder mit zwei Richtungen begnügen. Aus diesem Grunde ist auch die Sprachkunst (— gegenständig = Dichtkunst und selbständig = Schauspielkunst und Vortragskunst) die Kunst aller Künste. Da das Darstellungsmittel der Sprache bloß ein Hauch ist, so kann die fühlbare Schönheit keine körperlich-fühlbare, die sichtbare keine körperlich-sichtbare sein, wohl aber die hörbare, in so fern der Hauch lautet und tönet. Die Schönheit in Ton und Takt ist also sinlich in der Sprache, die in Form und Stoff im Licht und Schatten mehr geistig, als sinlich. Man kann daher sagen, die eine Richtung der Sprachschönheit ist geistig-sinlich und zwei sind sinlich-geistig. Bei allen drei Richtungen der Sprachschönheit kommen wieder zwei Nebenrichtungen vor, nämlich die auf den Gegenstand und die auf den Selbstand (den Hörenden). Die Schönheit in ersterer Hinsicht nennen wir Annehmlichkeit, die in zweiter Anziehlichkeit. Je angenehmer und je anziehender ein Aufsatz in Hinsicht auf Ton und Takt, auf Stoff und Form, auf Licht und Farbe ist, desto schöner wird er sein. Obgleich alle drei Hauptrichtungen der Schönheit wieder in einander greifen, so behandeln wir doch jede derselben besonders, um desto bestimter jede einzelne aufzufassen.

Erste Abtheilung.

Ton und Takt.

§. 24.

Wortklang.

Die Lehre von der Schönheit der Sprache in Hinsicht des Tones und des Taktes, oder in Hinsicht der

Tonkunst (Musik) heißt gewöhnlich die Lehre vom Wohlklange überhaupt, obgleich der Wohlklang bisweilen auch nur im engern Sinne von dem Ton — dem eigentlichen Wohllaut — gebraucht wird. Wir unterscheiden einen doppelten Wohlklang, nämlich den im Wort und Laut, und den im Satz und in Sätzen, nennen den ersten Wortklang, den zweiten Satzklang, und handeln von jenem in diesem, von diesem im folgenden §. Der Wortklang hat es mehr mit dem eigentlichen Ton und Laut zu thun, der Satzklang mehr mit dem Takt (Rüthmos). Wie wichtig der Wortklang überhaupt sei, erhellet schon daraus, daſs jede Sprache ja nicht bloß sprechbar, sondern auch singbar sein soll; und Letzteres wird sie um so mehr sein, je wohlklingender sie ist. Wer liest auch gern krüppelige Sätze, wer hört gern Misstöne in Rede und Sprache? Quintilian sagt deshalb schon: „Nihil intrare potest in affectum, quod in aure, velut quodam vestibulo offendit.“

Der schöne Wortklang bestehet sowohl darin, daſs jeder einzelne Laut, als auch jedes einzelne Wort angenehm in das Ohr falle, und auf keinerlei Weise dasselbe beleidige; als auch darin, daſs der Laut nahe komme dem Gegenstande und dadurch innendeutsam werde. Letzteres kann freilich nicht überall stattfinden, und Ersteres hat auch seine Gränzen in der Sprache selbst. Wenn z. B. einige Leute das å häslich finden, so kann es deshalb keineswegs aus der Sprache geworfen werden.

Zum schönen Wortklange gehört, daſs jeder einzelne Laut ein echt-deutscher Laut sei, nämlich einer von denen, die in der hochdeutschen Sprache würklich sind, also weder ein Ueberlaut noch ein Zwischenlaut.

Wir haben z. B. keinen Laut zwischen a und o, wir haben keinen zwischen j und sch, und dürfen also keinen hören lassen. Ferner gehört hierher, dass die Laute in ihrer Mannigfaltigkeit eine Einheit bilden, dass keine Laute zu oft und zu schnell auf einander wiederkehren, dass keine zu verwandten und zu verschiednen Laute sich reiben, dass lange und kurze Laute, schwere und leichte Spellen, in ihrer Mannigfaltigkeit einen gehörigen Einklang bilden. Fehler hiergegen stören den Wohlklang im Worte. Adelung bringt diese Fehler unter 3 Abtheilungen, nämlich Härten, Gleichklänge und Eintönigkeit, die wir in dieser Folge näher durchgehen.

Die Härten in der Sprache rühren grösstentheils von einem zu starken Vorherschen der Mitlaute, zumal der Nachlaute her. Der Fluss der Stimmlaute wird dadurch zu sehr gehemt, er muss sich gewaltsam durchbrechen, stößt an, stokt, kann nicht fortgleiten und soll doch. Sind die Stimmlaute hingegen zu überwiegend, so gleitet die Sprache zu schnell dahin, sie ist zu flüssig, zu wässrig und hat nicht die gehörige Haltung und Standfestigkeit. Man vergleiche hierüber die Lautlehre! — Wir fügen zu dem dort Gesagten nur noch Weniges hinzu. Was an und für sich hart ist, das kann auch hart klingen; das Gekrächz' des Raben, das Geschnatter der Gänse, das Gestolper auf schlechten Wegen klingt bloß so, wie es ist, und deshalb keineswegs hart. *) Wenn aber

---

*) Anmerk. Von Logau sagt:

„Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen;
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, gäuteln, kürmeln, lachen."

Jemand ohne Noth härtet, z. B. du wischst, statt du wischt spricht und schreibt, so ist das hart. Hiernach sind mehre Wörter verwerflich, z. B. Zwingnerei statt Zwingherschaft, Werblingsende statt des undeutschen Rekruten-Transport, Platz-Schaltoberst statt Festwart (Festungskommandör), selbstisches Wesen statt ichliches = egoistisches Wesen. Das Wort Selbstisch = Schluss statt eines Schlusses, der aus Eigenliebe gemacht wird, taugt nicht wegen der Reibung gleicher Mitlaute. Um Reibungen zwischen Mitlauten zu verhindern und so Härten zu vermeiden, hat die Sprache zwei Mittel, deren sie sich sonst bedient hat und noch bedienen kann; 1) sie schiebt einen einzigen Stimmlaut zwischen, nämlich das kurze e; 2) sie wirft Mitlaute weg. So ist Bösewicht und nicht Böswicht gebildet, so ist Schaffer besser als Schafner, Pfleger besser als Pflegner, Sichtpunkt besser als Gesichtspunkt. Die Wörter schmerzt's, blitzt's, schluchst, zerronn'nes Glükk, bekleid'tes Kind, gesund'rer Knabe, sind verwerflich. Manche Wörter in der Sprache können auf diese Weise noch wohlklingender gemacht werden, nur muss es mit Schonung und mit Umsicht und Einsicht geschehn. Auch glaube man nicht, dass die deutsche Sprache so sehr hart sei. Ihr bestimtes Wesen erfordert nothwendig viele Mitlaute. Man weiche daher nicht zu sehr, z. B. fodern statt fordern ist eine schlechte Verweichlichung, eben so Vormann statt Vordermann, klimpen statt klimpern. Bei Zusammenziehungen von Wörtern sei man vorsichtig und häufe nicht, wie manche Dichter thun, Härten auf Härten, um nur eine gewisse Spellenzahl zu bekommen. So ist Maur, Baur, Schaur, Leir, heur schlecht, da das r

sich nicht gut mit den gedoppelten Stimmlauten verträgt. Deshalb klingt feuern besser als feuren, trauern besser als trauren.

Ueber den Gebrauch kurzer und langer Wörter ist schon in der Lautlehre gehandelt. Es muss ein Spellengemisch stattfinden in den Wörtreihen, einspellige, mehrspellige und vielspellige Wörter sollen unter einander stehen. Kommen in einer Rede zu viele einspellige Wörter vor, so ist sie gleichsam zerhakt in ihren Theilen, kommen zu viele vielspellige vor, so wird sie schwer, langsam und wälzend. Kehren Wörter von gleicher Spellenzahl zu oft wieder, und haben sie noch dazu denselben Wortgehalt, so entsteht eine große Eintönigkeit; z. B.: „dieser gute Vater stürzte seine Kinder alle ins Verderben.“ Einspellige Wörter in Reihen können aber nicht immer vermieden werden, und sind sogar oft bezeichnend, so dass mehrspellige übel angebracht wären; z. B.: „Wer, was und wie? — Du weißt es nicht!“ — Oder wie Gellert sehr gut sagt: „Wer ist so schön, so klug, so treu, so fromm, wie du?“ — Viele sehr lange Wörter nehmen sich selten gut aus; z. B.: „Wegen dieser ihm übertragenen Machtvollkommenheit veranstaltete der Oberhaushofmeister eine ansehnliche Getreideversteigerung.“

Die Wiederkehr gleicher oder zu ähnlicher Laute bewürkt Eintönigkeit. Vorzüglich gilt dies von den Stimmlauten, z. B. „ein einziges Eisen ist schon eine einige Todesmacht.“ Häufig reiben sich so die e, z. B. „es entstehen nicht selten beim Vergehen eigene Begebenheiten.“ Die Dichter wählen aber solche Eintöne oft mit Fleiß, zumal am Ende der Zeilen. Z. B.:

„Wir säuseln, ach, so linde!
Wir in den Blüthen,
Und lindern heiße Liebe
In kühlen Düften,
Wenn Blumen süß erröthen,
Beschämt sich neigen,
Berühren wir die Schönen
In leichter Eile.“

Man nent dies assonanz. Mitlaute reiben sich seltner, doch verursachen sie, wenn eine würkliche Reibung stattfindet, ebenfals Misklang; z. B.: „Meine Mutter macht mir mit Mühe oft begreiflich;“ oder: „Es weht der Wind, erregt das Blatt, neigt dort die Saat, beugt hierher sie.“ Auch diese Eintöne können oft mit Fleiß gewählt und recht gut angebracht sein; z. B. sagt Bürger:

„Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.“

Ich erinnere an des Ennius Worte: „O Tite tute Tati, tibi tanta, tyranne, tulisti.“ Man nent diese Form alliteratio, die auch bei den Stimmlauten möglich, aber gewöhnlich schlecht ist.

Die Aufeinanderfolge verschiedener Stimmlaute ohne Mitlaute ist in der deutschen Sprache nicht misklingend; z. B.: „O! eine elende Uhr!“ Aber die Aufeinanderfolge derselben Wörter, wenn sie auch in verschiedner Bedeutung gebraucht werden, taugt nicht; z. B.: „Der, der der Liebe huldigt; — dass sie sie

spricht; — ich habe heute Häute gekauft; diese Waaren waren schön, und wahre Waaren.“ Es ist aber nicht fehlerhaft, ähnlich klingende und verwandte Zustand=, Eigenschaft= und Dingwörter zu verbinden, sondern durch den Gleichklang gewint die Stärke; z. B. „eine Schlacht schlagen, er lebt ein schönes Leben;“ aber nicht, „ein schönes Leben leben.“ Klopstokk sagt im sechsten Gesange des Messias:

„Lass, den meine Seele geliebt hat,
Den ich liebe, mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder,
Lass mich mit Dir, Du Heiligster, sterben!“

Und Voss:

„Schreibend schreibt er im Schreiben geschriebene Schriften der Schreiber.“

Man nent diese Form annominatio.

Die Nachahmung des Begrifs durch den Laut findet vorzüglich statt in mahlerischen Schilderungen des Lebens der Schöpfung und der Menschen. Die deutsche Sprache hat viele Wörter, die durch solche Lautnachahmungen innendeutsam sind, und besitzt so viele Urwohlklänge, z. B. Krachen, schnattern, pfeifen, brausen, rieseln u. s. w. Ja, man kann in dieser Hinsicht vorzüglich mehre neue Wörter aus den Mundarten aufnehmen, die jedes Mal edel sind, sobald sie würklich nachahmen. Freilich nicht in jeder Schreibart wird jeder Ausdrukk passend sein, z. B. der Ausdrukk latschen nicht in einem traurigen Todtengedicht; aber ein Ausdrukk, der an dieser oder jener Stelle nicht passend ist, kann darum nicht im All-

gemeinen verwerflich sein. Wenn Adelung das Geklirr der Waffen und das Plätschern der Enten bei Kleist nicht gefallen will, so geht er auch hier in der Austroknung der Sprache wieder zu weit. Beispiele von Schilderungen, worin der Laut mahlerisch ist, findet man überall bei Dichtern, wenn sie der Schöpfung gehorcht haben. Man muss keineswegs aber die Nachahmung zu weit treiben, und rohe, ungeschlachtete Laute in einen edeln Stil hineinbringen. Mit Recht verwirft daher Adelung das Brokkische: Brakekekkoax, und Tirili, tirili, tirilir, liri; denn die nothwendigen Entleerungen der Menschen können nach einem alten Sprichwort nie mahlerisch sein. Aber alle Lautnachahmungen, ohne dass es Wörter sind, braucht man deshalb nicht zu verwerfen; z. B. das piff paff beim Schießen, das tara-tantara (was schon Ennius gebraucht) bei der Trompete u. s. w. Freilich komt alles darauf an, wie und wo es gebraucht ist. Nichts ist aber schrecklicher, als verkehrte Nachahmungen, z. B. der zwitschernde Bolzen, oder solche, die zu grell sind, deshalb eigentlich nicht mehr nachahmen, sondern in ihrer Selbstheit hervortreten; z. B. die Frösche quaakten und unkten und quatschten schluppernd im Sumpfe.

Der Gebrauch des Wiederhalles ist eine Künstelei, die in einzelnen Fällen recht gut angebracht sein kann. So las ich ein Gedicht auf Bonaparte, was im Selbstgespräch Fragen an die Zukunft enthielt, die jedes Mal der Wiederhall recht gut beantwortete. Wenn man aber sonst ganze Wiederhallgedichte machte, oder gar Wiederhallpredigten, wie Dorn in Oberdeutschland, so ist das eine eitle Buchstabenjägerei.

Das Wortspiel besteht darin, dass durch ähnlich- oder gleich-klingende Wörter überraschende Gegensätze gebildet werden, z. B. „es geht jetzt schlecht, weil man nicht viel mehr geht (Seume); verlieben kanst du dich wohl, nur nicht lieben; wer hört, erhört, wer horcht, gehorcht auch leicht.“ — Man muss mit diesen Wortspielen vorsichtig sein; denn sobald sie einen schiefen Sinn geben, sind sie sehr widerlich. Der Franzose ist viel reicher an Wortspielen, wie der Deutsche. Klopstokk sagt deshalb:

„Groß und reich ist die Sprache, und darum hast
sie das Wortspiel;
Denn nur das Kleine verbirgt hinter dem Scherze
sich gern.“

Die Buchstaben- und Spellenspiele (Charaden, Anagramme, Logogrüfen, Chronogramme) sind recht gut zur Erregung der Aufmerksamkeit, können oft sehr schön sein, gehören aber eigentlich nicht hierher, sondern machen besondere Aufsatzarten aus. Das Räthsel hat es gar nicht mehr mit dem Gleichklange zu thun. — Nur auf einige angenehme Wiederholungen müssen wir noch aufmerksam machen. Wir führen aber nur einige Beispiele davon an, ohne alle die griechischen Namen von diesen Wiederholungsarten zu erwähnen:

„Eine getreue leutselige Zähre, die seh ich noch
immer!
Netzte sein Antlitz, ich küste sie auf, die seh ich noch
immer!“

(Ein wahres Muster der Schönheit in Klopstokk's Messias.)

„Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts! Er liebt mich nicht wieder!
Ewig nicht wieder! Ach, weinet um mich!“ —

(Ebendaselbst.)

„Er zerstörte den Frieden in seinem Hause, um den Frieden in seiner Brust zu retten.“

Dass nicht bloß der eigentliche Gleichklang als solcher die Schönheit ausmacht, sondern dass der Gedanke auch hier, wie überall, vorwaltet, daran erinnere ich noch zum Ueberfluss. Auch des Reims könten wir hier noch erwähnen, und näher ausführen, wie der männliche Reim ein anderes Wesen an sich trage, als der weibliche, wie der Reim nicht bloß gleichklingend, sondern auch gleichwesentlich sein müsse; doch übergehen wir auch dies hier.

§. 25.

Satzklang.

So wie die Wörter den Sinn durch sich selbst aussprechen können, so kann dies auch der ganze Gang der Rede in einzelnen Sätzen und in Satzreihen. Diese Nachahmung bezieht sich nicht bloß auf Schnelligkeit und Langsamkeit, auf lange und kurze Wörter und Sätze; sondern auch wieder auf Nachahmung des Lautes. Härte und Weiche, Flüssigkeit und Festigkeit, Haltigkeit und Erregbarkeit wird auf diese Weise nachgebildet. Ich glaube, dass in dieser Hinsicht die deutsche Sprache nicht so leicht von einer andern übertroffen wird, da sie so sehr urthümlich und schöpfungshaltig ist, als kräftig und stark. Wie schön ist nicht der Anfang in Schillers Kindermörderin:

„Horch — die Glokken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf;
Nun, so sei's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!"

Man halte hiergegen eine Stelle aus dem Schiller-schen Flüchtling; z. B.:

„Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen
Die Rosse, die Farren,
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben,
Und Adler und Falken und Habichte schweben,
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl."

In Bürgers Lied von der Treue findet sich folgende schöne Stelle:

„Das Stacheln der Ferse, das Schrekken des Rufs
Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Hufs,
Verdoppeln die Stürme der Nase."

Und der Vossische Vers:

„Hurtig mit Donnergepolter entrolte der türkische Marmor."

ist eben so bekant als viele andere Verse im Virgil und Homer.

Wie wichtig das Versmaaß in dieser Hinsicht ist, das wird späterhin erörtert werden. Aber nicht allein in Gedichten finden diese Taktnachahmungen statt,

sondern auch in der Rednersprache. Ich könte viele Stellen aus Engels Schriften hier anführen, wenn es der Raum erlaubte. Der tüchtige Dichter und Rednerschaft solche Schönheiten von selbst, ohne daran zu denken; wie es denn überhaupt mit dem Gedanken: „Hier will ich diese oder jene Schönheit anbringen,“ kläglich aussieht.

Die übrige Satzschönheit gründet sich gröstentheils auf der Satzrichtigkeit, auf die Bildung langer und kurzer Sätze, auf die Stellung der Wörter u. s. w., worüber weiter in der Satzlehre gehandelt ist. Alle Satztheile müssen zwar mannigfaltig, aber nicht zu verschiedenartig sein, und eine Gesamteinheit darstellen. Dasselbe gilt auch wieder von Absätzen. Wo daher ein vollkomner, in sich geschloss'ner Gedanke stattfindet, da wird es auch dem Satz nicht an Rundung und Wohlklang fehlen.

In der Dichtersprache findet ein ganz anderer Klang statt, als in der Rednersprache, und es ist ein Fehler für letztere, wenn Versklänge darin herschen. Vossens Rednersprache ist oft an diesem Fehler erkant worden, weil er ihm, dem Dichter, so eigenthümlich war.

Auf mancherlei Weise kann ein Satz übelklingend werden, hart oder schleppend; z. B. „dieser Tag ist der Tag der Geburt des Vetters deines Schwagers,“ wo die vielen Beistände sowohl übelklingend, als auch denk- und sprachschlecht sind. In dem Satze: „dies ist eine in Ansehung des Vaterlands immer unangenehme und demselben seit allen Zeiten, wegen Mangel des Geldes, stets schädlich gewordene Sache,“ in diesem Satze machen die Zwischenschiebsel den Satz

schlecht, sowohl an und für sich, als auch in Hinsicht des Klanges. Dasselbe gilt von folgenden Sätzen: „Der schon ein Mal verhaftete, und immer neue Diebstähle zu begehen bereite, und von mehren Genossen unterstützte Dieb, ist ꝛc.; — er hätte das nicht sollen thun können; — er glaubte, dass diese Sachen dennoch noch würden ausgemacht, und, wenn dies nicht, erzwungen und so doch erreicht werden können; — alle Menschen können, wenn sie nicht schon den Tod geschmekt haben, noch das Unglükk haben, arm werden zu müssen, und in den Zustand gerathen, sich nicht helfen zu können." Allen diesen Sätzen fehlt die gehörige Rundung.

Besteht ein Satz aus Vordersatz und Nachsatz, so müssen beide nicht zu sehr verschieden sein in Hinsicht der Länge, beide schweben gleichsam in der Wippe, und sollen sich zulezt am Ende neigen, deshalb darf der Nachsatz nicht zu leicht und klein sein. So ist der Satz schlecht: „Da du keine Gründe annehmen wilst, überhaupt meinen Reden gar keine Aufmerksamkeit schenkst, sondern verstokt und verhärtest deinen Weg gehst, irre geleitet von deinen Leidenschaften, betäubt durch einen ungerechten Hass; da du nicht mehr der bist, der du noch vor zwei Monaten noch warst, sondern ein anderer, o, ein ganz anderer; so will ich gehen."

Treten die Hauptsätze nicht gehörig hervor, und die Nebensätze nicht gehörig zurükk, sondern folgen Sätze auf Sätze ganz gleichmäßig hinter einander; so trit statt der Einheit in der Mannigfaltigkeit Einerleiheit ein; bäumen sich aber die Sätze gegen einander, sind sie widerstrebend, führt der eine auf diesen Nebengedanken, der andere auf jenen, so wird mit der Denkeinheit auch der gehörige Gesamtklang fehlen. —

Unterbrechen zu lange Zwischensätze den Hauptsatz, so wird ebenfals der Klang an seiner Haltigkeit verlieren; z. B.: „Alle Menschen, ja, ich kann mit Recht sagen, alle Menschen, denn es ist auch Keiner davon ausgenommen, und kann auch Keiner davon ausgenommen werden, weil doch Jeder ein Mensch ist, sind sterblich.“ Anfang und Schluss eines Satzes sind vorzüglich wichtig in Hinsicht des Klanges. Ist der Anfang hochtrabend, so muss das Folgende auch sehr gehaltvoll sein; denn es ist besser, dass man von der Schwäche zur Stärke übergeht, als von der Stärke zur Schwäche. Das Ende des Satzes darf nicht klippen und klappen, nicht stoßen und schlenkern, nicht abprallen und nicht nachschleppen; sondern es muss sich abrunden und absenken. Einspellige Wörter taugen selten etwas am Schluss, zumal wenn sie nicht recht schwer sind, z. B. „nachdem er das besorgt hatte, ging er von mir ab.“ Wenn Adelung angibt, dass die besten Schlussarten folgende sind: $vv——$, $—v——v$, $—vv——v$, so ist dies nur eine Andeutung, denn es gibt hundert hiervon abweichende gute Schlussarten.

Alles Uebrige, was noch hierher gehören könte, ist schon in der Satzlehre näher angegeben. Das ist nur noch zu bemerken, dass der Wohlklang durchaus gegenständig ist, dass er gebildete Ohren voraussetzt, aber auf die verschiedene Bildung derselben nicht Rükksicht nehmen kann.

Zweite Abtheilung.

Stoff und Form.

§. 26.

Mannigfaltigkeit und Einheit.

Die Schönheit besteht überhaupt in dem Einklange der Einheit mit der Mannigfaltigkeit, in dem Enthaltensein des Höhern in dem Niedern, in der Ehe des Himlischen mit dem Irdischen, und kann, da der Mensch selbst mehr in als außer diesem Einklange steht, nur gefühlt werden, und desto mehr, je mehr er sich selbst in diesem Einklange befindet. Wir denken uns zwar eine gegenständige Schönheit, und erhalten so gegenständige Schönheitsgesetze, die aber mehr als irgend andere Gesetze von verschiedenen Selbständen verschieden ausgeübt werden. Diese Worte als Fingerzeige für das Folgende! —

Jede freie Darstellung soll Mannigfaltigkeit in ihren einzelnen Theilen enthalten, und nicht in Einerleiheiten sich fortwälzen, weil die Einerleiheiten leere Wiederholungen sind, die Keinen ansprechen; aber die Mannigfaltigkeiten sollen durchaus nicht in zu große Verschiedenheiten, in Fremdartigkeiten übergehen, sondern ein Ganzes, eine vollständige Einheit bilden. In wiefern dies in Absicht des Hörbaren stattfinde, das hat die vorige Abtheilung erläutert. Diese Abtheilung zielt auf den Gegenstand selbst und dessen Darstellung durch die Sprache. Jeder Aufsatz soll deshalb mannigfaltige Gedanken enthalten, und wenn es dem Gegenstande angemessen ist, Gedanken aus der Denk- und Thatenwelt, aus dem Reiche des Gefühls und der Einbildung. Diese Gedanken sind auf die mannigfaltigste Weise in der Sprache darzu-

stellen. Die Sätze müssen gleich den Gedanken abwechseln, die Worte gleich den Begriffen; die Absätze gleich den einzelnen Gedankenreihen. Die Mannigfaltigkeit darf aber nicht auf Abschweifungen verleiten, sondern alle mannigfaltigen Gedanken und Gefühle sollen ein einiges, inneres, in sich geschlossenes Lebensstükk, ein Lebensgemälde vorstellen, und alle Sätze und Worte dies Gemälde so darstellen, dass Gedanken und Formen nicht nur im Ganzen zusammen schlagen, sondern alle Gedanken Einen Gedanken, alle Formen Eine Form ausmachen. Jede Darstellung, welche keine Einheit enthält, kann wohl in einzelnen Zügen schön sein, aber nicht im Ganzen; und jede Darstellung, die der Mannigfaltigkeit entbehrt, entbehrt des Lebens und der Anmuth. Jede gute Darstellung muss aus einem Guss und Fluss sein, soll gleichen einer schönen Gegend, die einzig und als ein Ganzes dasteht, aber so mannigfaltig ist, dass man sie gern mehre Mal durchwandert, und deren Schönheiten man desto mehr wahrnimt, je mehr man dabei verweilt. Aber nur wahrhaft schöne Geister liefern auch solche Schönheiten, so wie die Schöpfung nur in ihrer vereinten Vollkraft schöne Gegenden schaft. In wem das Leben sich nicht mannigfaltig gestaltet hat, der kann es nicht mannigfaltig darstellen, in wem es noch dämmerig und nachtig, noch wirrig und irrig ist, der kann es nicht in der Einheit darstellen. Die Schönheit wird um so grösser sein, je vollständiger die Einheit bei der grösten Mannigfaltigkeit ist; und um so geringer, je weniger dies der Fall ist. Darnach gibt es verschiedene Grade von der Einfachheit an, die Anmuth und Lieblichkeit hindurch bis zum erhabensten Erhabnen. Welcher Grad der Schönheit bei einem Gegenstande stattfinden kann, das hangt

nicht vom Darsteller ab, sondern von dem Gegenstande. In der Beschreibung einer Quelle wird eine andere Schönheit stattfinden, als in der des ganzen Weltalles. Wer hierauf nicht achtet, und glaubt, er könne dem Gegenstand durch seine Gedanken Zwang anthun, oder wohl gar durch seine Worte erheben, der wird leicht schwülstig in seiner Darstellung. Wer aber dem Gegenstand weniger gibt, als er verlangt, der schreibt und redet matt. Schwulst und Mattigkeit sind entgegengesetzte gleich große Fehler, wovon der eine dem Fluge mit wächsernen Flügeln gleicht, der andere dem Kriechen. Ein Beispiel von Schwulst ist folgendes: „Wer von dem Erhabnen schreiben will, muss es oft schmekken und immer schmakhaft finden; er muss es besser kennen als Sfärengesang, als Geister- und Elfentänze, und alle die Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon der Schwärmer und der Dichter nur weiß. Ihm muss die Natur Amme sein und die Einsamkeit seine Geliebte. An ihrem Busen muss er gesehen haben, wie der Nebel der Welt die Dinge verkleinert, vergrößert oder verhült; in ihren Umarmungen muss er gelernt haben, das Gesicht von der Maske, das Mädchen von der Schürze, die Erziehung vom Affentanz, den Kopf von der Perükke zu trennen, zu sehen die Heiligen ohne Glorie aber auch den Narren ohne Kappe." Wo ist hier Einheit zu finden? — Zwei Proben von Mattigkeit nehmen wir aus Perschke's Orthometrie (Frankfurt a. d. O. 1809.):

„Nur der Kunst unkundig zu bleiben Entschlossene hassen
Thörigen Sinnes die Kunst; aber sie hasset sie auch."

(Ars non habet osorem, nisi ignorantem.)

„Die Beblüthung in dem Lenze schmükt mit Pracht
Das Erstorbne, die Natur, die erstart,
Der Zerstöhrung des Gefrierens,
Dem Ertöd'ten erlag."

Die Mattigkeit steht in diesen Beispielen recht scharf der Lebhaftigkeit (von der späterhin noch Mehres vorkomt) entgegen. Die Mattigkeit rührt oft her von einem falschen Streben nach Verständlichkeit; in der Regel ist sie aber Zeuge von einem matten, leblosen Geist, der weder Einheit noch Mannigfaltigkeit in sich trägt.

Die Einheit duldet keine Auslassungen, keine fehlerhaften Abkürzungen, sondern sie fordert Vollständigkeit, weil alles Unvollständige keine Einheit besitzt. Diese Vollständigkeit besagt aber keineswegs eine Erschöpfung des Gegenstandes selbst, sondern nur eine Erschöpfung dessen, was nach einem angenommenen Standpunkt sich darüber sagen läst. Wer Alles erschöpfen will, der zerstört sogar dadurch die Einheit, er trägt Vielerlei vor, und so viel, dass es Keiner zusammenfassen kann. Wenn Engel hätte in seiner Rede über Friedrich den Großen Alles erschöpfen wollen, was sich über ihn sagen ließe, so würde er gewiss keine schöne Rede gehalten haben; aber er stelte vollständig eine Ansicht dieses Helden auf und führte die mannigfaltig, aber doch als ein Ganzes aus. Hieraus ergibt sich, wie höchst nöthig eine kluge, geschikte und weise Auswahl sei, welche am besten dadurch getroffen wird, dass man bei allen Einzelnheiten untersucht, nicht allein, in welcher Beziehung sie zu den übrigen Einzelnheiten stehen, sondern, wie sie sich zu dem Hauptgegenstand verhalten.

Ausnehmend wichtig ist in Hinsicht der Mannigfaltigkeit und der Einheit auch der Anfang und das Ende einer Darstellung. Da eine vollständige Darstellung ein geschlossenes, abgerundetes Ganze ausmacht, so muss das Ende gleichsam zum Anfang sich wieder zurükkbeugen. Ob man mit dem Wichtigsten oder dem Unwichtigsten, ob man stark oder schwach anfängt, das hängt von innern und äußern Umständen ab, wie dies späterhin noch näher wird ausgeführt werden.

Adelung sagt im ersten Theil seines deutschen Stils S. 504 über die Mannigfaltigkeit Folgendes: „Die Mannigfaltigkeit gründet sich auf ein sehr nothwendiges, und gewissermaßen wesentliches Bedürfniss unsers Geistes, nach welchem die Vorstellungen unaufhörlich fortschreiten, und daher auch unaufhörliche Abwechselung und Veränderung fordern. Die Seele bleibt nicht lange bei einem Gegenstande stehen, wenigstens nicht länger, als sie noch etwas Mannigfaltiges an demselben erblikt. Ist dieses erschöpft, so erschlaffet sie, die Aufmerksamkeit läst nach, und der Gegenstand wird ihr zuerst gleichgültig und dann gar zuwider. Eine lange, glatte Mauer, eine ganz aus Wiese bestehende Gegend, eine unbegränzte, spiegelglatte See können nicht lange gefallen; die Seele schmachtet unter der Einförmigkeit, und wünscht die Mauer lieber von einem Blitze zertrümmert, die Wiese lieber von einem Erdbeben durchwühlt, das Meer lieber von einem Sturm empört, um nur nicht unter dem verhaften Einerlei zu sterben.“

Die folgende Abtheilung wird am besten zeigen, auf welche Weise durch Farbenmischung die Mannigfaltigkeit erreicht werden könne. Auf Wörtervertau-

schungen komt es dabei nicht an; denn nach der Lehre von der Wahrheit und Richtigkeit können keine Wörter vertauscht werden. Setzt man der Ewige statt Gott, das Grün der Wälder statt die grünen Wälder, so findet keineswegs eine Wortvertauschung statt, sondern eine Sachvertauschung, und diese ist nur zu wählen, wo es die Sache erfordert. Wenn man überhaupt ängstlich nach der Mannigfaltigkeit jagt und sie durch Kleinigkeiten zu erreichen strebt, so kann man leicht bunt und schnörkelig statt schön schreiben, einen Mischmasch machen statt eines lebendigen Ganzen. Nur wer eine starke Einbildungskraft besitzt, scharfsinnig und witzig ist, wer begeistert spricht von seinem Gegenstande, mit Liebe ihn erfast hat, mit Umsicht ihn erkent, der wird Mannigfaltigkeit in seiner Behandlung haben.

Von der Einheit sagt Horaz: „denique sit quidvis simplex duntaxat et unum," und hält dieselbe für so wichtig, dass er sein Gedicht über die Dichtkunst sogar damit anfängt. So wichtig die Einheit, so schwer ist sie zu erreichen, und um so schwerer, je mannigfaltiger die Darstellung ist, je weitläuftiger und umfassender sie ausgeführt wird. Denn die Einheit besteht keineswegs bloß in einer Folgerichtigkeit im Denken, und in dem gehörigen Stellen des Frühern und Spätern, in einer leichten Uebersicht u s. w.; sondern das ist die schönste Einheit, die ganz ungekünstelt hervortrit, und dennoch nicht hervorsticht, sondern ganz einfach in der Mannigfaltigkeit liegt. Die Einheit in den verschnittenen französischen Gärten ist keine Einheit, sondern Einförmigkeit, aber schöne englische Gärten haben, trotz ihrer Wildheit und scheinbaren Unordnung, eine Einheit. Alles Fremdartige muss fern, alles Ueberflüssige weg bleiben, und

das zur Sache Gehörige so in einander gewebt und so durch einander verschlungen sein, und so fest zu einem Ganzen verwachsen, dass das Ganze so dasteht, als könne es gar nicht anders sein. Jeder Theil sei so nothwendig und so wesentlich, dass man durch seine Wegnahme das Ganze zerstörte, durch seine Versetzung das Ganze verwirte. Die Einheit muss aus diesem Ganzen so von selbst hervortreten, dass man es derselben gar nicht ansieht, dass der Schriftsteller nach ihr gestrebt habe.

§. 27.

Eigenthümlichkeit und Neuheit.

Die Eigenthümlichkeit und Neuheit machen einen besondern Theil der Schönheit aus, der vorzüglich deshalb wichtig ist, weil der Leser und Hörer dadurch am meisten angezogen wird. Das Bekante will Keiner zum zweiten Mal sich bekant machen lassen, dem Gewöhnlichen und Alltäglichen schenkt Keiner gern sein Ohr, und wenn es auch noch so wichtig wäre. Aber man muss diese Eigenthümlichkeit und Neuheit keineswegs in den Worten suchen, sich keineswegs veralteter oder neugebildeter, vielleicht gar falscher und unzwekkmäßiger Wörter bedienen, bloß um neu zu sein, oder, richtiger, um so zu scheinen. Wider Wahrheit und Richtigkeit darf überhaupt die Schönheit nie handeln, und daher auch nicht die Eigenthümlichkeit und Neuheit. Neue, ungewöhnliche Gedanken muss der Darsteller vortragen, und da neue Sachen nicht immer so leicht vorhanden sind, so muss er alten Sachen neue Ansichten abgewinnen. Gegen die Eigenthümlichkeit streitet nichts so sehr, als die sklavische, wörtliche Nachahmung der gepriesenen Schriftsteller.

Mancher hat dadurch sein ursprüngliches Wesen verkauft. Man kann wohl nachahmen, aber mit Geist; es kann nicht Jeder einen besondern Grad von schöner Eigenthümlichkeit haben, aber Keiner soll in die Denk- und Sprachform eines Andern sich gewaltsam hineindrükken, weil diese Form großen Beifall fand. Nicht Allen ist Alles bekant, und deshalb muss ein Darsteller wohl bedenken, für wen er seine Darstellung macht, und wird deshalb oft ganz gewöhnliche Dinge Diesem oder Jenem gut und schön darstellen können, wenn auch tausend Andern seine Darstellung keineswegs genügen könte. Das sind die wahren Darsteller, die jeder Sache eine neue wichtige Ansicht abzugewinnen wissen. Unsere Weltweisen kann man nicht zu Mustern aufstellen; denn sie sind oft in ihrer Neuheit und Eigenthümlichkeit solche Neulinge, dass sie sich selbst zu neu sind. Die Neuerungssucht ist jetzt in allen Theilen des Lebens so vorwaltend, dass sich der Schriftsteller wohl zu hüten hat, sich nicht durch diesen Strom wegreißen zu lassen. Das Mittelmäßige oder gar das Schlechte braucht nicht in immer wieder neuen Formen zurükk zu kehren; sondern nur das Gute soll auftreten, und nur ihm soll man immer neue Aufmerksamkeit schenken. Jedes Neue hat nur in so fern Recht zu sein, als es gut ist, aber keineswegs in so fern es neu ist. Wer sich dem Neuen mit Wuth ergibt, der wird lächerlich in seiner Darstellung; und wer fehlerhaft schreibt, um eigenthümlich zu schreiben, der trit die Richtigkeit mit Füßen. Wer aber immer in dem alten Wege seinen Denk- und Sprachwagen fortschlept und nie sich aus dem Gleise der Gewohnheit heraus bewegt, seinen Denk-, Sprach- und Lebenskreis geschlossen hat, der stelle auch nicht dar; denn stehendes Wasser ist kein Quellwasser. Sucht Je-

mand ängstlich die Eigenthümlichkeit, so wird seine Schreibart gesucht und verkünstelt werden. Dunkelheiten und Unbestimtheiten entspringen am häufigsten aus der Neuerungssucht. Wir enthalten uns hier aller Beispiele des Raumes wegen. In Moritz Vorlesungen findet man deren genug.

§. 28.

Angemessenheit und Würde.

Schon bei der Wahrheit redeten wir von der Schiklichkeit und Angemessenheit; wir müssen hier noch ein Mal auf diesen Gegenstand zurükk kommen, da er eben so sehr in das Reich der Schönheit, als in das der Wahrheit fält. Die Angemessenheit in Absicht auf Schönheit besteht darin, dass die schöne Sprache gänzlich den schönen Gedanken entspreche, und dass der Gedanke nicht bloß gegenständig schön sei, sondern auch in Hinsicht auf Ort und Zeit, Leser und Hörer diese Eigenschaft besitze. Diese Angemessenheit schließt alle Zweideutigkeiten, alle Künsteleien, alle Dunkelheiten aus, huldigt der leichten Verständlichkeit, den Gesetzen der Sittigkeit überhaupt und ihren besondern Forderungen untergegebenen Bedingungen, verfährt mit einer gewissen Zartheit und Schonung, ohne sich der Kraft zu begeben, nimt Rükksicht auf den Hörer und Leser, verliert aber dadurch die Hauptsache nicht aus den Augen, sucht eine schöne Anordnung in die einzelnen Theile und in das Ganze zu bringen, und schreitet stets würdevoll einher. Wer angemessen reden will, der sieht nicht bloß auf die Zuhörer, sondern auch auf sich, beobachtet sein eigenthümliches Verhältnis zu denselben und wird daher weder eitel, stolz und anmaßend reden, noch schmeichelnd und heuchelnd. Er

wird weder der Wahrheit, noch sich als dem Verkünder derselben etwas vergeben, aber auch bescheiden als ein Diener der Wahrheit und nicht als ein Herr derselben auftreten. Er wird den innern und äußern Anstand beobachten, nicht plump sich vordrängen und unbescheiden sich aufdrängen. Sein ganzes Wesen muss würdevoll und gehaltig sein. Diese Würde ist aber keine äußere, die sich ein Redner und Schreiber anziehen kann, wie ein Kleid, sie besteht nicht in einer sogenanten Amtsmiene, die einer vorgelegten Schürze gleicht, sondern sie muss im ganzen Wesen verbreitet sein und in der Wahrheit ihre Wurzeln haben. Wer die Würde äußerlich annimt, der wird sie nie behaupten, er wird in seiner Darstellung glänzen, ohne zu wärmen, reden, ohne zu denken, seufzen, ohne zu fühlen, lächeln, ohne sich zu freuen, witzeln, ohne witzig zu sein. Die Kunstlosigkeit ist die gröste Würde und der Sieg der Schönheit. Wer diese Kunstlosigkeit, diese scheinbare Einfachheit errungen hat, der wird ein gepriesener Schriftsteller. Ich erinnere an Göthe. Kunst und Schöpfung treten auf der höchsten Stuffe so nahe zusammen, wie der vollkommen gebildete Mensch mit dem Kinde. Beide sind gleich würdevoll in ihrer Einfachheit und Vollständigkeit. Beiden ist gleich fern das Laster. Eben so muss es auch mit einer würdevollen Darstellung sein; ihr ist alles Auffallende, alles Anstößige, alles Unsittige fern; nicht bloß fern wegen der äußern Unschiklichkeit, sondern wegen der innern Unsittigkeit. Zu dieser Würde gehört aber ein feiner Takt, ein zartes Gefühl für Anstand. Es soll von jedem Dinge stets wahr geredet werden, aber es gibt Dinge, über die überhaupt gar nicht soll geredet werden, oder wenigstens nicht vor gewissen Leuten, zu gewissen Zeiten, an gewissen Or-

ten, oder nur auf eine gewisse Weise. Diese Würde schließt keineswegs die Wahrheit aus, sondern sie bestimt nur näher dieselbe. Wer gegen diese Würde redet, der wird seine Darstellung beflekken und beschmuzen, und sich selbst in den Verdacht des Schmuzes bringen. Es gibt leider Schriftsteller, die so recht mit Behagen im Kothe herumwühlen, Unsitlichkeiten nnd Unschiklichkeiten mit grellen Farben ausmahlen, so ins Kleinliche dabei gehen, dass man es ihnen anmerkt, sie haben selber recht tief in dem Sumpf gestekt, den sie jezt vielleicht austroknen wollen. Es gibt Schriftsteller, die den Witz in Zoten suchen, die Kraft in der Mistgauche der Menschheit, die, wenn sie gegen das Laster schreiben, es so grell schildern, als wenn sie belehrend die Wege anzeigen wolten, auf denen man zu demselben gelangen könne. Vorzügliche Sünder sind in dieser Hinsicht die Romanschreiber, sie wühlen oft, gleich den Säuen, nur in der Lache der Menschheit umher, verwirren so darin Schikk und Unschikk, Würde und Schamlosigkeit, Tugend und Laster, dass, indem sie vor Sünden warnen wollen, sie zu Sünden reizen, gehen so weit in ihrer Unverschämtheit, dass sie den lezten Liebestrunk in lauter einzelne Tröpfchen allmälig zerlegen und allen Vor- und Nachgeschmäkken noch besondere Betrachtungen widmen.

Gegen die Würde stößt auch an der plözliche Uebergang von einem Gefühl in ein entgegengesezes, welcher Uebergang geradezu der Schönheit widerspricht. Wer z. B. gleich nach dem Liede: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," singen kann: „Ich hab' mein' Sachen auf Nichts gestelt," der benimt sich höchst unwürdig. Ueberhaupt hat jeder Ort sein eignes Wesen und seine eigne Würde. Was sich schik-

ket, im fröhlichen Kreise von Freunden zu sagen, das kann nicht auf den Gassen gepredigt werden, noch vielweniger von der Kanzel. Witze, von der Kanzel geworfen, sind Aberwitze, und eine feierliche Stimmung past nicht für eine lustige Gesellschaft. — Doch wollen wir hier nicht zu viel sagen. Es komt hier oft auf viele Nebenumstände an, und auf die Kunstlosigkeit, nach der sich eine Sache gleichsam von selbst ergibt. Es ist nicht zu leugnen, dass, so wie den Frauen, so auch den Deutschen zumal, die Uebergänge von Scherz zu Ernst, von der Erhabenheit zur Gewöhnlichkeit oft sehr leicht werden und dennoch nicht anstößig sind. So wie in der Schöpfung Großes und Kleines auf das Wunderbarste neben einander und in einander ist, so weiß auch der Deutsche Ernst und Scherz zu vereinen. Die alten Deutschen berathschlagten ja in fröhlichen Gelagen über die ernsten Angelegenheiten des Staats. Aber es ist diese kunstlose Vereinigung der Gegensätze, dies launige Wesen in der Darstellung sehr schwer und glükt in der Regel nur den Meistern. Ich möchte diese Schreibart die Kunst nennen, Feuer und Wasser zu vermischen, ohne Rauch zu erzeugen.

Gegen die Würde stößt auch das Kindische, was man so häufig bei kindischen Kinderschriftstellern findet, die sich oft so gebährden, dass man glauben muss, sie sind entweder selbst kindisch oder in Kindesnöthen. Nur ein Beispiel solcher Unwürdigkeit!: „Sieh da ein Käferchen! O, das ist ein hübsch Thierchen! Hab' es einmal lieb, fasse es doch an! Aber sag', warum mag das Thierchen wohl nicht höflich sein und grüßen? — Ja, sieh' es nur an, es hat ja keinen Hut auf, es geht immer mit entblößtem Kopf; sprechen kann es auch nicht, aber mit seinen kleinen Füßen bewegt es sich, als wenn es Dich damit liebhaben

wolte. Es ist ein niedliches Thierchen, hat vielleicht auch noch eine Mutter und einen Vater. Die werden sich gewiss recht freuen, wenn es wieder zu Hause komt" u. s. w.

Obgleich die Würde nicht im Ausdrukk liegt, sondern im Begriff des Ausdrukkes, so kann man doch mehre Ausdrükke für solche annehmen, die sich nur unter gewissen Bedingungen gebrauchen lassen, weil ihre Begriffe einer höhern Stimmung des Lebens widersprechen. Der Ausdrukk kotzen kann z. B. nicht gebraucht werden, wenn in einem Gedicht, das eine Frühlingsfahrt zur See schilderte, vom Uebelwerden die Rede wäre. Von andern Wörtern, als manschen, patschen, beschniffeln u. s. w. gilt dasselbe; obgleich sie deshalb keineswegs verwerflich sind; denn es gibt Fälle, wo nur sie passen. Ganze Redensarten sind oft auf diese Weise unpassend; z. B. „an kleinen Riemen lernen die Hunde Leder kauen."

Quintilian sagt von der Würde: „Nihil potest placere, quod non decet." Um aber das zu erkennen, was sich schikt, muss man selbst fein, anständig und sittig sein, in wahrhaft anständigen und sittigen Gesellschaften gelebt haben. Sucht man es in einzelnen Wörtern und Redensarten, so wird man sich sehr täuschen. Auch nicht im Uebereinkommen liegt die Würde, sondern in dem Wesen des Menschen selbst, das aber auf verschiedenen Bildungsstuffen verschiedene Grade der Würde hat. Dem, was Zizero (de oratore B. 3 Kap. 12) von der Würde sagt, können wir deshalb in so fern nicht beistimmen, als dieselbe bloß in Aeußerlichkeiten gesetzt wird. Er sagt nämlich: Quare cum sit quaedam certa vox Romani generis urbisque propria, in qua nihil offendi,

nihil displicere, nihil animadverti possit, nihil sonare, aut olere peregrinum, hanc sequamur; neque solum rusticam asperitatem, sed etiam peregrinam insolentiam fugere discamus.

Dritte Abtheilung.

Farben- und Lichtvertheilung.

§. 29.

Betrachtung im Allgemeinen.

Diese Abtheilung hat es mit der Lebhaftigkeit eines Aufsatzes zu thun. Die Lebhaftigkeit besteht darin, dass nicht bloß der Verstand, sondern alle übrigen Kräfte des Menschen, als Anschauung, Wille, Einbildung, Gefühl u. s. w. in Thätigkeit bei der Schaffung eines Aufsatzes gewesen sind, und deshalb bei der Auffassung desselben auch wieder in Thätigkeit gesetzt werden müssen, in so fern jedes Erzeugniss nur auch wieder von der Kraft richtig aufgefast werden kann, die es erzeugt hat. Da aber der Schriftsteller, der Redner und Dichter nicht immer würklich in dem vollen Leben ist, was er darstelt, ja auch gerade in diesem würklichen vollen Leben das Leben so lebhaft ist, dass es oft gar nicht, ob eigner Fülle, zur Darstellung kommen kann, so muss die Einbildungskraft künstlich dies Leben schaffen und den Geist in den Zustand der Begeisterung versetzen. Die Einbildungskraft ist also die Grundlage aller Lebhaftigkeit, oder sie ist die Lichtgeberin und Farbenschöpferin, sie führt den Pinsel, sie taucht ihn ein in mannigfaltige Farben, sie gibt ihm Drukk und Hebung, bestimt seine Rich-

tung und Wendung. Mannigfaltigkeit in der Einheit werden auch hier wieder das Gesetz sein, aber nicht sowohl waltet bei der Lebhaftigkeit die Mannigfaltigkeit und Einheit des Gegenstandes ob, sondern die selbständige Mannigfaltigkeit und Einheit in der Darstellung. Ganz vorzüglich treten sinliches und geistiges Wesen, Wollen und Handeln, Denken und Fühlen, Würklichkeit und Himmelsglanz hier in Gegensatz und wieder in Verein, und Nacht und Tag, Finsterniss und Licht verdrängen sich und vereinen sich wieder, um sich wechselweis zu heben und zu beleben. Dies Gebiet des Lichtes und des Lebens liegt höher, als das Gebiet der Wahrheit, es gränzt an das göttliche Wahrheitsgebiet, und deshalb an ein Gebiet, das wir mehr ahnden als kennen, mehr fühlen als wissen, das aber, so hoch es auch liegt, doch wieder tief in unserm eignen Innern ausgebreitet ist. Die Lebhaftigkeit führt uns in das Reich der Bilder, der göttlichen Anschauungen und innern Schöpfungen, sie macht das Gewöhnliche ungewöhnlich, den Tod verwandelt sie in Leben, die Gegenstände in Selbstände, sie führt nichts in seiner Denknaktheit auf, sondern Alles in der Einbildungsfülle, nichts in den allgemeinen Denkformeln, sondern Alles in lebendigen, anschaulichen Gestalten. Sie eint wieder das, was der Verstand so scharf scheidet, Sinlichkeit und Geistigkeit, Welt und Gott, Form und Stoff. Sie kämpft deshalb oft an gegen die Sprache, in so fern sie reines Denken darstelt, und sucht sie mit Bewustsein wieder in das Reich der Anschauungen und der lebendigen Bilder zu versetzen, sie vereinigt oft Zeiten und Räume, und die Vergangenheit wird ihr Gegenwart, und die Zukunft ein Jetzt, und die Entfernung eine Nähe, und der Himmel ruht ihr dicht auf der Erde.

Oder, damit wir nicht zu lebhaft reden von der Lebhaftigkeit, nicht zu bildlich von der Schönheit der Bilderſprache; die Lebhaftigkeit in einem Aufſatze beſteht darin, daſs er nicht bloß die Würklichkeit grell abmahlet, ſondern dieſelbe erhebt, indem er in ihrer Darſtellung die Quellen derſelben zugleich darlegt. Dieſe Quellen wird der Hörer und Leſer nicht bloß unterſuchen, ſondern ihrer wird und ſoll er genießen, und ſo beabſichtigt die Lebhaftigkeit oder die Farbenvertheilung einen Genuſs. Man vergleiche den Landſchaftmahler mit dem, welcher einen Grundriſs oder Aufriſs zu einem Hauſe macht; beide ſtellen dar, aber ganz verſchieden!

Die Lebhaftigkeit kann nicht in allen Aufſätzen gleich groß ſein, die Dichterſprache macht größere Forderungen daran als die Rednerſprache, und die Sprache des Bedürfniſſes ſieht ſcheinbar ganz davon ab; aber keine Sprache kann ſich gänzlich der Lebhaftigkeit entäußern, indem ſie mit der Sprache zugleich geboren iſt. Deshalb reden wir auch hier von der Lebhaftigkeit im Allgemeinen; in wie fern ſie den beſondern Aufſatzarten eigen iſt, das muſs ſpäterhin entwikkelt werden.

Die Mittel, durch welche die Lebhaftigkeit erreicht wird, ſind von ſehr verſchiedener Art. Man hat ſie deshalb verſchieden eingetheilt. Adelung theilt ſie ein nach den verſchiedenen menſchlichen Kräften und Fähigkeiten, welche Eintheilung aber deshalb nicht gut iſt, da gewöhnlich mehre menſchliche Kräfte zugleich in Thätigkeit ſind bei der Farbenmiſchung. Reinbekk unterſcheidet Figuren (Bilder) der Inhären (des Zuſammenhanges), Bilder der Identität (Selbigkeit) und Bilder der Modalität (der Selbſtändigkeit) und Ungewöhnlichkeit.

Wir folgen im Wesentlichen dieser Eintheilung, indem wir folgende Uebersicht aufstellen. *)

Die Lebhaftigkeit kann bewürkt werden:

1) Durch Ausführungen oder dadurch, dass nicht der nakte Begriff gegeben wird, sondern seine Vorstellungen und deren Merkmale hinzutreten, wodurch Anschaulichkeit entsteht.

2) Durch Anführungen oder dadurch, dass Zusammenstellungen, Vergleichungen, Gegeneinanderstellungen gemacht werden. So wie durch die Ausführungen Farbenfülle gewonnen wird, so erhält man durch die Anführungen Licht- und Schattenwechsel.

3) Durch bildliche Vorstellungen, die nicht bloß Ausführungen und Anführungen sind, nicht bloß Farbenfülle oder Licht und Schatten geben, sondern sinliche Farben selbst sind, welche statt der einzelnen Striche und Punkte der Verstandesvorstellungen auftreten. Diese bildlichen Vorstellungen sind reine

---

*) Anmerk. Aufrichtig sage ich, dass ich weder mit der Reinbekkschen Eintheilung, noch mit der meinigen, die theilweise darnach gemacht ist, zufrieden bin. Es ist überhaupt der Abschnitt von der Lebhaftigkeit oder von der Farben- und Lichtvertheilung in der Sprache durchaus noch nicht lichtvoll bearbeitet, so dass gerade der Abschnitt über das Licht der Sprache die meiste Finsternis enthält. Ich habe über diesen Abschnitt mehre Monate geklügelt und gegrübelt, und wohl auf zehnerlei Weise denselben bearbeitet; allein ich konte nicht zu meiner Zufriedenheit demselben eine ganz neue Gestalt geben. Da nun jedes Neue, was nicht besser ist, als das Alte, demselben nachstehen muss, so schloss ich mich in diesem Abschnitt an Reinbekk an.

Anschauungen, die aber mit dem höchsten Bewußtsein gemacht sind. In ihnen gränzt die höchste Sprachkunst mit dem kindlichen Benennen zusammen.

4) Durch bildliche Darstellungen, die nicht sowohl in der Vorstellung selbst liegen, sondern über der Vorstellung, gleichsam bildliche Vorstellungen der Vorstellungen sind, und somit weit mehr ins Gebiet der Kunst schlagen und weit entfernter sind von den ursprünglichen kunstlosen Vorstellungen, als die bildlichen Vorstellungen.

5) Durch bildliche Darstellungsformen, die ebenfals den kunstlosen Darstellungsformen entlehnt sind und dem Wesen nach mit ihnen zusammentreffen, aber in der Anwendung als reine Erzeugnisse der Kunst sich darstellen.

§. 30.

Ausführungen.

Die Ausführungen sind keine leeren Wiederholungen, keine verständlichen Auseinandersetzungen, und keine begrifflichen Erörterungen, sondern Veranschaulichungen, schöne Versinlichungen und mahlerische Schilderungen. Hierher gehören vorzüglich:

1) Wiederholungen, welche dazu dienen, daſs etwas noch ein Mal wieder angeführt werden soll, um dasselbe desto anschaulicher zu machen. Ein schönes Beispiel liefern folgende Klopstokk'schen Zeilen:

„Eine getreue, leutselige Zähre, die seh' ich noch immer,
Netzte sein Antlitz, ich küste sie auf, die seh' ich noch immer."

Ist die Wiederholung müßig, mahlt sie nicht aus, sondern ist sie rein den Begriff wiederkäuend, so entstelt sie; z. B.: „Der Gott, der Gott, der Früchte wachsen ließ, der Gott wird dich erhalten."

2) Schilderungen oder mahlerische Darstellungen der verschiedenen Zustände; z. B.:

„Welch ein Gewühl, welch eine Kugelsaat
Durchsauft die Luft! Stets näher rükt das Heer
Dem Heere, sichrer trift der Mann den Mann,
Und lauter tönt der Wurf. Hier fliegt ein Hut,
Und dort ein Helm empor; allmälig weicht
Der Feind." —

Der Winter von Krummacher.

Die Schilderung arbeitet durch Darlegung der einzelnen Merkmale, Eigenschaften und Zustände dahin, dass man glaubt, man sehe den Gegenstand selbst, er stehe lebendig vor dem Angesicht. Das Leben muss daher in seiner sichtbaren Würklichkeit dargelegt sein, aber so in der Würklichkeit, dass alles, wodurch die Würklichkeit zurükkschrekkend und abstoßend wird, davon entfernt ist. Die Würklichkeit muss in dem schönen Flügelkleide der Einbildung erscheinen. Wenn daher Bodmer in seinem Noah folgende Schilderung macht:

„Nach ihm folgte das Federheer, zuerst das Geflügel
Mit krummhakkigen Schnäbeln, gefräßige, beißende Vögel;
Dann die Arten des Spechtes mit konveren, klemmenden Schnäbeln. —
Andere mit zülindrischen Schnäbeln, gestumpft und geschmeidig."

so ist dieselbe sehr schlecht. Nicht zu erwähnen die undeutschen Wörter, welche der Einbildung so ganz zuwider sind, ist die Schnäbelschilderung höchst langweilig, weil die einbildende Anschauung nicht wie die begreifende auf Schnäbel sieht.

Zu den Schilderungen rechnen wir auch die Vertheilung (distributio, Individualisirung), die Vielseitigung (exergesis) und die Häufung (cumulatio.) Sind nämlich die einzelnen Theile der Schilderung einzelwesentliche Theile einer Gesamtvorstellung, so heißt die Schilderung eine Vertheilung; z. B.:

„Eure Kinder sind die Spiele seiner (des Feindes) Trunkenheit, eure Geliebte zittert, euer grauer Vater ist sein Hohn. Zerstörendes Getümmel schwelgt, trümmert, raubt in euern Tempeln, entheiligt, was ihr verehrtet, besteigt in Spott den Thron eurer Gesetzgebung, lacht der Würde eurer Gebräuche, stümmelt aus Muthwillen das Bild eures Helden. Ueberall Flucht! Ueberall Angst! Ueberall der Hülferuf Leidender, denen ihr nicht helfen, Thränen, die ihr nicht stillen könt, Flammen, die ihr nicht löschen dürft! —" Düa-Na-Sore, 1. Th. S. 190.

Die Vielseitigung ist eine Schilderung, welche den Gegenstand nach mannigfaltigen Seiten und von mannigfaltigen Standpunkten aus betrachtet, z. B. das große Halleluja von Klopstokk.

Die Häufung findet gewöhnlich statt bei heftigen Gemüthsbewegungen, in denen der Geist gern verweilt und gleichsam gefesselt ist an seinem Gegenstand, so dass er ihn in mannigfaltigen Aehnlichkeiten darstelt; z. B. sagt in Weißens Eduard III. Isabelle zu Mortimer:

„Du Abscheu, kenst Du mich?
Ich, die Du wider Pflicht und Ehre frech em-
pörtest?
Ich, die Du Ehebruch und Stolz und Mordthat
lehrtest?
Ich, die Du von dem Weg der Tugend abge-
führt?
Mich stets verhärtetest, wenn sie mich je ge-
rührt?
Ich soll Dich schützen? Dich? Dich Mörder?
Dich Verräther?"

Die Nebeneinanderstellung von ähnlich-deutigen Wörtern gehört auch hierher; z. B. „ein Wesen war's, geschaffen durch der Allmacht Ruf, ein Thier, ein dienendes Geschöpf dem Menschen." — Eine ganz eigne Häufung ist die der Bindewörter, vorzüglich die des Wörtchen und. Volksschriftstellern steht wegen der Einfachheit die Häufung dieses und sehr an. In dem Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann [von E. M. Arndt] komt diese Häufung sehr oft und sehr schön vor; z. B.: „Und die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechts redet nur von zerstörten Völkern und Städten, von geschleiften Mauern und erschlagenen Männern, und wie die einen kommen und die andern verschwinden, und die einen steigen und die andern sinken — und erscheint nichts Bleibendes auf Erden."

3) Vergrößerungen (hyperbeln). Diese entstehen durch Leidenschaften und Aufwallungen, und gehören ebenfals hierher, in so fern der Gegenstand dadurch nicht nur ausgeführt, sondern weiter ausgeführt wird, als die Wahrheit es zuläst. Da jedes Wort durch den häufigen Gebrauch eher an Werth

verliert als gewint, so sind alle Sprachen reich an solchen Vergrößerungen. So sagen wir himmelhoch statt sehr hoch, schnell wie der Blitz statt sehr schnell, ewig statt sehr lange. Diese Vergrößerungen dürfen aber nie ins Lächerliche fallen, was z. B. der Fall ist, wenn Ariost von einem Helden sagt, er habe in der Hitze des Gefechts nicht bemerkt, dass er todt sei, sondern immer fortgefochten. — Gute Vergrößerungen sind aber schöne Veranschaulichungen und befördern die Lebhaftigkeit sehr. Auch die Wortvergrößerung, deren sich Dichter bisweilen bedienen, gehört hierher; z. B.: sieben ganze lange Jahre, statt: sieben Jahre. So sagt Kleist:

„Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!“

4) Steigerungen und Fallungen (gradatio, climax und anticlimax). Die Steigerungen bestehen aus neben einander gestelten Begriffen, die der Stärke nach folgen, so dass der schwächste Begriff voransteht, und der stärkste zuletzt. Bei den Fallungen ist es umgekehrt. Diese kommen weit weniger vor, als jene. In der ganzen Wortfolge findet gewöhnlich auch eine Steigerung statt, indem das Unwichtige dem Wichtigen vorhergeht. Auch in ganzen Aufsätzen, zumal bei Anführungen von Gründen und Beweisen, liegt eine solche Steigerung. Hier ist aber mehr von der Steigerung die Rede, die bei nebengeordneten Begriffen stattfindet, und die nicht sowohl durch die Nothwendigkeit des Begrifs selbst gefordert wird, als durch die schöne Ausmahlung, z. B. sagt man statt des Einfachen: Er hat Alles verlohren,: „Vermögen, Gesundheit, Ehre und innere Ruhe hat er verlohren.“ Als Beispiel möge

aus Wilhelm Tell von Schiller folgende Steigerung dienen:

„Mein ganzes Lebenlang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel,
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen. Aber heute will ich
Den Meisterschuss thun, und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebürgs gewinnen."

Eine Zusammenstellung von Fallung und Steigerung findet sich in Engels Lobrede auf Friedrich II.:

„Wenn wir gut, und bei vorzüglichen Kräften groß sind, so sind wir's überall, auf dem Thron, im Pallast, in der Hütte [Fallung], nur durch eine Tugend. Der Unterschied an Ausbreitung, an Würkung, an Glanz und an Herlichkeit [Steigerung] ist unendlich; aber im Grund und im Wesen ist es" u. s. w.

5) Bereicherungen. Diese bestehen in verschiedenen mahlerischen und ausschmükkenden Erklärungswörtern (epitheta ornantia), welche den Stand- und Zustandwörtern vorzüglich zugetheilt werden; z. B. die rasche Jugend, die bemooste Eiche, die duftende Blume, die silberne Welle, blitzschnell kommen, kraftvoll einherschreiten u. s. w. Durch solche Bereicherungen wird der Begriff anschaulicher, schöner und lebhafter; indem ein Reichthum von Nebenanschauungen erwekt wird. Alle Bereicherungen müssen aber auch anschaulich und dem Gegenstande würklich eigen sein (z. B. nicht: der glänzende Duft), etwas aussagen, was nicht im Gegenstande von selbst liegt (z. B. nicht: der runde Ball, der fliegende Vogel), gerade das enthalten,

was im bestimten Fall zur Sache gehört, nicht zu häufig vorkommen und nicht gewöhnlich sein. Man sei überhaupt vorsichtig in der Wahl der Bereicherungen! Die baumwollähnlichen Dünste, welche Kleist hat, sind eben so schlecht, als die vielen ätherischen, ambrosischen und balsamischen Sachen, die so oft vorkommen. Einen scheinbaren Widerspruch kann die Bereicherung immer enthalten, wenn es nur kein würklicher ist. Eine süße Mühe, eine angenehme Last, eine saure Freude, sind immer denkbar und auch anschaulich, aber häßlich-schön statt sehr schön, und die sichtbare Finsterniss statt der starken Finsterniss, wollen nicht recht passen.

§. 31.

Anführungen.

Die Anführungen sind Entlehnungen, Uebertragungen und Vergleichungen. Gewöhnlich wird in ihnen die Welt der Anschauung und der Sinne neben die Welt des Verstandes und des Denkens gestelt; so dass dadurch das freie Denken gewint an Fülle und an Farbe, näher trit dem Hörer und Leser und eingesehen werden kann dadurch, dass man es ansieht. Hierher werden vorzüglich gerechnet:

1) Das Beispiel oder die Anführung eines würklichen Falles, eines besondern Ereignisses, um dadurch eine Wahrheit zu veranschaulichen und zugleich zu verschönern. Dass man kein Beispieljäger und Anekdotenkrämer werden muss, um schön zu schreiben, versteht sich von selbst. Die Anhäufung zu vieler Beispiele ist eine Ueberladung. Als Beispiel zum Beispiele diene:

„Dem Deutschen wohnt in die Furcht des Höchsten; er fühlt tief der Gotheit Allgewalt. Kein Luther lebte unter einem andern Volk.“

D'' Sinnbeispiele (Parabeln) gehören theilweise ich hierher, doch machen sie gewöhnlich schon einen g..nzen Aufsatz aus, und sind deshalb mit mehr Recht zu den Aufsatzarten zu zählen. Die Bibel enthält herliche Sinnbeispiele, und Krummacher ist als ein Sinnbeispieldichter bekant. Denksprüche und Sprichwörter kann man gewissermaßen auch hierher rechnen. Sie sind allgemein gültige Wahrheitsaussprüche, und können als Goldkörner der Volksweisheit, die viele Zeiten hindurch sich erhalten haben, oft wohl die Rede schmükken.

2) Das Gleichniss, und zwar im weiten Sinne des Worts, so dass die Vergleichung (comparatio), das eigentliche Gleichniss (simile) und die Gleichstellung (parallele) ebenfals dazu gehören. Im Beispiel trit ein einzelner Fall zu einer allgemeinen Sache, im Gleichniss trit eine ähnliche Sache zu einer ähnlichen, um dadurch dieselbe mehr zu heben und zu beleben. Das Gleichniss am rechten Orte und an gehöriger Stelle ist eine große Zierde der Rede und ein herliches Licht der Wahrheit. Jedes Gleichniss ist falsch, das keinen Gleichungspunkt (tertium comparationis) hat. Wenn es von einer Fürstin heißt: „Sie glänzt wie ein Karfunkel am Ringe der gegenwärtigen Zeit;“ so ist zwar glänzen ein richtiger Gleichungspunkt, aber mit dem Karfunkel steht es schlecht. In dem Gleichniss: „seine Kraft wuchs gleich dem Wasser,“ fehlt der Vergleichungspunkt gänzlich; denn das Wasser kann fallen und steigen, langsam steigen und schnell u. s. w. Auch darf der

Gleichungspunkt nicht erst durch lange Schlüsse gefunden werden, sondern er muss von selbst in die Augen springen. So ist schlecht folgendes Gleichniss: „Seine Seele glich einem Stiefel, der müßig stehet im Winkel;“ denn die Leerheit der Seele und die Leerheit des Stiefels liegen doch etwas fern. Ein Gleichniss ist um so schöner, in je mehre Untervergleichungspunkte sich der Hauptpunkt zerlegen läst; z. B. Schiller's Macht des Gesanges:

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er komt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm,
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdekten Quellen.“

In dem Gleichniss darf aber nicht ganz gleichdeutig die Vergleichung mit dem Verglichnen zusammenfallen, sondern es muss immer wieder eine Mannigfaltigkeit, eine Verschiedenheit bemerkbar sein; denn ohne diese ist es matt. Ein solches ganz dekkendes Gleichniss ähnelt einem Gemälde, welches den Gegenstand so nachahmt, als wenn er selbst leiblich abgedrukt wäre. Ein schönes Gemälde von einem Gegenstande ist aber mehr, als ein leiblicher Abdrukk. Hieraus erhellet von selbst, dass ein Gleichniss in seinen einzelnen Theilen weiter ausgemahlt sein kann, als es die eigentliche Vergleichung erfordert; denn es trit das Gleichniss auch als ein selbständiger Gegenstand auf, der an und für sich in der Darstellung einen Werth hat.

Wenn die Franzosen solche durchgeführten Gleichnisse, Gleichnisse mit einem langen Schwanze nennen, so beweist dies wieder, dass ihr Wesen und ihre Sprache mehr dem Verstande huldigt, als den Gesetzen der Anmuth und Schönheit. Wer wolte, unter uns, der eine schöne Gebürgsgegend besuchte, nicht zugleich einen Wasserfall mit ansehen, wenn es ihm eigentlich auch nur um die Aussichten von den Gebürgsspitzen zu thun wäre? —

Jedes Gleichniss muss Anschaulichkeit und Sinnigkeit haben, denn sonst würde es nur einer Zeichnung in dürftigen Umrissen und nicht einem ausgeführten Gemälde gleichen. Diese Sinnigkeit kann aber oft sehr nahe verwandt sein mit der Geistigkeit, wie dies in folgendem Klopstokk'schen Gleichniss der Fall ist:

„Wie, wenn ein Weiser im Tiefsinn, und seiner Unsterblichkeit werther,
Von den Uneinsamen fern, mit des Mondes Düften zu Walde
Wandelt, und nun, geführt an der Hand der frommen Entzükkung,
Dich, Unendlicher, denkt; wie ihm dann, zu tausenden, neue,
Bessere, große Gedanken, die glühende Stirne voll Wonne,
Schnell umschweben; — so eilet, umringt von den Seelen, der Seraf."

(Messias, Gesang 8.)

Alle die Gleichnisse, welche grobsinlich sind, in denen die Anschaulichkeit ganz grell ist, entstellen, statt zu verschönern; z. B.:

„Die Schäferin verstand die Kunst vortreflich, jeden Genuſs in der Erinnerung zu wiederholen, gleich dem Schaafe, das wiederkäuend die genoſſenen, balſamiſchen Kräuter von Neuem ſchmekket.“

Jedes Gleichniſs muſs eine ſchöne Wahrheit ſchön darſtellen, würdevoll und anſtändig ſein, durch ſeine Neuheit einnehmen und nie durch Abgebrauchtheit zurükkſtoßen, in ſich ſelbſt eins ſein und nicht durch Verſchiedenheit verwirren, und überhaupt der ganzen Gemüthsſtimmung des Sprechenden und Hörenden anpaſſen.

Man kann Kleines mit Großem, und Großes mit Kleinem vergleichen, aber nie auf eine kleinliche Weiſe. Wenn die 16 Wandelſterne um die Sonne mit 16 Erbſen verglichen werden, die da in dem weiten Meere des Weltraumes ſchwimmen, um ſich wohl zu waſchen, ſo iſt die Vergleichung höchſt kleinlich und hat die unangenehme Nebenanſchauung des Beſchmutztſeins. Ganz anders iſt die Vergleichung der Karthager mit den Bienen, welche Virgil anſtelt. Zu dem Gleichniſs rechnen wir auch die Anſpielung (allusio); indem einer Anſpielung ein Gleichniſs, oder ein ähnlicher Fall, ein ähnlicher Zuſtand zum Grunde liegen muſs, worauf hingedeutet wird. Die Anſpielung iſt ein verkürztes Gleichniſs, das dadurch gerade ſchön wird, daſs die Ausführung dem Leſer oder Hörer überlaſſen bleibt. Friedrich Richter iſt vorzüglich geſchikt, ſolche Anſpielungen zu machen; z. B.: „ich haſſe den Samielwind der Hofluft, der über lauter liegende Menſchen ſtreicht, und den zu Pulver macht, der aufrecht ſtehen bleibt.“ — Bei Anſpielungen hat man ſich vorzüglich zu hüten, daſs man nicht dunkel wird, und daher muſs man alle Anſpielungen auf Gegenſtände,

deren Bekantschaft man nicht wahrscheinlicher Weise voraussetzen darf, vermeiden. Die Anspielung macht schon einen Uebergang von den Anführungen zu den bildlichen Vorstellungen, daher andere Sprachforscher sie auch zu letztern rechnen.

Werden die Gleichnisse auf einander gehäuft, so dürfen sie nie in einander gewirt sein, und folgen am besten in der Steigerung.

3) Der Gegensatz (antitheton, kontrast, antithese.) Dieser besteht darin, dass zwei verschiedene Vorstellungen neben einander gestelt werden, damit die eine die andere dadurch erhelle und belebe, nach dem Ausspruch: „opposita juxta se posita magis illucescunt.“ Ob diese beiden Vorstellungen in einigen Merkmalen zugleich ähnlich sind oder nicht, das ist hier gleichgültig. Einen ganz einfachen Gegensatz bildet folgende Stelle aus Ewald:

„Du schläfst auf weichem Bette, ich schlaf auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich im stillen See.“

Verwikkelter ist der Gegensatz schon in folgender Stelle aus Jung's Nachtgedanken, aus dem Englischen übersetzt von Ebert:

„Milch, Windeln sind zuerst des Menschen ganz Verlangen,
Sein ganz Gebiet zuletzt ein Rasen oder Stein,
Und zwischen beiden scheint ihm eine Welt zu klein.“

Oft ist der Gegensatz ein Spiel des Witzes, z. B. der Seiler von Heinsius:

„Kunz: Wie komt's doch, daſs es mit Gevatter Hill,
Dem Seiler, nicht recht vorwärts will?
Hinz: Weil er das Gehen nicht versteht,
Und immer vor=, statt rükkwärts geht."

Liegt der witzige Gegensatz vorzüglich in einzelnen Wörtern, wie in dem angegebenen Beispiel, so heißt er ein Wortspiel. Ist das Wortspiel ein wahres Gedankenspiel, so hat es seinen Werth; z. B.: „ein leichtsinnig Weib macht einen schwermüthigen Ehemann;" fehlt aber das Korn des Gedankens, so ist es eitel; z. B. England ist der Engel=Land; oder, wie Lohenstein sagt: „Alle Augen waren aufgethan, als August seine Augen schloſs."

Oft liegt der Gegensatz in einem Eigenschaftwort. So nent Diderot den Nero den armen Hern der Erde. Einen schönen Gegensatz bildet die Wissenschaft von Schiller:

„Einem ist sie die hohe, die himlische Göttin;
dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt."

Der Gegensatz darf nie so scharf sein, daſs kein Vereinigungspunkt mehr stattfände; denn sonst würde er schneidend und hart. Es muſs bei ihm auch wieder in der Mannigfaltigkeit Einheit stattfinden.

§. 32.

Bildliche Vorstellungen.

In den Ausführungen bleibt die Grundvorstellung ruhig stehen, nur daſs ihre einzelnen Theile näher zerlegt und angegeben werden; in den Anführungen bleibt ebenfals die Grundvorstellung, nur daſs eine

andere von ihr abweichende oder mit ihr übereinstimmende Vorstellung hinzugefügt wird; aber die bildlichen Vorstellungen nehmen gänzlich die Stelle der Grundvorstellungen ein, so dass sie weder dieselben näher ausführen, noch ihnen etwas hinzufügen, sondern selbst in ihre Stelle treten. Bei ihnen findet also ein scheinbarer Wechsel, eine Verwechselung zweier Vorstellungen statt, und zwar eine solche Verwechselung, dass die sinliche Vorstellung statt der übersinlichen auftritt, nicht, weil es so der Gegenstand fordert, sondern, weil Licht und Leben hierdurch erzeugt wird. Ich sage, eine scheinbare Verwechselung; denn der Schriftsteller und Redner wird keineswegs mit Fleiß und mit Absicht und in großer Künstelei diese Verwechselung machen, sondern die sinliche Vorstellnng ist ihm seine eigentliche Vorstellung. Nur uns, den Spähern und Untersuchern dieser Vorstellungen, nur uns, die wir dieselben mit dem Verstande zergliedern und zerlegen, nur uns scheint ein Wechsel statt zu finden, oder wir denken uns denselben, um die bildliche Vorstellung desto verständlicher aufzufassen. Alle diese bildlichen Vorstellungen gründen sich auf Aehnlichdeutigkeit der Vorstellungen selbst, und auf den genauen Zusammenhang der Geisterwelt mit der Sinnenwelt. Der Verstand gibt uns keine gleichdeutigen Vorstellungen zu, die zugleich doch verschieden wären, aber wohl erlaubt uns die Einbildungskraft solche täuschende Gleichdeutungen. Auf ihnen beruht überhaupt das Licht jeder Darstellung. Diese täuschenden Gleichdeutungen (tropen) können von viererlei Art sein, nämlich sie gründen sich 1) auf den Zusammenhang der Inordnung, 2) auf den der Unterordnung, 3) auf den der Ursach und Folge, 4) auf den der Aehnlichkeit.

1) Die bildlichen Vorstellungen, welche sich auf den Zusammenhang der Inordnung gründen, oder welche daher rühren, dass Vorstellungen in Vorstellungen nothwendig enthalten sind, kann man auch Schilderungen (perifrasen) nennen. Beispiele sind: in die Arme sinken, statt: umarmen; von hinnen scheiden, statt: sterben; das fernhin treffende Rohr, statt: Flinte; der Vogel der Nacht, statt: die Eule. So sagt Ramler statt Kanone:

„O du, dem glühend Eisen, donnernd Feuer
Aus ofnem Aetna Schlunde flamt."

Alle Schilderungen, die bloß Verständlichkeit zur Absicht haben, und daher mehr Beschreibungen als Darstellungen in bildlichen Ausdrükken sind, gehören nicht hierher.

2) Die bildlichen Vorstellungen, die sich auf den Zusammenhang der Unterordnung gründen, oder auf den des Immerverbundenseins, kann man auch Bilder der Unterordnung (sünekdochen) nennen. Sie übergehen die Verschiedenheit des niedern und höhern Begrifs; sie setzen den Theil für das Ganze (hundert Maste statt hundert Schiffe), das Ganze für den Theil (die Welt ist böse), das Geschlecht für die Gattung (das endliche Geschöpf der Erde = Mensch), die Gattung für das Geschlecht (der Frühling bringt Blumen und Wohlgerüche), die Gattung für die Art (der weise König = Salomo), die Art für die Gattung (du bist kein Friedrich der Zweite), die Eigenschaft für das Wesen (die Jugend statt: die jungen Leute), die Einheit statt der Mehrheit (die Rose blüht, er wärmt sich an dem Sonnenstrahle.)

Hierbei bemerken wir gleich, dass sowohl diese bildlichen Ausdrükke, als auch die folgenden keineswegs beliebig gebraucht werden können; denn es kann ein schöner bildlicher Ausdrukk an dieser oder jener Stelle sehr häslich und schlecht sich ausnehmen. Wenn Jemand bei der Unterscheidung des Menschen von dem Thiere sagen wolte: „der Sterbliche unterscheidet sich dadurch von dem Thiere, dass er einen aufrechten Gang hat;" so wäre das ganz falsch. Ueberhaupt kann nur immer der bildliche Ausdrukk gewählt oder die bildliche Vorstellung dargestelt werden, die sich zur ganzen Darstellung past, so dass sie weit treffender ist, als die Vorstellung, welche wir ihr zum Grunde liegend uns denken. Einige Wörter haben in der Sprache ein für alle Mal das Bürgerrecht als bildliche Ausdrükke erhalten, so dass man sie als geheiligte dichterische Bezeichnungen betrachtet; z. B. Ross (ein edles Reitpferd) statt Pferd (was der Dichter Zachariä noch immer gebrauchte), Wange statt Bakke, Lenz statt Frühling.

3) Die bildlichen Vorstellungen, welche sich gründen auf der Immeraufeinanderfolge, und die vorzüglich Zeit und Raum verachten, kann man die Bilder der Folgerung (metonümien) nennen. Sie nehmen die Würkung für die Ursache (z. B. der Frühling schmükt die Erd' mit Wonne, — die Freuee blüht aus deinen Augen, — er pflanzet Schatten um das Haus für seine Enkel), die Ursache für die Würkung (die Arbeit der Stiere = das Getreide, — den Schiller lesen, — den Schweiß des Landmannes verzehrt der Krieg), den Stoff für die Form (auf Silber speisen, sich in Wolle kleiden), die Form für den Stoff (sie saß auf einem Dreifuß), das Zeichen für die Sache (den Handschlag geben, den Kopf neigen, den Lorbeer

erringen), die Sache für das Zeichen (der Sieg prangt auf seinem Haupte, er ist mit Sieg gekrönt), das Werkzeug für das Werk (er legte Axt und Grabscheit nieder und griff zum Schwert), das Enthaltende für das Enthaltene (es rauschte der ganze Wald, das ganze Haus gerieth in Lärm), das Enthaltene für das Enthaltende (auf hohen Wellen schwebt die schwere Last.)

4) Die bildlichen Vorstellungen, welche ihren Grund haben in der äußern Verwandschaft oder in der Aehnlichkeit, heißen Bilder der Aehnlichkeit (metafern) und bestehen darin, dass einer Vorstellung die Eigenschaft, das Wesen und der Zustand einer andern bildlichen, sinlichen Vorstellung zugeschrieben wird, wodurch die Grundvorstellung gleichsam in das Reich der Anschaulichkeit und Sinlichkeit versetzt wird, ohne dass sie selbst eine Veränderung erleidet. Man könte daher diese Bilder der Aehnlichkeit zu Noth auch zu den Anführungen rechnen, weil ihnen ein Gleichniss zum Grunde liegt. So liegt dem Bilde der Aehnlichkeit die Hofnung scheitert das Gleichniss zum Grunde: „so wie das Schiff, schwimmend auf dem Meere, leicht untergehen kann, so kann auch die Hofnung leicht verschwinden." Je schöner das Gleichniss ist, desto schöner kann auch das darauf gegründete Bild der Aehnlichkeit sein. Beispiele dieser Bilder sind: „die Blüthe der Jahre, — der Lenz seines Lebens, — die Früchte seines Denkens, — das Licht der Wissenschaft, — das Jahr stirbt, — die Schöpfung schwelget in sich selbst, — der Anker der Hofnung."

In folgendem Beispiele aus Tiedgens Trauerlied auf dem Schlachtfelde von Kunnersdorf sind mehre Bilder der Aehnlichkeit:

„Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüst umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.
Schwankend irren wir im finstern Sturme,
Wechseltod beherscht die Finsterniss;
Er beraubt den Halm, und gibt dem Wurme,
Gibt dem Halm, was er dem Wurm entriss.“

Auch der Anfang dieses Trauerliedes enthält herliche Bilder dieser Art:

„Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag ins Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab.“

Die Bilder der Aehnlichkeit sind die häufigsten, zumal bei Dichtern, da das Verhältniss der Aehnlichkeit unter allen Verhältnissen das mannigfaltigste ist. Diese Bilder schmelzen oft so mit der Hauptvorstellung zusammen, dass man sie gar nicht mehr als Bilder bemerkt. Dies ist namentlich der Fall, wenn das Bild als Eigenschaft auftrit; z. B. eine gescheiterte Hofnung, das heitere Leben, die stürmende Zeit, die blühende Jugend. Die Bilder der Aehnlichkeit sind auch zugleich unter allen Bildern die schönsten, weil der Zusammenhang zwischen Bild und Urbild hier kein nothwendiger, kein durch den Verstand, sondern ein durch die Anschauung und Einbildungskraft vermittelter ist. In ihm schließt sich das Bild an das Urbild oder an die Grundvorstellung so fest an, dass es als eins mit demselben auftrit.

Die Bilder der Aehnlichkeit können in Schilderungen und Ausmahlungen dargestelt oder weiter aus-

geführt sein. Solche bildliche Schilderungen (allegorien) rechnen wir ebenfals zu den Bildern der Aehnlichkeit. Weil diese bildlichen Schilderungen das Bild ganz ausmahlen, so treten sie mit größerer Kraft und mit größerer Selbständigkeit auf, als die gewöhnlichen Bilder der Aehnlichkeit, und deshalb trit häufig bei ihnen die Grundvorstellung ganz in den Hintergrund; so dass sie gar nicht bemerkt wird. Wir setzen hierher das bekante Beispiel aus Lessing's antiquarischen Briefen, worin er sagt über die Absichten seines Versuchs über die Gränzen der Poesie und Mahlerei: „Ich wikle das Gespinst der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide für mich und meines Gleichen Beutel zu machen; Beutel, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange samle, bis ich sie in gute wichtige Goldstükke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem Kapital selbstgedachter Wahrheit schlagen kann." In diesem Beispiel ist die Grundvorstellung mit der bildlichen Schilderung verwebt; aber in folgendem Beispiel:

„Leb' in himmelreinen Lüften,
Wandle in der goldnen Zeit,
Seufze nie in schwarzen Klüften,
Wonne sei dein Alltagskleid!"

blikt die Grundvorstellung wenigstens wörtlich nicht durch, die bildlichen Schilderungen sind aber so nahe mit der Grundvorstellung verwandt, dass dies auch unnöthig wäre. Je treffender überhaupt die bildlichen Schilderungen sind, desto mehr können sie sich dem Schein nach von der Grundvorstellung entfernen.

Im Allgemeinen bemerken wir nun noch über die bildlichen Vorstellungen Folgendes;

1) Jede bildliche Vorstellung muſs überhaupt ein Bild enthalten, und daher darf die Vorstellung weder bloß rein-sinlich, noch rein-verständlich sein. Das Urtheil: „Der Ochse hat vier Hörner," enthält keine bildliche Vorstellung, wohl aber das: „Der Stier in seiner Hörner Pracht durchfurcht das Feld." Das Urtheil: „Der Mensch ist das vorzüglichste unter allen Geschöpfen," enthält kein Bild; wohl aber das: „Den Himmel schaut allein der Mensch."

2) Jede bildliche Vorstellung muſs dem Vorstellungsvermögen des Volks und dem Bildungsstandpunkte, worauf es steht, angemessen sein. Der Römer gebraucht den Kiel statt des Schiffes, nicht aber der Deutsche. Die Karfunkel und die sublunarischen Welten sind jetzt in der deutschen Welt verschwunden.

3) Keine bildliche Vorstellung darf Unsinn enthalten und der Wahrheit Hohn sprechen. „Die wäſſernen Felsen" — „der erhitzte Wolkendrukk" sind Ungereimtheiten. Solche Ungereimtheiten entwachsen gewöhnlich der Sucht, schön zu schreiben, ohne schön zu denken. Man hütet sich am besten davor, wenn man bei jedem Bilde untersucht, ob man es mit würklichen Farben mahlen, oder aus würklichen Stoffen bilden könte, und zwar so, daſs ein schönes Gemälde oder ein schönes Gebilde entstände. Je tiefer Jemand in die Schöpfung selbst eingedrungen ist, je schärfer seine Anschauungskraft ist, desto weniger wird er solche Verstöße machen. Wer nie einen See gesehen, nie das Meer erblikt, nie einen Wald betrachtet, der wird auch keine Bilder aus ihnen holen können.

4) Die Bilder müssen würklich das Leben erheben und erhöhen; bewürken sie das Gegentheil, so sind sie keine Bilder. Die Bilder sollen überhaupt ein Mehr ausdrükken, als die eigentliche Vorstellung, und kein Weniger. Wo ist Leben in folgendem Bilde?: „Er lebt in der Narbe des Zeitenlaufs."

5) Das Bild muss mit der Grundvorstellung oder mit dem Urbilde Aehnlichkeit haben, und zwar eine Aehnlichkeit, die in die Augen springt und nicht erst durch viele Schlüsse herausgebracht werden muss. Freilich darf die Aehnlichkeit nicht zu stark oder zu grobsinlich sein, so dass der Einbildungskraft gar kein Spielraum bleibt, z. B. „hoch ragt der Baum, ein Thurm den andern Bäumen;" oder, „das Husten und Räuspern und Schnarchen des Windes." Zu gering ist die Aehnlichkeit in folgendem Beispiele: „Ehrwürdiger Mann, ich will dein Haupt wie ein Gebürge ansehen, das mit Lilien [die jetzt so sehr gemein sind] überdekt ist, und worauf die verzagte Biene [jetzt zweideutig] Honig zur Labung saugen kann." Sehr viel komt bei den Bildern auch auf ihren Standort an; denn an gewissen Stellen scheinen uns einige Bilder nicht zu kühn, die es an andern mit Recht sein würden. Die Bilder: „Blikke der Liebe stammeln — die ganze Gegend wird Ohr," an wie vielen Stellen möchte sie wohl passen? —

6) Die Bilder müssen nicht abgerieben und durch die Zeit erblasst sein, weil sie dann ihr Wesen als Bilder verloren haben. Wer sucht in den Wörtern begreifen, urtheilen u. s. w. jetzt noch die sinliche Bedeutung? — Der Zahn der Zeit ist auch durch sich selbst ziemlich zerfressen; die purpurnen Lippen sind auch schon blass geworden.

7) Die Bilder müssen nicht, wie dies bei Richter so oft der Fall ist, aus den äußersten Ekken und Winkeln der Welt hergeholt sein. Zu Lohensteins Zeiten rang man auch recht darnach, die Sprache mit einem Flitterstaat aus allen vier Welttheilen zu behängen. Jetzt scheint Indien in dieser Hinsicht vorzüglich herhalten zu müssen.

8) Die Bilder dürfen gegen Schikk und Würde nicht anstoßen. Was früherhin über Würde, Schikk und Angemessenheit gesagt ist, das findet auch hier seine Anwendung. Wenn ein Dichter der Schöpfung zuruft: „Siehe, da lieg' ich und saug' an deinen schwellenden Brüsten!" oder wenn ein Dichter in einem Gedicht auf einen kleinen Fürsten Deutschlands, der ruhig seinen Fürstensitz einnahm, nachdem die Franzosen vertrieben waren, die ihn vertrieben hatten, wenn ein Dichter so sang: „Du Stolz der deutschen Fürsten, du gingst voran im Schlachtgewühl;" so sind das Verstöße. Dasselbe gilt von folgender Stelle: „Selbst denen, welche ihre tapfern Gebeine in Frankreich lassen, wo sie als Männer fallen, wird Unsterblichkeit, auch wenn Ihr sie in euern Misthaufen begrabet; denn dort wird die Sonne sie begrüßen, und ihr Ruhm wird zum Himmel empordunsten."

9) Die einzelnen Theile der Bilder sollen nicht widerstrebend sein, sondern sich einen lassen zu einem Gesamtbilde. Ueberhaupt Einheit und Gleichgewicht muss in den Bildern stattfinden. Diese sind verletzt in folgenden Beispielen:

„Dir blüht noch die Hofnung, mir fließt nicht mehr ihr erquikkender Strom; — er webt der Freundschaft Glut in die Töne seines Gesanges; — dann will ich Milch und Blumen auf dein Grabmahl streuen

(Gesner); — das Licht verwelkt (Bodmer); — seine geringste That war mit Wohlstand und Anmuth bestreut (Bodmer); — er verminderte die Ketten der Unterthanen und machte ihr Joch kleiner."

10) Die Bilder müssen nicht zu häufig wiederkehren, nicht sich wechselweis drängen und verjagen, weil sie sonst zu flüchtig werden und dadurch dem Ganzen die Ruhe benehmen. Sie dürfen nur am rechten Orte stehen, und aus der vorhandenen Geistesstimmung von selbst hervorgehen. In Aufsätzen, die der berechnende Verstand schaft, an Stellen, wo gewaltsame Leidenschaften aufbrausen, oder bei tiefen Gemüthserschütterungen, passen die Bilder nicht gut. Doch auch das tiefste Nachdenken verwirft die Bilder nicht, wenn es zugleich ein tiefes Anschauen ist. Dies ist z. B. der Fall in Klopstokk's Messias und in mancher echtwissenschaftlichen (filosofischen) Darstellung.

§. 33.

Bildliche Darstellungen.

Bei den bildlichen Darstellungen trit die Vorstellung gewissermaßen in einen Gegensatz gegen die Darstellung und die Darstellung gegen die Vorstellung, durch welchen Gegensatz das Leben erhöht wird, indem Hörer und Leser angenehm getäuscht werden, sich dieser Täuschung aber immer wieder entziehen durch einen Uebergang von der Darstellung zur Vorstellung. Wir rechnen hierher:

1) Die Ueberraschung. Diese besteht darin, dass der Gang der Vorstellungen mit einem Mal eine so plötzliche Wendung nimt, dass der Hörer und Leser es gar nicht ahnden konte; und somit ein starker Ge-

gensatz gebildet wird, den der Hörer erst wieder durch mehre Zwischenvorstellungen zu einigen sucht. So schildert Gellert Jemanden, der das Messer nahm, um sich zu erstechen. Jeder erwartet, der Stich werde bald erfolgen, und siehe, — der gefaste Selbstmörder schneidet sich zuletzt mit demselben Messer — ein Stükk Brod ab. Ein anderes Beispiel ist aus Rabner's Satiren: „Gleich als ob ihr ein Stükchen rohen Schinken den Magen verderben würde, da sie doch aus einem Geschlecht ist, wo der Großvater der Witwen Häuser verdauen konte." — Kästner schrieb in ein mit Zoten angefültes Stammbuch: „Math. 8, 31: Herr, erlaube mir, dass ich in die Säue fahre!" In Lichtwehrs Gedicht: die seltsamen Menschen, komt folgende Stelle vor:

„Wenn sie nicht reden, hören, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? — Sie spielen."

Zu diesen Ueberraschungen gehören auch die scheinbaren Widersprüche (Paradoxa); z. B.: „die Stunden sind länger als die Jahre" [für den, der in einem großen Harm ist]; — „der Schüler macht den Lehrer, und dieser ist Schüler, und beide lernen viel, obgleich jener Lehrer und dieser Schüler bleibt." — „Er hat das große Unglükk gehabt, nie unglüklich gewesen zu sein." — Die Wahrheitsaussprüche im nachlässigen Gewande (das Naive) sind ebenfals hierher zu rechnen, und machen eine große Schönheit aus, wenn sie kunstlos künstlich sind, z. B. in Weißens Jagd sagt die Mutter zu Röschen: „Man muss niemals die Hände in den Schooß legen, wenn man eine gute Hausmutter werden will; und Röschen antwortet: je nun ja, wer's nur schon wäre!". — Gleim läst eine junge Frau beten:

„Ich bitte dich von Herzensgrund,
Erhalt' doch meinen Mann gesund,
Erhalt' doch mich getreu!"

Ein anderer Schriftsteller, ich weiß nicht welcher, der eine Wallfahrt schildert, erzählt, dass ein Mütterchen in tiefer Andacht gesungen das am Ende eines Gesangbuchs stehende: „Wien, gedrukt bei Alberti." — Ein Gutsbesitzer sagte zu seinem Bauer: „Arbeite nur tüchtig, denn im Himmel kanst du ruhen", jener aber antwortete: Da wird auch was zu thun sein, da werden wir müssen helfen donnern." —

2) Die Umkehrung (ironia). Diese ist nicht sowohl der Ueberraschung, als des Scherzes und Spottes wegen. So nent man einen kleinen, schwächlichen Menschen einen Riesen, die Nähnadel den mächtigen Speer, einen feigen Menschen einen Helden u. s. w. Sich beständig in solchen Umkehrungen zu verstrikken, und so fest daran geschmiedet zu sein, dass der Hörer nie weiß, ob man wahr oder täuschend rede, das ist ein Fehler, den man wohl Friedrich Richter öfter vorwerfen kann, trotz seiner Erhabenheit als Schriftsteller. Er wandelt zu oft auf dem Felde der Umkehrung, als dass er nicht darauf straucheln solte.

Die Verspottung eines Sterbenden, oder eines heftig Leidenden und Unglüklichen (Sarkasmus) darf nur da stattfinden, wo würklich von teuflischem Wesen die Rede ist; z. B. in Gesners Tod Abels, im Messias und im Donatoa. Beispiele eines beißenden Spottes liefern die Xenien hinlänglich. Eine besondere Art von Spott ist die Wiederholung der Worte eines Andern, die großsprecherisch vorher waren und im Vergleich mit der That einen großen Abstich bilden. Ahmen die Umkehrungen auf eine scherzhafte Weise das Fehlerhafte eines Andern in Wort, Gebehrden und

Wesen nach (Parodiae), so enthalten sie eben sowohl Spott als Ernst. So ahmte Göthe den schlechten Dichter-Prediger Schmidt in folgendem Verse nach:

„Last den Witzling uns besticheln! —
Glüklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann!
Wie ist der Gedanke labend!:
Solch' ein Edler bleibt uns nah! —
Immer sagt man: Gestern Abend
War doch Vetter Michel da."

Wird die Umkehrung an einem ganzen Gegenstand durchgeführt, in einer Art, die dem Gegenstande nicht angemessen ist (Travestie), so kann dies bloß wegen der Unterhaltung und des Scherzes sein. So viel auch oft über solche Umkehrungen gelacht werden mag, so muss man doch damit vorsichtig sein, und keinen zu edeln Gegenstand auf diese Weise behandeln. Das Heilige darf nie der Gemeinheit Preis gegeben werden.

3) Die Vergegenwärtigung. Diese verschönert, indem sie anschaulich macht. Sie ist von gedoppelter Art, nämlich 1) vergegenwärtigt sie die Vergangenheit und 2) die Zukunft. Die Vergegenwärtigung der Vergangenheit ist sehr gewöhnlich, und wird dadurch ausgeführt, dass man das Zustandwort in der dauernden Gegenwart gebraucht; z. B.: „ich laufe hin, finde meinen Freund nicht, suche ihn überall, höre ihn ängstlich rufen, gehe dem Schalle nach, komme an einen tiefen Fluss, kann nicht hinüber, bin in der grösten Angst" u. s. w. Die Vergegenwärtigung der Zukunft (Visio) kann nur stattfinden, wenn die Einbildungskraft sehr angeregt ist, und so die Zukunft zur Gegenwart umschaft,

die Möglichkeit in Würklichkeit verwandelt. Nicht bloß das Künftige wird so als Gegenwart dargestelt, sondern auch das Entfernte. Himmel und Hölle liegen der Einbildungskraft offen da, und sie siehet die kommenden Geschlechter eben so wie die längst verschiedenen. Das Gebiet des Traums und der Erscheinung gehört auch hierher. Beispiele hierzu findet man in vielen Trauerspielen. Ich erinnere an Schillers Wallenstein.

4) Die Verselbständigung (personificatio, prosopopöia). Diese stelt dar die Nothwendigkeit als Freiheit, die Willenlosigkeit als Willen und schaft überhaupt selbständiges Leben. Diese Verselbständigung hat mehre Grade; denn a. können dem Leblosen die Eigenschaften des Lebendigen beigelegt werden; b. kann das Leblose in den Zuständen des Lebendigen erscheinen; c. kann das Leblose ganz als lebendig auftreten. Die Verselbständigung hat ihren tiefen Grund in der ursprünglichen sinlichen Anschauungsweise des Menschen. Dem Kinde ist alles lebend und thätig, es behandelt jeden Gegenstand als freies Wesen, und schaft allso oder schaut überall selbständiges Leben. Unsre Kunst ahmt dieser Kunstlosigkeit nach. Genau genommen, sind alle bildlichen Ausdrükke Verselbständigungen. Beispiele sind:

„Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Hern,
Ihr Lichter seiner Burg!
Ihr Sonnenheere, flamt zu seinem Ruhm,
Ihr Erden, singt sein Lob!"

Kleist.

(Die Psalme sind vorzüglich reich an solchen Verselbständigungen.)

„Hier ruft der Baum in seiner Pracht!"
„Auch mich, auch mich hat Gott gemacht:
Bringt unserm Hern die Ehre!"

Schwächere Verselbständigungen sind sehr häufig, z. B. der Sturm wüthet, — der Wind bringt Regen, — der Frühling schwebt hernieder.

Auch die ganze Götterwelt (mythologia) gehört hierher; denn sie ist ursprünglich eine Belebung des Leblosen gewesen; wozu geschichtliche dunkle Thatsachen hinzutraten. Die Einbildungskraft webte diese Belebungen und dunkeln Thatsachen des ersten kindischen Volkslebens so zusammen, dass eine Götterwelt auf Erden entstand, die ihren Sitz wohl im Himmel hatte, aber doch von dort aus, Leben schaffend, stets zur Erde kam. — Die nähere Ausführung dieses Gedankens bei Seite gesetzt, bemerken wir nur, dass die griechische Götterwelt dem deutschen Leben stets fremd war und stets fremd bleiben wird. Daher verwerfen wir sie gänzlich und wünschten, dass sie längst verworfen wäre. Sie past um so weniger zu unserer Welt, da sie einen gewaltigen Gegensatz mit dem Christenthum bildet. Aus diesem Grunde können wir auch der nordischen Götterwelt nicht das Wort reden; obgleich sie vor der griechischen einen Vorzug hat. Unsere Dichter müsten erst die nordische Götterwelt weiter ausbilden, wenn sie ganz solte in unser Leben eindringen. Schwerlich wird dies geschehen. Aber geben wir doch das auf, was wir nicht erhalten können, und was mit unserm Wesen nicht passen will! Klopstokk dichtete seinen Messias und schuf sich selbst eine sinlich-himlische Welt. Jeder Dichter thue desgleichen, wenn auch nicht auf gleiche Weise!

§. 34.
Bildliche Darstellungsformen.

Die bildlichen Darstellungsformen sind ebenfals dem ursprünglichen menschlichen Wesen entlehnt, und enthalten künstliche Darstellungen des Kunstlosen. Sie unterscheiden sich von den bildlichen Darstellungen dadurch, dass sie sich in eigenthümlichen, nur ihnen gebührenden Sprachformen ausprägen. Beide gränzen aber sehr nahe zusammen, woher es auch komt, dass verschiedene Sprachforscher verschiedene Scheidungen zwischen beide machen. Diese Darstellungsformen sind folgende:

1) Der Ausbruch des Gefühls (exclamatio). Dieser kann überall stattfinden, wo würklich ein Gefühl lebhaft wird oder lebhaft werden kann, als beim Erstaunen und Verwundern, bei der Furcht, der Klage, der Freude, der Sehnsucht u. s. w.; z. B.: „Wie schön ist dieser Tag!“ — „Eitle Hofnungen, leere Wünsche! Wie sehr habt ihr mich betrogen! —

„Ach! warum musstest du vor mir sterben! —
Gott, mein Gott, ach! irrend such' ich ihn.“
Tiedge.

„O, des Lichtes! das den Glauben ärmer
Und die Weisheit doch nicht reicher macht.“
Derselbe.

2) Der Wunsch, welcher entweder die Befehlsform hat, oder die des Gefühls; z. B.:

„So mög' euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhört,
Zu Ehren euch bringen hier und dort!
So wie ihr jetzt ihn geehret.“
Der Graf v. Habsburg, von Schiller.

3) Die Anrede (Apostrophe). Diese hängt häufig mit der Verselbständigung zusammen, indem Sachen auch anreden und angeredet werden; z. B.: Eine Anrede ans Meer:

„Schöner Gott! du solltest trügen? —
Nein! den Frevler straf ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nent.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz,
Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz."

Hero und Leander, von Schiller.

4) Die Anrufung oder die Anrede, in Verbindung mit einer Bitte. Bei dem Dichter ist sie oft Form, in der strengen Wahrheit wird sie Gebet; z. B.:

„O Retter, Retter, komm' geschwind!"
„O braver Mann, braver Mann, zeige dich!"
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!"
„Verloren! Verloren! Wer rettet mich?"

Stellen aus Bürgers Lied vom braven Mann.

5) Die Betheurung oder feierliche Versicherung; z. B.:

„Wer wagt es, Ritter oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund,
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er sei sein eigen!"

Schillers Taucher.

Ist die Betheurung sehr stark, so wird sie ein Schwur; z. B.:

„Ich schwör' es, Laura, Dich zu hassen.
Den Hass schwör' ich Dir zu.
Ich schwör' es, jedes Kind zu hassen;
Denn jedes ist wie Du." Lessing.

6) Die Beschwörung oder die starke Betheurung, mit Beirufung von Zeugen; z. B.:

„Beim Nachgetön' aus jenen Blumenzeiten,
Da jeder Tag auf einem Kranz entschlief,
Und die noch jetzt wie Schatten mich begleiten,
Die aus Elisium ein schöner Zauber rief;
Bei allem, was du bist; bei deiner Seelenfülle,
Bei deinem Einfaltsinn, und bei der hohen Stille,
Die sich so gern verhüllt, und fremde Kronen pflicht,—
Beschwör' ich dich: Vergiss mein nicht!"
Tiedge.

7) Die Verwünschung (detestatio) kann nur, wie mehre dieser Darstellungsformen, bei Leidenschaften in der Regel stattfinden; z. B.:

„Verflucht, verflucht sei jene Stunde, da meine Mutter das erste Mal mit Schmerzen gebar; verflucht die Stätte, wo sie in Geburtsschmerzen dahin sank. Was über ihr steht, verderbe, und, der da pflanzen will, der habe die Mühe und den zerstreuten Saamen verloren, und wer vorübergeht, dem soll ein Schrekken durch die Gebeine beben!" —
Tod Abels, von Gesner.

8) Die bildliche Frage, welche nicht sowohl die Antwort, als ein Aufmerksammachen auf die Antwort zum Zwekk hat; z. B.:

„Wusten die deutschen Protestanten nicht, dass auch mit dem alten Glauben Völker regiert, und in rechtlicher Ordnung zusammengehalten werden könten? und dass man auch bei diesem Glauben seinen guten Lebensunterhalt finden könte? Warum beschlossen denn allso ihre Fürsten bewafneten Widerstand? und warum leisteten ihn mit Begeisterung die Völker?" —

Achte Rede von Fichte.

„Doch, rührten wir auch jemals Hand und Fuß,
Dem Glükk ein Pförtchen aufzumachen?"

Das große Loos, von Langbein.

9) Der Zweifel oder Einwurf; z. B.:

„Ja, Reichthum wünsch' ich mir. — Doch, hab' ich auch bedacht,
Ob das der Reichthum ist, wozu der Schein ihn macht?"

Gellert.

10) Die Verbesserung; z. B.: „Wir wollen; — doch was wir? — Der Herr will durchuns, dass ihr diesen Rath annehmen solt." Mosheim.

„Aber wie Harfen am Thron, wie Jubel der Ueberwinder,
Sangen sie, ganz in Liebe zerflossen, das Lamm, das erwürgt ward,
Nicht, wie der Ueberwinder Harfen und Jubel am Thron,
Inniger, herzlicher, liebender scholl des Auferstandnen,
Jesus Stimme der Weinenden, Jesus Stimme Maria!"

Messias, 14ter Gesang.

11) Die Einräumung; z. B.:

„Nun ja, es gibt der Leiden viel hienieden,
Der Schmerz entrint der Wange oft;
Doch, raubt es dem des Herzens süßen Frieden,
Der Ewiges hier nicht gehofft?"

12) Die Auslassung, welche im Feuer der Rede nicht bloß, sondern auch bei tiefem, langsamen Nachdenken stattfindet, indem man das verschweigt, was man nicht auszusprechen wagt. — Im Feuer der Rede bleiben gewöhnlich die Bindewörter weg, z. B.: „er hörte von der verlornen Schlacht, er verließ seinen Landsitz, er kam, er sah den Wirrwarr des Rükkzugs, hielt ihn auf, sammelte, muthigte das Heer, führte es gegen den Feind, kämpfte, siegte, starb." — Ist das Gemüth verwirt, geht es von einem Zustand in den andern über, so werden ebenfals Auslassungen stattfinden; z. B. Weißens Richard:

„Mich schaudert. — Still! — wer ruft? —
Die Stimme Heinrichs! — ja —
Noch ein Mal — noch ein Mal! — Da komt
sein Schatten — da!
Er schreitet auf und ab — er flieht — er naht
sich wieder —
Er steht — sein Auge rolt — gießt Flammen
auf mich nieder —
Er droht — winkt — winkt — wohin? —
umsonst — ich folge nicht.
Er flieht — die Erde bebt — weg, schrekliches Gesicht!"

Ein Beispiel, worin eine Auslassung stattfindet, weil man die Wahrheit nicht auszusprechen wagt aus Schaam, oder aus andern Gründen, ist folgendes:

„Nicht sein Aeußeres, nicht die Art und Weise, wie er mich behandelte, nicht sein Stolz und seine Eigenliebe stießen mich zurükk; sondern es war der Gedanke, der Schauder; — — doch, wozu den Gräuel näher erklären nnd auseinandersetzen? —"

Wir rechnen hierher auch die scheinbare Auslassung, die darin besteht, dass man einen Gedanken nur anzudeuten, nur im Vorbeigehen zu berühren scheint und dadurch ihm gerade eine Wichtigkeit gibt; z. B.: „Doch, was soll ich reden von allen seinen Anstrengungen um das Gemeinwohl, was von seinen nächtlichen Arbeiten, von seiner unermüdeten Thätigkeit, was von seinem ständigen Eifer und seinem nie wankenden Muthe? — Ich verschweige, was ihm in dieser Hinsicht die Stadt, was ihm der Kreis, was ihm das ganze Vaterland verdankt." — In Engels Lobrede auf Friedrich II. kommen solche scheinbaren Uebergehungen sehr viele vor.

13) Das Einschiebsel (parenthesis). Dies kann ebenfals bisweilen eine schöne bildliche Darstellung sein, wenn ein anschaulicher Nebengedanke darin auftritt, und so Licht und Leben über den Hauptgedanken verbreitet; z. B.:

„Ich sah (o sagt mir, sah ich, was jetzt geschieht? —
Erblikt' ich Zukunft?) mit der Britannischen
Sah ich im Streitlauf Deutschlands Muse
Heiß zu dem krönenden Ziele fliegen."

Klopstokk's beide Musen.

„Köpfe mag es kosten! (Es ist mir leid; — denn ich bin kein Freund vom Zerstören und Würgen); — aber dass ich um dieser Köpfe willen meinen Plan fahren lasse, das sollen mich alle Köpfe der Welt nicht

überreden. Setz' ich nicht meinen eignen auch aufs Spiel? —

Alexander und Diogenes, v. Wieland.

14) Die Umstellung oder Versetzung der Wörter aus ihrer gewöhnlichen Wortfolge, in so fern sie nicht bloß durch die Gedankenfolge gefordert wird, sondern auch durch die Anschaulichkeit und Schönheit; z. B.:

„Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

Der Taucher, von Schiller.

Dritter Abschnitt.

Von den verschiedenen Aufsatzarten.

---

§. 35.

Eintheilung der Aufsätze.

Man kann nach verschiednen und hat würklich nach sehr verschiednen Hinsichten die Aufsätze eingetheilt; obgleich es immer eine Haupteintheilung geben muss, die in dem menschlichen Wesen und Leben selbst begründet ist, und die daher auch mehr oder weniger den übrigen Eintheilungen zum Grunde liegen wird. Die Eintheilung in mündliche und schriftliche Aufsätze ist zu unbestimt als Haupteintheilung, indem jeder geschriebene Aufsatz auch mündlich vorgetragen,

und jedes mündlich Vorgetragene auch aufgeschrieben werden kann. *) Wichtiger ist die Eintheilung in Aufsätze der losen und in Aufsätze der festen Rede (in Prosa und Poesis). Nach dieser Eintheilung redet man von einem poetischen und prosaischen Stil; allein die Sache muss tiefer gefast werden, als dies gewöhnlich bei dieser Eintheilung geschieht, die doch eigentlich sehr körperlich ist, indem Alles, was in abgemessenen Versen dasteht, zur Poesis gehört, und Alles, was nicht in diesen Versen dasteht, Prosa ausmacht. Die Eintheilung nach der äußern Form der Aufsätze, als in Gespräche, Briefe, Reden, Gedichte,

---

*) Anmerk. Wenn wir aber diese Eintheilung als Eintheilung verwerfen, so ist damit keineswegs gesagt, dass gar kein Unterschied zwischen beiden stattfände. Wir stimmen hier ganz dem bei, was Moritz in seinen Vorlesungen S. 216 und 217 sagt: „Zwischen dem niedergeschriebenen und mündlichen Ausdrukke im gemeinen Leben findet überhaupt ein wesentlicher Unterschied statt, der sich vorzüglich darauf gründet, dass die Schrift fest und bleibend ist, die mündliche Rede aber gewissermaßen noch schwankend und unbestimt bleibt. Das Wort von den Lippen wird von dem Hauche der Luft verweht; das geschriebene Wort kann sich Jahrhunderte hindurch erhalten, und was an und für sich selbst bleibend sein soll, darauf wird immer mehr Fleiß vervandt, als auf dasjenige, was nur von kurzer Dauer ist, oder keinen Wetth mehr behält, wenn es seinen Zwekk erreicht hat. — — Man kann sagen, dass die gewöhnliche mündliche Rede unmittelbarer Ausdrukk der Gedanken sei, dahingegen bei demjenigen, was man niederschreibt, gleichsam ein mittelbarer Ausdrukk der Gedanken stattfindet, indem man nicht nur auf den Gedanken, sondern auf den Ausdrukk desselben zu gleicher Zeit denkt; oder vielmehr den Gedanken schon voraussetzt, und seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf den Ausdrukk desselben richtet.“

eigentliche Aufsätze u. s. w. huldigt der Oberflächlichkeit, wenn sie als Haupteintheilung dasteht; denn diese äußern Formen machen doch nicht das Grundwesen aus, obgleich sie keineswegs bedeutungslos sind. Die Adelungsche Eintheilung in: 1) vertrauliche Schreibart, 2) mitlere Schreibart, 3) bildlichen Stil, 4) rührenden Stil, 5) höhere Schreibart, 6) komischen Stil, 7) poetischen Stil (siehe: „Ueber den deutschen Stil, 2ter Band) ist gänzlich zu verwerfen, da sie keinen Gesamt-Eintheilungsgrund hat, sondern nach verschiedenen Hinsichten gemacht ist. Wolte man eine Eintheilung nach der Schreibart, oder nach den Darstellungsweisen machen, und, wie dies wohl geschehen ist, von einem niedern, mitlern und höhern Stil reden, und dieser Eintheilung alle Aufsätze unterordnen, so würde man wieder die Form statt des Wesens nehmen, und wohl gar glauben machen, dass die Verschiedenheit der Aufsätze einzig und allein von ihrem Verfertiger abhinge, welcher nach Belieben eine von diesen drei Formen wählen könte. Moritz eifert in seinen Vorlesungen S. 106 mit Recht folgendermaßen dagegen: „Die Sprache soll mit ihrem Gegenstande sinken oder sich erheben; und es gibt daher, an und für sich betrachtet, gar keine höhere oder niedere Schreibart. Auch ist nichts lächerlicher, als in der höhern oder niedern Schreibart sich absichtlich üben zu wollen, indem es ja vorher darauf ankomt, zu welcher Vorstellungsart von den Dingen man die meiste Fähigkeit oder Anlage besitzt, die man sich nicht selbst geben kann, und aus und nach welcher doch allein die Schreibart sich bilden muss.“ — Besser ist schon die Eintheilung nach den verschiedenen Zwekken, welche der Schreibende oder Redende bei seiner Darstellung

hat. Diese Eintheilung fält mit der ziemlich zusammen, die nach den Kräften gemacht ist, auf die man würken will. Nämlich man kann 1) bloß Jemanden angenehm unterhalten oder beschäftigen, ihm die Zeit vertreiben, seinem Leben ein Spiel geben; 2) man kann diese Unterhaltung steigern, so dass sie entweder vorzüglich das Gemüth ergreift, oder das Zwergfall erschüttert, man kann rühren und belustigen. Von diesen zwei Zwekken sind folgende ganz verschieden; nämlich 1) man theilt eine Sache mit, bloß, um mitzutheilen, um bekant damit zu machen, um zu berichten und zu erzählen; 2) man belehrt Jemanden, um seinen Wissenskreis zu erweitern; 3) man sucht ihn von Etwas zu überzeugen; 4) man bemüht sich, seinen Willen für Etwas zu bestimmen. Dieser Eintheilung widerstreben aber folgende zwei Umstände:

1) es gibt viele Aufsätze, bei denen ein gemischter Zwekk stattfindet; z. B. Aufsätze, wodurch man rühren und überzeugen, belehren und den Willen bestimmen will, als Predigten.

2) Es gibt Aufsätze, und zwar einen bedeutenden Theil, bei denen sich der Schriftsteller gar keinen bestimten Zwekk setzt, und die reine, freie Erzeugnisse des Geistes sind, wie z. B. die meisten Gedichte. Diese freien Erzeugnisse sind in der Regel sogar die besten Aufsätze, weil der Verfasser sich darin am freiesten bewegt.

Möglich wäre es auch, eine Eintheilung zu machen nach den Hauptwegen, auf denen die Gedanken entwikkelt werden. Der Form nach ist dieser Weg entweder der aufsteigende (synthesis) oder der absteigende (analysis), dem Stoffe nach entweder

der der reinen Vernunft (a priori) oder der der Erfahrung (a posteriori). Aber diese Eintheilungen führen uns nicht weit und passen gar nicht.

Eine andere Eintheilung ist die nach den Gegenständen, welche dargestelt werden. Die Gegenstände sind dreierlei Art, nämlich Gegenstände der Würklichkeit, Gegenstände des Denkens und Gegenstände der Einbildung. Die Gegenstände der Würklichkeit können vorzüglich örtlich (räumlich) oder zeitig sein. In dieser Hinsicht gibt es Beschreibungen und Erzählungen. Die Gegenstände des Denkens nehmen die eigentlichen Abhandlungen, Betrachtungen, Untersuchungen u. s. w. ein. Die Gegenstände der Einbildung werden umfast von Erdichtungen, Schilderungen u. s. w. So zwekkmäßig und richtig diese Eintheilung in mancher Hinsicht ist, so eignet sie sich doch nicht ganz zu einer Haupteintheilung, wenigstens nicht so, wie sie hier steht; weil doch die Darstellung selbst auch ein Etwas ist, was Berüksichtigung verdient, diese aber in der Eintheilung gar nicht beachtet ist. Diese Eintheilung aber, vergleichen wir sie mit der nach der Darstellungsweise, kann uns leicht dahin führen, dass bei der Haupteintheilung Gegenstand und Darstellungsweise zugleich zu berüksichtigen sind. So ist es nach unserer Meinung auch würklich, und wir bringen deshalb alle Aufsätze in folgende drei Abtheilungen:

1) Aufsätze des Lebens oder Geschäftsaufsätze, deren Gegenstände stets Lebensverhältnisse sind, deren Darstellungsweise in einer einfachen, klaren, besonnenen Darlegung dieser Verhältnisse besteht, und deren höchstes Ziel die Richtig-

keit ist, oder das Zusammenfallen der Darstellung mit der Würklichkeit selbst. Alle Aufsätze dieser Art werden von dem Bedürfniss eingegeben, dem sie abhelfen sollen.

2) Aufsätze der Wissenschaft, deren Gegenstand das freie Denken ist in seinem ganzen Umfange. So wie die verschiedenen Lebensverhältnisse die einzelnen Unterabtheilungen für die Aufsätze des Lebens liefern, so werden die verschiedenen Wissenschaften hier die untern Fächer ausmachen. Da aber auch immer die Darstellungsweise bei den Aufsätzen zu erwägen ist, so gibt diese die Unterabtheilungen der Unterabtheilungen. Bei diesen Aufsätzen ist die Wahrheit oder die Uebereinstimmung der Darstellung mit Gott und der Welt das höchste Ziel. Wie die Wissenschaften im Gebiet der Freiheit liegen, so auch die Aufsätze dieser Art. In wiefern sie zugleich dem Lebensbedürfniss huldigen können, das wird unten sich näher erläutern lassen.

3) Aufsätze der Kunst, deren Gegenstand die ganze Welt der Einbildungskraft, deren höchstes Ziel die Schönheit ist. Wenn die Aufsätze der Wissenschaft die Tiefen des Urwissens ergründen und dasselbe in allen seinen einzelnen Schachten erforschen, so stellen die Aufsätze der Kunst das innere göttliche Leben dar, die Welt der Anmuth, und gewähren einen Genuss, während jene zum Spähen und Forschen treiben. Sie sind aber, wie jene, freie Erzeugnisse des freien Kunstsinnes, schmiegen sich auch, wie jene, aus Leben an, wie denn überhaupt Wissenschaften und Künste sollen eintreten ins Leben, und ein höheres Bedürfniss schaffen und befriedigen, als das der Alltäglichkeit.

Vergleichen wir diese unsre leicht übersichtliche Eintheilung mit den vorigen Eintheilungen, so werden wir bald finden, dass sich die wesentlichsten auf diese Eintheilung zurükkführen lassen. Ob sie das ganze Gebiet der Aufsatzwelt umfast, das mag das Nachfolgende zeigen!

Erster Absatz.

Aufsätze des Lebens.

---

§. 36.

Das Wesen dieser Aufsätze.

Das Leben oder der Mensch im Leben bedient sich der Sprache als eines Mittheilungsmittels, und macht von ihr den Gebrauch, den Nothwendigkeit und Bedürfniss erfordern. Die Sprache des Lebens ist also die Sprache des Bedürfnisses; sie gleicht dem Gelde, das von einer Hand in die andere geht, das gegeben und genommen wird nach dem Bedürfniss, und eben so das wechselseitige Wissen ausgleicht, wie das Geld den wechselseitigen Besitz. Die Sprache des Bedürfnisses wird so weit von einem Volke ausgebildet sein, als sein Geschäftsleben ausgebildet ist, sie wird einzelne Zweige nach den einzelnen Beschäftigungen getrieben haben, ist und bleibt aber immer die Sprache des Lebens. Die Wahrheit und Schönheit fallen in dieser Sprache gröstentheils mit der Richtigkeit zusammen, oder bestehen nur in einem hohen Grade der Richtigkeit. Der Richtigkeit kann diese Sprache durchaus

nicht entbehren, sonst würde sie einer falschen Münze, oder einer ausländischen, unbekanten oder einer gepräglosen gleichen. Mögen immerhin Sprachfehler vorkommen im gewöhnlichen Leben; sie lassen sich eben so wenig entschuldigen, als die Lebensfehler. Richtig soll das Volksleben sein, richtig die Volkssprache. Stimt diese Sprachrichtigkeit, die ein Abdrukk der Denkrichtigkeit ist, mit der Würklichkeit und dem Leben, fält dieses theilweise zusammen mit den reinen Urbildern der Wahrheit, *) so wird die Richtigkeit durch diesen Uebergang in das Wahrheitsgebiet noch richtiger sein; und endlich, spielt es auch ins Gebiet der Schönheit, **) so gewint sie noch mehr. Nie aber kann man die volle Schönheit und die Urwahrheit von der Sprache des Lebens, von der Sprache des Bedürfnisses verlangen. Alles, was daher über Wahrheit und Schönheit vorher gesagt ist, das hat seinen Zielpunkt nicht auf die Aufsätze des Lebens. Was von der Begeisterung gesagt ward, das findet hier nicht seine volle Anwendung; überhaupt trit in unserm jetzigen Gebiet die Sprache mehr als Dienerin auf, denn als Freiin, sie dient dem Menschen bei seinem irdischen Streben und Trachten, bei seinen vielfachen Verhältnissen und Misverhältnissen, bei seinen Anordnungen und Verrichtungen, bei seinem Recht und Unterricht; bei der Bestimmung seines Besitzthums, bei der Anweisung seiner Obliegenheiten und Pflichten. Nicht bloß der Einwohner eines Staats, sondern auch der Mensch im rohen Zustande der Wildheit, das Kind in seinen ersten Lebensjahren,

---

*) Anmerk. z. B. in Sprüchwörtern.

**) Anmerk. z. B. die Aussprüche kindlicher Menschen.

die Völker in ihrem Horden- und Heerdenleben, der Freie wie der Unfreie, der Herr wie der Knecht, alle bedienen sich der Sprache zum Wechselverkehr unter einander. Ja, durch diesen Wechselverkehr, den die Bedürfnisse erzeugen, haben die meisten Sprachen ihre vorzügliche Ausbildung erhalten, obgleich man nicht sagen kann, dass die ganze Sprache der freien Darstellung aus der Sprache des Bedürfnisses hervorgegangen sei; denn auch der rohe Mensch hat schon einen Hang zur freien Darstellung, dies beweist ja die frühe Ausbildung des Gesanges und der Dichtkunst, dies beweist die Märchenwelt und die starke Einbildungskraft auf den untern Bildungsstufen bei Völkern und Kindern.

Auch bemerken wir hier gleich zum Voraus, dass die Sprache des Bedürfnisses mit der Sprache der freien Darstellung, zumal der freien Darstellung des Wissens, derselben Formen und Stoffe sich bedient. Wir müssen aber dennoch beide Darstellungsarten trennen, um jede desto schärfer aufzufassen; in der Würklichkeit gehen oft beide in einander über, unterstützen sich wechselweis, wie dies mit dem Wissen und Leben auch sein soll. Brüderlich gehen beide Hand in Hand und gestalten sich wechselweis.

Da die strengste Richtigkeit das Haupterforderniss aller Aufsätze des Bedürfnisses ist, so können hier nie Zweideutigkeiten geduldet, nie bildliche Formen und Weisen verstattet werden. Weder zu viel, noch zu wenig, sondern das, was ist, was würklich ist, und wie es ist, das muss hier dargestelt werden. Die Schreibart sei, so viel als möglich, die gewöhnliche, und auf die gewöhnliche Stimmung der Menschen berechnet! Sie kann zutraulich, herzlich und gemüth-

lich sich äußern, wo es Zeit und Ort erfordern; Offenheit darf ihr nie mangeln; sie wird sich gewöhnlicher Ausdrükke des Lebens bedienen, deren sich die freie Darstellung vielleicht enthält, sie muss der Richtigkeit huldigen, darf nicht unverständlicher und ausländischer Wörter und Redensarten sich bedienen, muss Einheit in ihre Darstellung bringen, wenn Einheit in dem besondern Leben liegt, das sie darstelt, sie soll nicht mahlen und schildern, nicht verschönern und ausschmükken, nicht nach Belieben Licht und Schatten legen, sondern bloß in Grundrissen und Aufrissen darstellen nach räumlichen und nicht nach lichtigen Verhältnissen; sie gibt, was das Leben ihr darbietet, arbeitet aber nicht schöpferisch; denn sie ist nicht in der Freiheit, sondern in der Gebundenheit.

Zwei Fehler sind es vorzüglich, die bei der Darstellung des Lebens vermieden werden müssen, und wovor man nicht genug warnen kann, da sie so gewöhnlich sind. Der erste dieser Fehler ist die Nachläßigkeit, der zweite die Verschrobenheit. Beide haben ihren Grund nicht sowohl in der Darstellung, sondern im Leben selbst. Beiden kann daher nur abgeholfen werden durch Besserung des Lebens. An der Nachlässigkeit leidet ganz vorzüglich die mündliche Lebenssprache; selten hört man sie rein, viel weniger wohlklingend. Nicht von den Mundarten ist hier die Rede, die, wenn sie in ihrer vollen Eigenthümlichkeit dastehen, keineswegs unrein und übelklingend sind, sondern von den Fehlern, die in der allgemeinen deutschen Sprache im Hochdeutschen gemacht werden. Nicht die mundartlichen Aussprachen, Formen und Wörter, welche so häufig im Hochdeutschen gefunden werden, entstellen so sehr. Man lasse immerhin dem Westfalen seinen Sginken, dem Würtemberger sein

tscht, dem Märker seinen Jarten, dem Sachsen seinen Kott, aber die geringe Mundfertigkeit in der Aussprache überhaupt, das Ziehen und Anstoßen, das Schnarren und Absetzen, und wie alle diese so häufigen Fehler mehr heißen mögen, die sind vorzüglich tadelnswerth. Der Deutsche wendet nicht Fleiß genug auf den mündlichen Ausdrukk, er ist nicht stolz auf seine Sprache. Wie könte er sonst so thöricht sein, sie mit undeutschen Wörtern ausschmükken zu wollen, wie könte sonst in den Gesellschaften der Gebildetsten so schlecht gesprochen werden! Eine schöne Handschrift gilt mehr als eine schöne Aussprache; und dennoch sind wir auch noch in Hinsicht der Handschrift zurükk. Ein Fehler in der lateinischen Sprache wird hoch angerechnet, und mit Recht, aber ein Fehler in der deutschen Sprache, zumal wenn er mündlich gemacht wird, der geht so hin. *) Aber auch diese einzelnen Fehler sind es nicht; sondern vorzüglich der Zusammenhang im Sprechen, der fehlt den meisten. Sie setzen ab mitten in Sätzen, sie fangen an, ohne zu vollenden, sie ziehen und dehnen und wiederholen Wörter, oder haben besondere Flikkwörter, um während der Zeit andere zu suchen. Ich glaube, dass diese Nachlässigkeit daher rührt, weil keine öffentlichen Verhandlungen bei uns sind, und so wenig besprochen und gesprochen wird. Da wo die Rede häufig den Hebel des Rechts ausmacht, da wird sie sich auch erheben. Die bisherige Zurükksetzung der deutschen Sprache in der gelehrten Welt hat auch das Ihrige zur Sprachnachlässigkeit beigetragen. Darin gereicht aber diese

*) Anmerk. Durch Abfassung von Mir- und Michbüchern läst sich dem freilich nicht abhelfen.

Nachläſſigkeit den Deutſchen zur Ehre, daſs ſie nicht gut und ſchön über ein Sache ſprechen können, worüber ſie nicht gut und ſchön gedacht haben; ſie können das nicht geben, was ſie nicht haben, worin ſie wohl von andern Völkern übertroffen werden, die einen Schein von ſich geben, von einem Etwas, das ſie nicht beſitzen. Obgleich nun dieſe Nachläſſigkeit in der mündlichen Rede am auffallendſten iſt, ſo findet ſie doch auch in der ſchriftlichen ſtatt. Der Deutſche achtet zu wenig der Form, wenn er den Stoff beſitzt, er vernachläſſigt den Ausdrukk, wenn er nur den Gedanken hat, und ſo komt es denn, daſs die tiefſten Denker, daſs vorzüglich deutſche Sprachforſcher oft am ſchlechteſten und am nachläſſigſten ſchreiben.

Der zweite Hauptfehler bei der Sprache des Lebens iſt die Verſchrobenheit. Dieſe nimt zwar immer mehr ab, aber dennoch iſt ſie keineswegs ausgeſtorben oder verbant. In der mündlichen Rede hat ſie weniger ihren Sitz, man möchte denn die vielen Schmeichelreden und Büklingsworte hierher zählen; aber ganz vorzüglich iſt ſie in ſchriftlichen Aufſätzen des Lebens eingeniſtet. Formen müſſen ſein, und man muſs Hochachtung für Formen haben, weil ſie die nothwendigen Bedingungen der menſchlichen Ordnung ſind; aber der Deutſche vernachläſſigt gewöhnlich, die Formen zu zerbrechen, wenn der Geiſt aus ihnen gewichen iſt, und ſchlept ſich dann mit Scherben und Schaalen lange umher, die er ſelbſt verachtet, die er aber nicht wegzuwerfen wagt, weil ſie durch die Zeit ein gewiſſes Anſehen erlangt haben. Dieſe leeren Formen machen Verſchrobenheiten aus. Hierher gehören alle veralteten und mit der Zeit nicht mehr ſtimmenden Briefförmlichkeiten, der ganze ſogenante Kanzellei- oder Kurialſtil, welcher freilich in einigen

Staaten, namentlich im preußischen, sehr verbessert ist, aber noch immer der Verbesserung sehr bedarf.

§. 37.
Eintheilung dieser Aufsätze.

Bei der Eintheilung der Geschäftsaufsätze lassen sich vorzüglich zwei Eintheilungsgründe aufstellen, die wir beide beachten. Der eine Eintheilungsgrund ist hergenommen von dem verschiedenen Wesen dieser Aufsätze, der zweite von der äußern Form. Beide Eintheilungen unterstützen sich wechselweis. Die erste ist folgende: 1) Erzählungen oder Darstellungen von Thatsachen; 2) Beschreibungen oder Darstellungen von Gegenständen; 3) verständige und urtheilsvolle Auseinandersetzungen und Darlegungen, eigentliche Abhandlungen; 4) gefühlvolle Darstellungen. Die zweite Eintheilung lautet so: 1) einseitige Mittheilungen, a) für die Gegenwart, b) für die Zukunft; 2) wechselseitige Mittheilungen, a) für die Gegenwart, b) für die Zukunft. Bei beiden Eintheilungen kann man wieder unterscheiden die mündlichen und schriftlichen Darstellungen.

Zur nähern Beleuchtung unserer Eintheilungen fügen wir noch Folgendes hinzu: Die Aufsätze des Lebens bedienen sich der Sprache als eines Mittheilungsmittels, um dadurch Bedürfnissen abzuhelfen. Diese Bedürfnisse können sein ein Nichtwissen, das da soll in ein Wissen verwandelt werden, und eine falsche Ansicht oder eine falsche Meinung, ein unrechter Wille, die da sollen auf das Rechte geführt werden. Das Nichtwissen kann entweder auf einen Zustand oder auf ein Ding gehen; dem erstern wird abgeholfen

durch die Erzählung, dem zweiten durch die Beschreibung. Die falsche Ansicht, die unrichtige Meinung, der falsch gerichtete Wille, diese können auf das Richtige geleitet werden, wenn Erzählungen und Beschreibungen nicht genügen solten, entweder durch verständige Auseinandersetzungen und Erörterungen, oder durch gefühlvolle Darlegungen, wodurch auf Gefühl, Willen, Gemüth u. s. w. gewürkt wird. — Die zweite Eintheilung setzt ebenfals ein Nichtwissen voraus, das da soll zum Wissen gebracht werden. Bei diesem Nichtwissen können zwei Fälle stattfinden; nämlich entweder findet es bei Mehren statt in den einzelnen Theilen, so dass diese durch wechselseitige Mittheilungen wechselweis zum Wissen sich verhelfen, oder das Nichtwissen findet bei Einem oder bei einem Gesamtverein statt, den man deshalb durch einseitige Mittheilungen in den Zustand des Wissens setzt. Die Mittheilungen beiderlei Art können entweder für die Gegenwart oder für die Zukunft vorzüglich berechnet sein, entweder einem gegenwärtigen Bedürfniss abhelfen, oder einem künftig entstehendem vorbeugen. Wenn wir die Aufsätze nach der ersten Art durchgehen, so werden wir das Wesen und die innern Eigenschaften dieser Aufsätze bestimmen müssen; gehen wir sie nach der zweiten Art durch, so wird vorzüglich das äußere Wesen und die äußere Form beabsichtigt. Alle Aufsätze des Geschäftlebens müssen nothwendig zu einer der vier Arten der ersten Abtheilung gehören, bisweilen werden sie auch zu mehren Arten zugleich gehören Das Wesen aller Aufsätze muss zugleich behandelt sein, wenn die Aufsätze nach den vier Untertheilen der ersten Abtheilung behandelt sind. Nach den vier letzten Abtheilungen reihen wir jetzt alle Geschäftsaufsätze auf:

I. Einseitige Mittheilungen:

1) Für die Gegenwart.

A) Mündlich; als Erzählungen, Berichte, Beschreibungen, Auseinandersetzungen, Mittheilungen der Gefühle, z. B. des Dankes, der Liebe, der Hochachtung, des Kummers u. s. w., Mittheilungen des Willens (Befehle und Anordnungen), Ueberlieferungen, Forderungen, Bezeugungen, Unterricht, Ermahnungen, Verweise, Predigten und viele Arten von vermischten Mittheilungen.

B) Schriftlich; alle unter A benanten Mittheilungen, deshalb alle Briefe, Rechnungen (als Forderungen), Anzeigen, Bekantmachungen, Aufforderungen, Warnungen, Staatserklärungen (memorialia), z. B. Kriegserklärungen, Aufrufe, Vollmachten, rechtliche Entscheidungen, Anstellungen, Entlassungen, Pässe, Verordnungen und alle streng für den Unterricht herausgegebenen Schriften.

2) Für die Zukunft.

A) Mündlich; alle letztwilligen Mittheilungen.

B) Schriftlich; alle Scheine, Schuldverschreibungen, Gesetze, Letztwillen (Testamente) oder andere für die Zukunft bestimten Urkunden, als Zeitbücher, Tagebücher u. s. w.

II. Wechselseitige Mittheilungen:

1) Für die Gegenwart.

A) Mündlich; alle Gespräche, Anfragen, das Wechselgespräch beim Unterricht (Katechetik — Sokratik), rechtliche Untersuchungen.

B) Schriftlich; als Wechselbriefe (ein fortgehender Briefwechsel) und rechtliche Untersuchungen.

2) Für die Zukunft.

A) Mündlich; manche wechselseitigen mündlichen Verträge und Verabredungen.

B) Schriftlich; Verträge allerlei Art, z. B. Eheverträge, Kaufverträge, Bauverträge u. s. w., Friedensschlüsse, Handelsverträge zwischen verschiedenen Staaten, Schutz- und Trutzbündnisse.

§. 38.

Haupteigenschaften der verschiedenen Aufsätze des Lebens.

Dem Wesen nach zerfallen die Aufsätze des Lebens (§. 37.) in Erzählungen, Beschreibungen, verständige Auseinandersetzungen und gefühlvolle Darstellungen. Was von den Aufsätzen überhaupt gesagt ist, das muss auch hier wieder seine Anwendung finden, in so fern es allgemein gültig ist und nicht bloß besondere Aufsätze betrift. Also auch das, was von Schönheit und Wahrheit gesagt ist, gilt von diesen Aufsätzen, nur mit dem Unterschiede, dass die höhere Wahrheit und eigentliche Schönheit hier gar nicht stattfinden kann, in so fern sie nicht in dem eigentlichen Geschäftskreise des Lebens stattfindet. Wo das Leben sich bloß nach Rechten ge-

staltet, da kann es auch in der Darstellung bloß so aufgefaßt werden. Die Begeisterung fält hier weg, nicht aber so die Gefühle; denn sie sind die Keime des höhern Lebens im niedern, und finden daher auch in diesem statt. Wahrheit muss in diesen Aufsätzen da herschen, wo sie im Leben würklich erscheint. Wissenschaftliche Erörterungen sind den Aufsätzen dieser Art eben so fremd, als ein dichterischer Aufschwung. Nur der Mensch im Leben, in der Würklichkeit, trit hier auf, wie er wandelt und handelt auf Erden, seinen leiblichen Bedürfnissen nachzukommen sucht, dem Rechte gehorcht und von demselben weicht, nur der Mensch, als wissender und geschäftiger, in seinem Standpunkt im Staat, als Herr und Diener, als Bürger nnd Bauer, als Krieger und Friedensarbeiter, als Nachbar und als Glied eines geselschaftlichen Vereins; — nur so trit er hier auf, nur so stelt er sich hier dar, nur so kann er hier dargestelt werden. Freilich werden auch hier immer Spuren einer höhern Wissenschaft = und Kunstwelt sichtbar werden; allein diese Welten sind hier nicht selbst. — Diese kurzen Bemerkungen werden sich noch näher ausführen lassen, wenn wir jezt die vier besondern Arten dieser Aufsätze näher betrachten.

1) Die Erzählungen sind einfache Darstellungen von Begebenheiten, Thatsachen und Ereignissen. Sie müssen als treue Abdrükke der Begebenheiten weder dieselben verschönern, noch sie verhäslichen. Der Erzähler darf so wenig als möglich seine Eigenthümlichkeit einmischen; denn nur die Sache ist hier die Sache. Alles, was ihr hinzugefügt, alles, was ihr entzogen wird, das ist vom Uebel. Allen vollständigen Erzählungen müssen vollständige Thatsachen zum Grunde liegen, die Einbildungskraft darf keine Lükken darin

ausfüllen. Nicht auf etwanigem Hörensagen kann der Erzähler bauen, sondern muss entweder mit eignen Augen schauen, oder glaubwürdigen Vorerzählungen nur trauen. Die einzelnen Thatsachen in einer Erzählung sollen so in einander gewebt und so in einander verschlungen und mit einander verbunden sein, dass sie eine Thatsache ausmachen, deren Anfang einfach, deren Ende würklich eine Beendigung ist. Wirrend die Einzelnheiten durch einander werfen, das verräth eine schlechte Auffassungskraft, deren es wenigstens an einem ordnenden Sinn mangelt. Zeit- und Raumbestimmungen sind die Bedingnisse einer jeden Erzählung; sie gleichen dem Rahmen, in welchen dieselbe eingespant wird, und heißen ja auch die Augen der Geschichte. Die Fragen der Alten: Wer? — Was? — Wo? — Wodurch? — Warum? — Wie? — Wann? (quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?) sind immer nicht verwerflich, weil ihre richtige Beantwortung die Hauptstükke der Erzählung liefern muss. Nicht bloß Beschreibungen, sondern auch verständige Auseinandersetzungen, selbst gefühlvolle Aeußerungen können in Erzählungen vorkommen. In so fern sie Begebenheiten darstellen, können sie alle mögliche Aufsatzarten zugleich in sich enthalten, Briefe und Gespräche, Reden und Gedichte u. s. w. Hier ist aber nur die Rede von einfachen Erzählungen, die das Bedürfniss erzeugt; Einfachheit, Vollständigkeit und Ordnung sind die drei Haupteigenschaften dieser Erzählungen.

2) Die Beschreibungen sind einfache wörtliche Abzeichnungen von Gegenständen, von Dingen der sinlichen Welt, und zwar hier ist die Rede von solchen, welche das Bedürfniss verlangt. Einfachheit,

Vollständigkeit und Ordnung ist auch bei diesen Aufsätzen das höchste Ziel, und sie stimmen deshalb ganz mit den Erzählungen überein. Abschweifungen und Auslassungen, Verwirrungen und Verdunkelungen, Verschönerungen und Uebertreibungen sind hier ganz verwerflich. Man denke sich, dass Jemand eine nähere Beschreibung eines Landguts lieferte, um es etwanigen Käufern darzustellen. Was würde man sagen, wenn bei Erwähnung eines schönen Waldes dem Nachtigallgesang eine breite Lobrede gehalten würde? Man mache die Anwendung! — Eine genaue Beschreibung kann derjenige nur von einem Gegenstande machen, welcher denselben ganz genau mit eignen Augen und überhaupt mit scharfen Sinnen beobachtet hat. Am besten beschreibt man einen Gegenstand, wenn man ihn während der Beschreibung vor sich hat. Die wichtigsten Fragen dabei sind: Wer? — Was? — Wo? — Aus welchem Stoff? — Von welcher Ausdehnung? — Von welcher Gestalt? — Von welcher Dauer? — Wie unterschieden von ähnlichen Gegenständen? — Wozu? —. Man theilt die Beschreibungen wohl ein in Ort- und Gegenstandbeschreibungen. Diese haben es mit einer Einzelnheit, jene mit Gruppen zu thun. Die Beschreibungen der Einzelnheiten, z. B. von Thieren, Pflanzen u. s. w. gehen am besten aus von der Bestimmung der Gattung und der Art, geben dann die Größe, Form und Farbe an, fügen andere Eigenschaften hinzu, berüksichtigen das Entstehen, Verwandeln und Vergehen, woran sich Fortpflanzung, Lebensart, Wohnort u. s. w. reihen, und schließen mit dem Gebrauch. Die Beschreibungen von Oertern beginnen mit den Gränzen, geben dann die Haupttheile an, und führen endlich jeden Haupttheil besonders aus. Oft auch wählt man sich

in diesen Ortsbeschreibungen einen einzigen Hauptpunkt, von dem aus man die übrigen Gegenstände betrachtet. Die Sätze in den Beschreibungen werden in der Regel einfacher sein, als in den Erzählungen, obgleich auch für diese die einfachen Sätze sich mehr schikken, als die verschlungenen.

3) Die verständigen Auseinandersetzungen finden eben so häufig im Geschäftsleben statt, als die Beschreibungen und Erzählungen. Ihnen liegen keine wissenschaftlichen Denkformen und Denkstoffe zum Grunde, sondern der gesunde Menschenverstand waltet und schaltet hier. Die Erfahrung gilt in diesen Auseinandersetzungen mehr, als der Geist, durch den alle Erfahrungen erst lebendig werden. Der Witz darf hier eine bedeutende Rolle spielen, wenn es der Gegenstand erlaubt; der Scharfsinn ist wichtiger für wissenschaftliche Darstellungen. Vergleichungen sind hier mehr an Ort und Stelle, als scharfe Unterscheidungen, doch dürfen auch letztere nicht mangeln, wo es ankomt auf scharfe Begränzungen, genaue Bestimmungen, gehörige Eintheilungen u. s. w. Sollen z. B. zweifelhafte Rechtsansprüche entschieden werden, so ist dies nur möglich durch scharfe Unterscheidungen. Wie sehr der Mann des Lebens auch hier seine Leser und Hörer zu beachten hat, und wie sehr hier Menschenkentniss über Alles wichtig ist, das erhellet von selbst. Nicht aber Menschenkentniss allein, sondern Kentniss der Gesetze, der Rechte, der Pflichten und überhaupt aller Verhältnisse des weltlichen Lebens muss derjenige besitzen, welcher mit Glükk will verständige Auseinandersetzungen im Leben machen. Ein erfahrner Mann des Rechts, ein gescheuter Dorfschulze, ein umsichtiger Schullehrer, mögen hier als Beispiele dienen.

4) Die gefühlvolle Darstellung scheint dem Leben im Geschäft fremd zu sein, aber sie ist es nicht. Der Mensch ist und bleibt Mensch, so lautet das alte Sprüchwort als ein Wahrwort, und wenn wir hier von gefühlvollen Darstellungen reden, so nehmen wir diesen Ausdrukk in dem Sinne, dass der Mensch nicht bloß durch seine Mittheilungen mittheilen, sondern auch bestimmen und gewinnen will. Diese Bestimmungen werden aber weniger durch verständige Auseinandersetzungen erreicht, als dadurch, dass man das Gefühl in Anspruch nimt. Der Mensch im Leben bittet, wünscht, klagt, betheuert, verspricht, verlangt u. s. w. Genug, der Mensch im Leben ist bei seinen Mittheilungen nicht bloß ein verständiger Mensch, sondern überhaupt Mensch, und so sind seine Darstellungen nicht bloß verständlich, sondern überhaupt menschlich. Dies haben wir hier, um uns kurz zu fassen, durch gefühlvolle Darstellung bezeichnet. Diese gefühlvolle Darstellung muss aus der Lage des Darstellenden von selbst hervorgehen, und auch berechnet sein auf den, für den die Darstellung gemacht ist. Hieraus ergeben sich manche Regeln für Bittschreiben, für Danksagungen und für andere mündliche und briefliche Mittheilungen, welche wir unten näher bemerken werden. Als Haupteigenschaft dieser Aufsätze bemerken wir kurz die Angemessenheit, welche sich auf den Darstellenden, auf den Gegenstand der Darstellung, und auf den bezieht, für welchen die Darstellung ist.

§. 39.
Einseitige mündliche Mittheilungen für die Gegenwart.

Die einseitigen Mittheilungen sind leichter und einfacher, als die wechselseitigen, indem der Mittheil-

ler sich bequem darauf vorbereiten kann, was bei den wechselseitigen Mittheilungen nicht so leicht möglich ist. Die einseitigen mündlichen Mittheilungen finden da statt, wo der Mittheiler von irgend einer Sache weiß, und dieses sein Wissen zum Wissen eines Andern macht, aus welchem Grunde des Bedürfnisses es auch sein mag. Diese mündlichen Mittheilungen können eben so wichtig und oft wichtiger sein als die schriftlichen. Nur da, wo Mittheilungen für die Zukunft gemacht werden, sind die schriftlichen viel wichtiger, nach dem Grundsatze, „der geschriebene Buchstabe bleibt." Aber alle Mittheilungen für die Gegenwart dürfen nur dann schriftlich gemacht werden, wenn der Raum oder andere Umstände eine mündliche Mittheilung unmöglich machen, oder wenn man glaubt, durch schriftliche Darstellung die Sache schärfer zu bestimmen, oder auch, wenn man den Nebenzwekk der Dauer hat, wie dies bei allen schriftlichen Mittheilungen an die und von den Behörden der Fall ist. Zu den einseitigen mündlichen Mittheilungen für die Gegenwart gehören Erzählungen, Berichte und Berichtigungen, Beschreibungen und Auseinandersetzungen zunächst. Hiervon ist schon im vorigen §. geredet. Nur erwähnen wir noch, dass alle diese Mittheilungen so kurz, als möglich, sein müssen, ohne lange Eingänge und Ausgänge, da die meisten Leute im Geschäftsleben nicht stundenlang ihre Ohren einer unwichtigen Sache schenken können. Vorzüglich gilt dies bei Mittheilungen an Staatsmänner. Es beschweren sich oft wohl Leute, dass sie von Staatsmännern nicht gehört würden, lange im Vorzimmer warten müsten, und endlich doch ihre Sachen nur halb vortragen könten; sie aber bedenken nicht, wie viele Menschen oft Ansprüche machen an die Ohren der

Staatsmänner, die, sie mögen so lang oder so kurz sein, als sie wollen, doch auch immer nur einfach hören können. Weitschweifige Erzählungen können unmöglich diesen Ohren angenehm sein. Aber es gibt Fälle, wo die Mittheilungen durchaus sehr ins Einzelne gehen müssen; dies ist vorzüglich der Fall bei Mittheilungen über eine Streitsache, bei rechtsstreitigen Erörterungen. Was mündliche Mittheilungen der Gefühle anbetrift, so erwäge man im Leben wohl, ob man auch Theilnahme erwarten kann. Es gibt Menschen, die durchaus die Sache nicht von sich trennen können, die alle ihre Gefühle bei einer Sache mit dazu rechnen, und deshalb unerträglich werden für denjenigen, der, wolte er an allen diesen Gefühlen innigen Antheil nehmen, zuletzt würklich zergehen müste. Ein gefühlvolles Herz darf zwar dem Geschäftsmann nie mangeln, er muss nie als ein bloßer, kalter Verstandesmensch dastehen, nie sich so sehr abhärten, dass er nur Verstand und weiter nichts wäre; denn der Mensch soll überall Mensch bleiben; aber man kann von einem Ordner des Rechts, von einem Leiter der wichtigsten Staatsgeschäfte und überhaupt von Männern, denen täglich Leiden geklagt werden, nicht verlangen, dass sie immer einen freundschaftlichen Antheil nehmen sollen. Sie würden bald, durch ihr Mitleiden verleitet, auf Abwege und Irrwege kommen. Die Mittheilungen des Dankes, der Hochachtung, der Liebe, der Verehrung dürfen sich ebenfals nicht in breiten Worten äußern, eine Miene, ein Wort ist hier oft genug. Geschäftsmänner, denen ein solches Räucherwerk angenehm ist, und die es mit vollen Zügen einriechen und eine wohlgefällige Miene dabei machen, sind wenigstens Narren. Durch dieses Räucherwerk die Sinne einschläfern, um von einem solchen Betäubten

neue Wohlthaten zu ziehen, oft auf Unkosten Anderer, das ist nur die Sache des schlechten Mannes. Die mündlichen Mittheilungen des Willens, als Anordnungen, Befehle und Forderungen, sollen so eingerichtet sein, dass sie mit wenigen Worten viel sagen, so bestimt als möglich sind, damit der, welcher sich darnach zu richten hat, nicht erst braucht eine besondere Auslegungskunst anzuwenden, welche er gewöhnlich zu seinem Vortheil und oft zum Nachtheil der Sache gebraucht. Frauen sündigen hiergegen am meisten, sie reden oft stundenlang vor, und geben fast täglich Gegenbefehle gegen ihre Befehle. Wer es allen recht machen will, der fält auch in diesen Fehler. Traurig ist es, wenn Staatsverordnungen immer ein Beiwagen nach dem andern mit Erörterungen und Nachträgen folgt. Wird eine Sache überliefert, so muss der Zwekk, der Gebrauch u. s. w. mitgetheilt werden, damit man die Sache nicht bloß leiblich, sondern auch geistig übergibt. Bei Aussagen, Bezeugungen und bei Eiden, sie mögen gerichtlich oder nicht gerichtlich sein, darf der Wahrheit kein Titel vergeben werden; und deshalb sind alle Worte vorher auf die Goldwage zu legen, damit sie genau den Gehalt haben, den sie haben sollen, von richtigem Schrot und Korn sind. Alle zweideutigen Ausdrükke, alle dunkeln Wendungen müssen dabei vermieden werden. Der Unterricht, sofern er ein eigentlicher Vortrag, eine eigentliche einseitige Mittheilung ist, verdient hier ebenfals der Beachtung. Die unterrichtliche Mittheilung muss so viel als möglich, und sofern es irgend der Gegenstand erlaubt, so eingerichtet sein, dass der Zuhörer dadurch selbst in den Zustand des Spähens und Forschens versetzt wird, so dass er nicht sowohl empfängt, als schaft. Vorzüglich ist dies

der Fall bei der Mittheilung von Wahrheiten, die nicht von der Erfahrung abhängen, die nicht auf Zeugen beruhen. Um diesen Zwekk zu erreichen, muſs der Unterricht nicht wirrig und ordnungslos, sondern nach festen Gesetzen angelegt sein, von dem Einfachen bis zu dem Mannigfaltigen aufsteigen und gewisse helle und lichte Punkte in sich enthalten, die das Uebrige erleuchten. Die weitere Ausführung gehört nicht hierher. — Bei Ermahnungen und Verweisen soll nicht bloß der Verstand mittheilen, sondern auch das Gefühl; denn sie dürfen nicht bloß verwunden, sondern müssen wieder Balsam in die Wunde gießen. Ermahnungen und Verweise sollen gleichen dem Oefnen eines Geschwürs und dem Heilen desselben. Hat freilich das Geschwür tief um sich geeitert, so werden auch Beizmittel nöthig sein, aber sie sind und bleiben stets Mittel, und können nie Zwekk werden. In einem gewissen Sinne werden auch die Predigten zu den mündlichen Geschäftsmittheilungen gerechnet, in so fern sie Vorträge sind, die zum Zwekk Belehrung, Ermunterung, Ermahnung, Verweisung und Tröstung haben. Da aber die Predigt als eine Geschäftsmittheilung nur immer einen niedrigen Standpunkt erhalten würde, so werden wir erst späterhin näher von ihr reden können, obgleich leider so viele Geistliche sie würklich auf diesem niedern Standpunkte erhalten. Selbst der Unterricht hat einen höhern Standpunkt, als ihm hier zunächst angewiesen ist. Aber einen höhern Standpunkt, als der hier aufgestelte, soll dem höher und weiter Gebildeten jede Geschäftsmittheilung haben; wer aber nicht auf diesem höhern Standpunkt steht, den nur das Wissen und die Kunst gewähren kann, der muſs wenigstens von dem niedern Standpunkte aus seine Sache betreiben. Daſs es

außer den hier angedeuteten verschiedenen mündlichen einseitigen Mittheilungen für die Gegenwart noch viele andere gebe, die wir hier unberührt lassen, versteht sich von selbst; sie werden aber immer mehr oder weniger einer von unsern aufgestelten Arten gleichen, oder aus mehren gemischt sein. Das Leben läst sich einmal nicht in strenge wissenschaftliche Formen schlagen; dies mag hier unsere ganze Anordnung entschuldigen, wenn sie Jemanden lükkenhaft scheinen solte.

§. 40.

Einseitige schriftliche Mittheilungen für die Gegenwart.

Alle einseitigen mündlichen Mittheilungen für die Gegenwart können ebenfals schriftlich gemacht werden, und sind dann in der Regel bestimter, bündiger, genauer und abgemessener, als dies bei mündlichen Mittheilungen der Fall ist, indem der Mittheiler sich mehr im Zustande des ruhigen Nachdenkens befindet, indem er nicht durch persönliche Gegenwart gestöhrt wird. Denn es ist nicht zu leugnen, dass es eine ganz andere Sache ist, seine Mittheilungen dem geduldigen Papier anvertrauen, und seine Mittheilungen ins Angesicht machen. Mancher, der schriftlich oft als der kühnste Held auftrit, weil er ruhig und behaglich in seinen vier Pfählen sitzt, erscheint bei einer mündlichen Mittheilung ängstlich, peinlich und verlegen, und ist oft der schlechteste Redner, während er als Vordermann unter den Schreibern dasteht. Diese Scheu und Furchtsamkeit hat allerdings ihren tiefsten Grund in dem menschlichen Wesen selbst und wird daher auch dem Kühnsten in einem gewissen Grade immer eigen

sein. Nur Leidenschaften und Aufwallungen pflegen diese, ich möchte sagen heilige, Scheu zu verdrängen; allein der Mensch thut in Leidenschaften und Aufwallungen selten, was gut ist. Man muss deshalb diese heilige Scheu hochachten, aber keineswegs sie zu weit treiben, wie dies gewöhnlich der Fall ist. Grade und offen soll man auch ins Angesicht die Wahrheit sagen, und nicht bloß durch das Papier. Eine Wahrheit ins Angesicht geworfen, trift freilich stärker, aber die Wunde heilt leichter, die dadurch geschlagen ist, als Wunden, die die Schrift gleichsam erst mittelbar beibrachte. Also nicht aus zu großer Scheu sollen wir zum Papier greifen bei unsern Mittheilungen, sondern nur, um sie desto bestimter zu machen, um sie nöthigen Fals zu erhalten, und um sie in ferne Gegenden zu bringen. Welchen großen Vorzug die lebendige Stimme vor der todten, vor der hat, welche in Buchstaben mitgetheilt wird, daran erinnere ich hier nur. Wäre dieser Vorzug nicht, so brauchten wir keine öffentlichen höhern Unterrichtsanstalten, sondern könten der Jugend nur Zimmer mit Büchern anweisen.

Zu diesen schriftlichen Mittheilungen gehören zuerst und zunächst die Briefe, denen wir gleich eine besondere Aufmerksamkeit schenken müssen, obgleich wir hier keinen vollständigen Briefsteller einschalten können. Soll das briefliche Leben gedeihen, so muss eine Heilighaltung der Briefe stattfinden, und dasselbe von Seiten des Staats begünstigt sein. Hierzu gehört ein gut eingerichtetes Postwesen, so dass keine Briefe erbrochen werden, und gehörige Verschwiegenheit des Empfängers. Was brieflich mitgetheilt wurde, das ist eine Mittheilung unter vier Augen, die nicht ohne Vorwissen des Schreibers zu einer

öffentlichen Mittheilung gemacht werden kann. *) — Dass man Briefe an Männer von Rang und Würden anständig einrichten müsse, und nur bei freundschaftlichen Briefen eher im Alltagskleide erscheinen kann, erhellet von selbst. Gehörige Menschenkentniss, und Bekantschaft mit den äußern und innern Lebensverhältnissen, darf dem Briefsteller eben so wenig fehlen, wie überhaupt dem Manne des Lebens und des Geschäfts. Aber eine überfeine Schniegelei ist eben so unnöthig, wie ein eitler Putz, wenn man einen angesehenen würdigen Mann besuchen will. Zwischen Anständigkeit und Ueberfeinheit liegt ein Mittelweg, den der Briefsteller eben so zu wandeln hat, wie jeder Mensch im Leben. Alle unnützen Bücklingsworte, alle wörtlichen Schmeicheleien und weitläuftigen Unterthänigkeitsversicherungen schikken sich nicht für einen freien, deutschen Mann. Aber ein Fehler würde es sein, wenn man kein ordentliches Papier wählte, wenn man wählen kann, undeutlich schriebe, oder den nöthigen Anstand auf irgend eine Weise verletzte. Gewisse nothwendige Einrichtungen dürfen dem Briefe nicht abgehen, z. B. dass man an Behörden auf einen gebrochenen Bogen schreibt, dass man Namen, Zeit und Ort nicht vergesse, dass man den Brief ordentlich verschließe u. s. w. Was übrigens von einem guten Geschäftsaufsatz gilt, das gilt auch von einem Briefe, er mag erzählen, oder beschreiben, oder auseinander-

---

*) Anmerk. Ich besitze einen Freund, der oft Jahre lang keine Briefe schreibt, wenn er weiß, dass Briefe auf der Post geöfnet werden, und wenn er sie nicht mit sicherer Gelegenheit senden kann. Er schreibt auch nicht an diejenigen Männer, von denen er weiß, dass ihre Frauen die Briefe öfnen dürfen. !! —

setzen, oder fragen, oder Gefühle ausdrükken, oder alles zugleich thun, wie sehr viele Briefe, welche vermischten Inhalts sind. Die Aufschriften müssen bestimt sein, so dass der Brief, in welche Hände er auch gerathen mag, seines Weges nicht verfehlen kann. Aber unnöthig sind alle Titel auf dem Briefe, wenn sie nicht diesen Zwekk haben. Die gewöhnlichen Beifügungen: Hochwohlgeboren, Wohlgeboren u. s. w. könten jetzt um so eher wegfallen, da eine Zeit eingetreten ist, worin diese Formeln nicht mehr den gehörigen Sinn haben. Die Zeit wird hierin allmälig noch mehr thun, und deshalb braucht man um so weniger gegen diese Titel Feuer und Schwert zu predigen, weil man dem Schwachen oft dadurch ein Aergernis gibt. Wo man aber, ohne ein Aergernis zu geben, diese unnützen Beifügungen weglassen kann, da versäume man es nicht! Sie sind in den Briefen eben so unnütz, als auf denselben. Der Grad der Achtung kann sich im Briefe auf eine andere Weise ausdrükken, als gerade durch leere Formeln. Freilich könte man dafür sagen, dass Unwissende nicht verstehen werden, auf eine freie Weise ihre Achtung zu bezeugen, und dass um ihretwillen solche Formeln zwekkmäßig wären. Allein man muss ja der Unwissenheit so oft verzeihen, warum auch hier nicht? — Keineswegs bin ich aber der Meinung, dass wir sollen jakobinischer Weise eben so an den Fürsten oder an andere von der Vorsehung hochgestelte Männer schreiben, als an Freunde. Dies wäre eine verschrobene Künstelei, die mit Fleiß Grobheit heuchelte. „Gebet dem Keiser, was des Keisers ist," das sei auch hier der Wahlspruch; denn was das Leben bildete, das soll der Mensch auch hochachten in That und in Wort. — Die Eintheilung der Briefe in Briefschreiben, Bittschreiben u. s. w. ist

uns hier gleichgültig, so wie alles das, was sonst noch über Briefe und durch Briefe in den Briefstellern gesagt ist. Nur über die Schreiben an öffentliche Behörden bemerken wir noch, dass sie so bündig als möglich sein müssen, damit die Behörden nicht immer mehr und mehr im Papier untergehen. Die kurze Angabe des Inhaltes am Rande ist keine leere Formel, sondern hat darin ihre Bedeutung, dass der Vorsteher einer Behörde schnell das Wesentliche des Schreibens übersehen und darnach dem Brief seine Richtung geben kann.

Bei Rechnungen ist die Zahl das Wichtigste, weshalb sie sehr genau angedeutet sein muss. Bei jedem Theil der Rechnung, wo möglich, den Tag der Ueberlieferung der Sachen anzugeben, ist sehr zweckmäßig. Die bloße Ueberschrift Nota ist nicht hinlänglich, sondern muss es bemerkt sein, wer empfing.

Oeffentliche Anzeigen, Bekantmachungen, Aufforderungen und Warnungen solten stets in einer verständlichen Sprache abgefast sein. Wie sehr hiergegen die Rechtsvertreter noch sündigen, davon zeugt jedes Zeitungsblatt. Seine Gefühle in öffentlichen Blättern breit auszukramen, das ist wider alles Gefühl, nur der Freund kann daran Antheil nehmen, nicht aber die ganze Welt. Bündigkeit und Bestimtheit sind die zwei Haupteigenschaften solcher öffentlichen Bekantmachungen. Wie oft die Wahrheit verletzt wird, davon zeugen die kaufmännischen Anzeigen von echten Waaren, die Anzeigen der Herumzieher mit Kunststükken und Kunstthieren, die Anzeigen von Erziehungsanstalten u. s. w.

Staatserklärungen (memorialia) sind öffentliche Anzeigen, Erklärungen und Auseinander-

setzungen, welche ein Staat dem andern macht. Zur Abfassung solcher Erklärungen gehört ein wahrer Staatsmann, der nicht bloß die Verhältnisse zweier, sondern aller Staaten, die in Wechselwürkung stehen, inne hat. Wie selten hält man die Kriegserklärungen für gelungen! Sie dürfen sich durchaus nicht auf den Erfolg des Kriegs einlassen, sonst werden sie oft lächerlich durch denselben. Wer die Zerstörung einer Stadt ankündigt, der muss auch sicher sein, dass er sie erobern kann. Hochtrabende Ankündigungen dieser Art würken immer schlecht. — Die Aufrufe (proclamationes) sind in einer ganz andern Sprache abzufassen, als die Staatserklärungen. Diese setzen rechtlich auseinander, jene suchen zu begeistern, und in dieser Hinsicht gehören die Aufrufe mehr zu den wissenschaftlichen Darstellungen. Die Aufrufe des Königs von Preußen an sein Volk und an sein Heer im Jahr 1813 sind und bleiben musterhaft, indem sie von Herzen zu Herzen gingen, indem sie nur den Wunsch und den Willen des Volkes und des Heeres aussprachen, und so aussprachen, dass die Wünsche dadurch noch heißer und der Wille dadurch noch kräftiger wurden.

Die Vollmachten, welche theilweise gerichtlich sein müssen, haben ganz genau zu bestimmen, wie weit die übertragene Macht gehen soll. Die rechtlichen Entscheidungen, welche von Behörden oder einzelnen Richtern ausgefertigt werden, sind Enderklärungen über das Recht und Unrecht, was in einer bisher streitigen Sache stattfindet. — Die Anstellungs- und Entlassungsschreiben, Dienstein setzungen und Dienstentlassungen, Abschiede u. s. w. sind richtig, wenn sie das sagen, was sie sagen sollen. Bei den Diensteinsetzungen ist

es aber nothwendig, um etwanigen Streitigkeiten vorzubeugen, dass die Dienstpflichten und Dienstrechte genau bestimt werden, was so häufig verabsäumt wird. Pässe sind Sicherheitszeichen und Beglaubigungsmerkmale der Rechtlichkeit, die nur für eine gewisse Person ausgestelt sind, oft auch nur auf gewisse Zeit und unter gewissen Bedingungen. Die Person muss daher in den Pässen genau bezeichnet, und alles Uebrige pünktlich angegeben sein.

Die Verordnungen unterscheiden sich dadurch von den Gesetzen, dass jene nur eine gewisse Handlung vorschreiben, diese aber eine Handlungsweise überhaupt angeben. Die Verordnungen sind allso mehr Bestimmungen für die Gegenwart, die Gesetze mehr Bestimmungen für die Zukunft. — Alle streng für den Unterricht herausgegebnen Schriften, zumal wenn deren Gebrauch durch die Behörden vorgeschrieben ist, gehören ebenfals hierher; doch sind auch die Schriften dieser Art schon mehr zu den wissenschaftlichen Darstellungen zu rechnen.

§. 41.

Einseitige Mittheilungen für die Zukunft.

Die einseitigen Mittheilungen für die Zukunft enthalten Bestimmungen und Festsetzungen, die unter Bedingungen, welch. noch nicht eingetreten sind, zur Ausführung kommen sollen. Manche Bestimmungen dieser Art lassen sich schwer trennen von den Bestimmungen für die Gegenwart, wie denn eigentlich Alles, was erst soll in Würklichkeit treten, der Zukunft anheim fält. Einige Bestimmungen für die Gegenwart könte man daher nennen Bestimmungen für die nächste

Zukunft, und sie so von den Bestimmungen für die entfernte, bedingte und ungewisse Zukunft trennen. Doch ich habe schon ein Mal bemerkt, dass im Leben keine scharfen Gränzen sind.

Alle mündlichen Mittheilungen für die Zukunft können leicht durch das Gedächtniss etwas verlieren, durch die Zeit verschwinden, und haben keine äußerliche Beglaubigung. Ihr Werth ist daher sehr gering, zumal wenn von streitigen Sachen die Rede ist. Was ein Vater seinem frommen Sohn auf dem Sterbebette befahl, das wird der im Gedächtniss schon behalten, und es ausführen, wenn es bloß von ihm abhängt; allein wo nicht Liebe des Gesetzes Erfüllung ausmacht, da sind alle mündlichen Anordnungen für die Zukunft eitel. Ja, viele schriftliche Anordnungen sind nichtig, wenn sie nicht in der Form gemacht sind, welche die Staatsvorsicht bestimt hat, um allen Streitigkeiten und Betrügereien vorzubeugen. Wo solche nothwendige Formen nöthig sind, und worin sie bestehen, das übergehen wir hier; denn diese Formen sind sächlich und nicht sprachlich. — Wir rechnen zu den schriftlichen Mittheilungen für die Zukunft:

1) Alle Scheine (Quittungen), welche ausgestelt werden, um den Empfang von Geld oder Sachen dadurch zu beglaubigen, und welche die Bedingungen der etwanigen Rükkgabe, des etwanigen Gebrauchs, der etwanigen dafür zu gewährenden Leistungen u. s. w. bestimmen. Es gehören also nicht bloß hierher die eigentlichen Scheine, sondern auch die Schuldverschreibungen, die Pfandscheine und alle übrigen Papiere, welche Leihungen, Erstattungen u. s. w. betreffen. In allen diesen Scheinen muss das Wer, das Was, das Wieviel, das Wenn, die

etwanigen Bedingungen, unter welchen, wohl und genau bemerkt sein.

2) Alle Gesetze, welche durch Namensunterschrift des Gesetzgebers und durch die Bekantmachung auf dem richtigen Wege, ihre gehörige Beglaubigung haben. Bei ihnen ist wohl dahin zu sehen, dass sie keinen frühern Gesetzen widersprechen, ohne dieselben vorher aufzuheben, dass sie so bestimt sind, dass sie allen Umgehungen die Thür verschließen, und dass die Sache so klar und so deutlich angegeben ist in verständlicher Sprache, dass Jeder, der darnach handeln soll, auch das Gesetz vollkommen verstehen kann.

3) Alle Letztwillen (Testamente), welche vorzüglich in solchen Ausdrükken abzufassen sind, die ihren genau begränzten Begriff haben, so dass sie nur einer Auslegung fähig sind.

4) Andere für die Zukunft bestimten Urkunden, als öffentlich geführte Zeitbücher (Chroniken), Tagebücher, Erklärungen über Erbfolgen beim Leben, Bestimmungen über Vermögen, über Titel u. s. w.

§. 42.

Mündliche und schriftliche wechselseitige Mittheilungen für die Gegenwart.

Die wechselseitigen Mittheilungen sind wechselseitige Ausgleichungen des Wissens. Ihr Ursprung ist sehr alt, und die Sprache begann theilweis mit diesen Mittheilungen, indem sie Gespräch war. Nicht bloß leibliche, sondern geistige und gemüthliche Bedürfnisse führen zum Gespräch, das daher nicht bloß den Wissensdurst stilt, sondern auch einem zerrissenen Gemüth Linderung gewähren kann. Wer das Gespräch verab-

scheuet, der sinkt in sich selbst menschlich zusammen, und entmenschlicht nothwendig. Wessen Leben aber ganz im Gespräch und in beständigen wechselseitigen Mittheilungen besteht, der erhebt die Sprache über die That, und wird ein bloßer Sprachmensch. Das ist eine große Kunst, dass man gehörig für sich lebt und mit Andern zugleich; Theil nimt an der Welt, aber nicht durch zu große Theilnahme seine eigene Welt zerstöhrt.

Bei den mündlichen wechselseitigen Mittheilungen steht also oben an das Gespräch, und hier vorzüglich, in so fern es zu den vorzüglichsten Geschäfts- oder Lebensausgleichungen gehört. Anfragen, Berichte, Erzählungen und Auseinandersetzungen, Zweifel und Verwunderungen, und überhaupt die sämtlichen Mischungen des Lebens können in einem Gespräch verwebt sein. Ein gutes Gespräch zu führen zur gehörigen Zeit, und auf gehörige Weise zu reden, und reden zu lassen, stets bei der Sache, worauf es ankomt, zu bleiben, das ist schwierig. Je mehr gesprochen wird, desto schlechter wird gewöhnlich geredet. Das Gespräch erfordert ein doppeltes Denken, nämlich das eigne und das Hineindenken in das des Gegners, es erfordert eben so sehr Schwung als Festigkeit, eben so sehr Liebe als Kraft. Zu dem Gespräch gehört auch der Unterricht, in so fern er nicht Vortrag, sondern eine Unterhaltung des Lehrers mit dem Schüler ist. Bei einem gewöhnlichen Gespräch steht gewöhnlich Gleich gegen Gleich, wenn auch nicht in der That, doch in der Form; beim Unterricht im Wechselgespräch steht in der Form und in der Anerkennung Gleich gegen Ungleich, Wissenheit gegen Unwissenheit. Ein solches Gespräch beabsichtigt, die Unwissenheit nicht geradezu durch Darstellung der Wissenheit (durch den Vortrag),

sondern mittelbar, durch allmälige Entwikkelungen und Zugebungen in die Wissenheit zu bringen. Da Sokrates hierin eine besondere Kunst besaß, so hat man nach seinem Beispiele eigne Regeln dieser Belehrung unter dem Namen der Sokratik aufgestelt, welche so häufig, aber auf eine ganz falsche Weise, bei kleinen Kindern angewandt ist; indem man übersah, dass Sokrates keine kleinen Kinder vor sich hatte, sondern linkische und tölpische Erwachsene. Von der Sokratik unterscheidet man die Katechetik, welche vorzüglich durch bloße Fragen die Unwissenheit in Wissenheit verwandeln soll. Die Katechetik theilt ihre Form mit der Prüfungsweise; nur haben beide einen verschiednen Zwekk; jene will wissend machen, diese will Wissenheit und Unwissenheit darlegen. Die Katechetik eignet sich noch weniger zum Unterricht, als die Sokratik, indem sie weit weniger in selbständige Thätigkeit den Lernenden setzt, als jene. Vermischt man aber die Katechetik mit der Sokratik, oder gar mit dem Vortrag, mit Einübungen u. s. w., so ist sie nicht mehr die reine Katechetik, sondern eine vermischte Unterrichtsweise. Die Regeln für die Katechetik und Sokratik gehören nicht hierher; nur das bemerken wir bei beiden, dass ihre Sprache sehr bestimt, sehr genau und ganz dem Bildungsstandpunkte des Schülers angemessen sein muss.

Noch rechnen wir zu den mündlichen Wechselmittheilungen die rechtlichen Untersuchungen (inquisitiones), welche zur Herausbringung der Wahrheit angestelt werden, und die eine tiefe Kentniss des menschlichen Wesens voraussetzen. Wolten wir mehr ins Einzelne gehen, so könten wir auch die Wechselgespräche des Arztes mit dem Kranken, die Beichte u. s. w. hierher rechnen.

Zu den schriftlichen wechselseitigen Mittheilungen für die Gegenwart gehört zunächst ein fortlaufender Briefwechsel, der einem Gespräche gleicht. Bei einem solchen Briefwechsel ist nothwendig, dass man Punkt für Punkt den empfangenen Brief durchgeht, beantwortet, und dann erst das Neue hinzufügt, wenn noch außer den Antworten etwas übrig ist. Ferner gehören hierher alle rechtlichen Untersuchungen, die zur genauern Bestimtheit schriftlich gemacht werden.

§. 43.

Mündliche und schriftliche wechselseitige Mittheilungen für die Zukunft.

Mündliche Verträge und Verabredungen können unter Freunden ihren Werth haben, doch bei den verschiednen Verschlingungen des Lebens ist es auch immer wohlgerathen, wenn man alle Verträge, die für eine lange und späte Zukunft gültig sein sollen, wenigstens schriftlich ausfertigt, wenn auch nicht gerichtlich. Der Vertrag besteht in einer Wechselanerkennung von Rechten und Pflichten. Jeder Vertrag, wie überhaupt jede Geschäftsmittheilung für die Zukunft, welche einen bleibenden Werth haben soll, muss frei und ungezwungen gemacht sein, im vollen Bewustsein und nach reiflicher Ueberlegung. Wenn bei Friedensverträgen häufig der eine Theil gezwungen ist zum Frieden, so erkent er doch dies nicht an, sondern schließt frei den Vertrag, wenigstens der Form nach. Wie es heißt von einem erzwungnen Eide, dass er Gott leid sei, so könte man dies auch von erzwungnen Verträgen behaupten; doch gehen uns hier die Recht- und Pflichtstreitigkeiten nichts an.

Bei einem Vertrage müssen die dadurch zu übernehmenden Pflichten und die dadurch zu gestattenden Rechte aufs Allerpünktlichste und aufs Allergenaueste angegeben sein. Wie sehr oft nachher an den Verträgen gezert, gedreht und geklügelt wird, sieht man aus den verschiednen Auslegungen des westfälischen Friedens, an dem so lange gearbeitet wurde. Freilich sind alle Verträge, worüber kein oberstrichterlicher Ausspruch gethan werden kann, als Handelsverträge zwischen verschiednen Staaten, Friedensschlüsse, Schutz- und Trutzbündnisse, so leicht den eigenwilligen Deuteleien ausgesetzt, und jeder Theil hält sie daher so lange, als es sein Vortheil erlaubt, obgleich gewöhnlich alle bis auf ewige Zeiten geschlossen werden. Ob aber nicht auch manchen Staatsstreitigkeiten vorgebeugt werden könte, wenn man mit mehr Sach- und Sprachkentniss solche Staatsverträge bearbeitete? — Freilich gerade die Unbestimtheiten und Zweideutigkeiten sind so oft die Vereinigungspunkte, zumal bei Friedensschlüssen; ja selbst die Ursache des Kriegs wird bisweilen im Friedensschlusse übergangen.

Die bürgerlichen Verträge, als Eheverträge, Kaufverträge, Leistungsverträge, z. B. Lieferungs- und Bauverträge u. s. w., fallen einer oberstrichterlichen Entscheidung anheim, wenn über sie Streitigkeiten entstehen solten; doch hat man deshalb nicht Ursache, nachlässiger in ihrer Abfassung zu sein.

§. 45.

Nachträgliches Wort über den sogenanten Geschäftsstil.

Es herschte sonst ein starker Gegensatz zwischen den Wissenschaften und zwischen dem Leben, zwischen

Gelehrten und zwischen Geschäftsmännern, welcher Gegensatz immer mehr verschwindet, obgleich er noch nicht aufgehoben ist. Weil man so das Leben fast gänzlich von den Wissenschaften abschloss, so glaubte man auch, dass, wenn auch nicht das ganze Leben, doch wenigstens einige Theile desselben, ihre ganz besondern eigenthümlichen Darstellungsformen haben müsten. Diese Darstellungsformen bezeichnete man mit dem Namen Geschäftsstil, worin die Geschäftsmänner so eingelebt waren, dass sie fast nie dagegen einen Verstoß machten, während die Männer der Wissenschaft diese Formen verachteten. Es ist nun zwar nicht zu leugnen, dass die Darstellung des Lebens eine andere, als die der Wissenschaft ist, wie wir dies früher angegeben und darauf sogar eine Eintheilung gegründet haben; allein so wie die Sprache einer besondern Wissenschaftsschule nicht die Sprache der Wissenschaft überhaupt und aller einzelnen Wissenschaften im Besondern ist, so ist auch die Sprache eines bestimten Geschäfts nicht die Lebenssprache überhaupt. Allein leider hat man beides öfter verwechselt, und so eine eigenthümliche Geschäftssprache, die sich aus gewissen Bedürfnissen ergab, als die Lebens- und Geschäftssprache überhaupt betrachtet. Diese besondere Geschäftssprache findet ganz vorzüglich statt bei richterlichen Verhandlungen und Entscheidungen, bei staatsrechtlichen Mittheilungen, in manchen Briefen u. s. w. Sie hat das Eigenthümliche, dass sie sich gewisser bestimter sächlicher und sprachlicher Formen bedient, wohl gewisse Wörter und Redensarten in einem abweichenden Sinne nimt, besondere Wortverbindungen wählt, und vorzüglich mit lateinischen und anderweitigen undeutschen Ausdrükken und Redensarten angefült ist. Letzteren Umstand erklärt die Ge-

schichte der rechtlichen und öffentlichen Verhandlungen, wie überhaupt der Bildungsgang der deutschen Sprache näher. Allein was eine Zeit als ein nothwendiges Uebel an sich trug, das kann eine andere Zeit abthun; und die Zeit ist wahrlich da, wo wir mit Besonnenheit die Sprache von ausländischen Wust reinigen können. Nicht, als wenn dies plötzlich und mit einem Male geschehen solte, nicht, als wenn dies durch einen Befehl, wie Keiser Josef wolte, geschehen könte, sondern allmälig, weil sonst durch die Sprache die Sachen leiden würden. Allein dies allmälige Abthun dessen, was die Zeit abgethan hat, dies allmälige Verdrängen des Schlechtern durch das Bessere, das haben die Geschäftsmänner so sehr bis hierher vernachlässigt und vernachlässigen es noch, und daher komt es, dass die Sprache in manchem Geschäft, namentlich in den Rechtsverhandlungen, dasteht als eine halbfremde und ausheimische Sprache, die nur denen verständlich ist, die in diesen besondern wunderlichen Geschäftsformen ganz eingeweiht sind. Diese Geschäftssprache ist demnach eine Kastensprache geworden, da sie doch, so viel es irgend das Geschäft erlaubt, die Sprache des Lebens überhaupt sein solte. Und da nun gerade so Mancher sich in seinem Geschäft verknöchert, so hält er diese Kastensprache für nothwendig zum Geschäft selbst, und glaubt wohl gar, er habe dies Geschäft inne, wenn er diese Sprache besitze. Darum nun haschen die Arbeiter in den großen Schreibstuben so recht emsig nach dieser Sprache, und es gibt sogar besondre Bücher, die, wenn sie auch nicht von Köpfen, sondern von Rumpfen geschrieben sind, deshalb hastig verschlungen werden, da sie das darreichen, was Noth zu thun scheint. Beispiele von dieser überschüssigen Geschäftssprache anzuführen, und in vielen Einzelnheiten

ihre Verkehrtheit zu zeigen, dessen wird man uns gern hier überheben, da Jeder selbst im Stande ist, dies zu thun. Schon Adelung liefert Beispiele, und Moritz mustert mehre auf eine sehr verständige Weise. Ich bin kein Feind von Formen, ich achte ihrer sehr, so lange sie noch einen Lebenswerth haben, was aber gestorben ist, das soll man auch begraben und nicht unter den Lebendigen verstinken lassen. Was man also Geschäftsstil nent, das ist ein Mang aus nothwendigen heilsamen Formen, welche der Sache wegen nicht zu verachten sind, und todten Formen, welche abgethan werden solten. Erstere sind leicht zu erlernen, weil sie sich aus den Sachen ergeben, letztere sollen nicht erlernt, sondern verlernt werden. Moritz sagt hierüber in seinem öfters angeführten Werke S. 176: „Man sieht aus diesem Allem [aus der Musterung mehrer Vorträge] wohl ein, dass zu Geschäften im Grunde keine andere Sprache, als zu allen übrigen Gegenständen des Denkens, erfordert wird, eben weil Geschäfte ein Gegenstand des vernünftigen Denkens, und von diesem die Worte nur der Ausdrukk sind.“ — Statt also die angehenden Geschäftsmänner mit den eiteln Reifroksformen des Geschäftsstils bekant zu machen, solte man sie darin üben, dass sie lernten ein Geschäft mit kurzen bestimten Worten abzumachen, überhaupt mit wenig Worten sehr viel zu sagen; denn man darf das Geschäft nie abkürzen als Sache, sondern ihm die gehörige Zeit verstatten, aber durch bestimte Ausdrükke, durch verständliche, bedeutsame Darstellung desselben, kann man die Formen desselben verkürzen und so Zeit und Papier nicht allein ersparen, sondern auch das Geschäft besser, richtiger und zwekkmäßiger darstellen. Adelung fordert daher mit Recht von dem Geschäftsstil Folgendes: „Würde und Ernst,

Deutlichkeit und Bestimtheit, Kürze und Genauigkeit, allgemeine Verständlichkeit (also Vermeidung ganz ungebräuchlicher neuer Wörter, wenn sie nicht innendeutsam sind, oder sich selbst erklären), edle Einfalt, Beobachtung zwekkdienlicher Formen, und Gebrauch von richtigen Kunstausdrükken." — Man kann den Geschäftsstil mit unserer Rechtschreibung vergleichen, bei beiden hat man vergessen, sie mit der Zeit fortzubilden, man hat sie stehen lassen im sechszehnten Jahrhundert, während wir im neunzehnten leben, und so gleichen sie alten Geräthen, die nichts für sich haben, als ihr Alterthum.

Zweiter Absatz.

Aufsätze der Wissenschaft.

---

§. 45.

Das Wesen dieser Aufsätze.

Obgleich die Wissenschaft von dem Leben nicht getrent sein soll, sondern beide nur im Wechselverein bestehen können, so haben wir doch eine Unterscheidung zwischen den Darstellungsarten beider gemacht, um jede einzelne desto genauer ins Auge zu fassen. Das Feld der Wissenschaft ist das der Wahrheit in ihrem ganzen Umfange, so wie das Feld des Lebens, das der Richtigkeit ist. Das Leben hat es mit Ausgleichungen, die Wissenschaft mit Vergleichungen zu thun, und sie sucht durch ihre Vergleichungen immer näher und näher dem Urwissen der Gotheit zu kommen. Die

Wissenschaft, ist der ganze Umfang des menschlichen Wissens von der Gotheit an sich und von der Gotheit in der Welt. Mit der Darstellung dieses Wissens haben wir es hier zu thun. Diese Darstellung unterscheidet sich von der des Lebens strengweg dadurch, dass sie nicht Mittheilung zum nächsten Zwekk hat, sondern dass die Mittheilung nur eine Folge ist. Die Darstellung der Wissenschaft ist sich selbst Zwekk, so wie die Wissenschaft sich selbst Zwekk ist. Sie wird aber keine andere Darstellungsform wählen können, als die, welche das Leben im Bedürfniss ausgebildet hat, und fält in so fern mit der Sprache des Lebens zusammen. Nur was das Leben in einzelnen Richtigkeiten gab, das wird sie zu allgemeinen Wahrheiten zu steigern suchen, und von dem Standpunkte dieser allgemeinen Wahrheiten aus wieder einzelne Richtigkeiten dem Leben bestimmen. Was früherhin von der Wahrheit gesagt wurde, das gilt also ganz vorzüglich bei der Darstellung der Wissenschaft, obgleich sie sich der Richtigkeit nie entrathen kann. Die Schönheit wird bei dieser Darstellungsart vorzüglich bestehen in dem Uebereinstimmen der Wahrheit mit der Richtigkeit, des Allgemeinen mit dem Einzelnen, der Vernunftschlüsse mit der Erfahrung, des geistigen Wesens mit dem leiblichen, des Innern mit dem Aeußern. Da das Wissen mehr ein Spähen und Schaffen, als ein Nachbilden ist, nämlich ein Sichimmermehrbewustwerden, so wird seine Darstellung häufig neu sein, wie es selbst neu ist. Diese Neuheit wird sich nicht in der Anschauung, sondern in der Vorstellung finden, deshalb werden nicht neue Laute so leicht, wohl aber neue Wörter gebildet werden müssen. Oft werden solche Wörter die allerwichtigsten, häufig wiederkehrenden, aber streng zu unterscheidenden Begriffe be-

zeichnen und dann Kunstwörter ausmachen, die gerade in dieser oder in jener wissenschaftlichen Darstellung nothwendige Haltungspunkte sind, und deshalb ohne Grund nicht vermieden werden müssen. Zu neuen Satzverbindungen wird es die wissenschaftliche Darstellung nicht so leicht bringen, da das Leben, in seinen mannigfaltigen Verschlingungen, auch schon die Sätze in den mannigfaltigsten Verschlingungen gebraucht. Wohl aber kann die wissenschaftliche Darstellung mit weit mehr Schärfe des Denkens sich der Sätze bedienen, als dies im Leben der Fall ist, und auch einzelnen Satzformen einen eingeschränktern Gebrauch anweisen, als ihnen das Leben angewiesen hat, so wie sie dies häufig mit einzelnen Wörtern macht, verengend und erweiternd den Begriff.

Das Wort Wissenschaft hat eine engere und eine weitere Bedeutung. Es steht entgegen, im weitesten Sinne, den Wörtern Kunst und Ausübung. In einem engern Sinne ist ein bloßes Erkennen und Verstehen, ein lükkenhaftes, stükkweises Wissen davon ausgeschlossen; in einem noch engern Sinn ist dadurch nur das Wissen bezeichnet, was durch bloße reine Vernunftschlüsse entwikkelt wird (eigentliche Filosofie). Da nun die wissenschaftliche Darstellung wissenschaftliche Vorstellungen darstelt in der der Wissenschaft angemessenen Darstellungsweise, so müssen auch die wissenschaftlichen Darstellungen ebenfals in einem engern oder weitern Sinne wissenschaftlich sein können, oder sich mehr oder weniger vom Leben trennen und losreißen.

§. 46.
Eintheilung.

Die Wissenschaft hat es immer und ewig zu thun mit der Gotheit und mit der Welt, deren Vereinigung

ihr stetes Ziel ist. Die Gotheit ist das ewige Sein, die Welt das ewige Werden aus dem ewigen Sein. Deshalb hat die Wissenschaft es mit dem Werden und mit dem Sein zu thun, und die wissenschaftlichen Darstellungen zerfallen somit in die Darstellungen des Seins und die des Werdens. Das ewige Sein läst sich nur fühlen, und deshalb werden die Darstellungen desselben gefühlvolle sein; das Werden läst sich mit der Vernunft fassen, und die Darstellungen desselben sind deshalb vernünftige Darstellungen. Diese Darstellungen können entweder die der allgemeinen Vernunft (allgemein wissenschaftliche) oder die der Vernunft in einzelnen Theilen (z. B. der Rechtslehre, Pflichtlehre, Größenlehre, Zahlenlehre u. s. w.) sein. Allein nehmen wir die Wissenschaft nicht in dem strengen Sinn, sondern geben auch der Erfahrung ihr Recht, und fassen wir das ewige Werden des ewigen Seins in Zeit und Raum auf, so kommen wir zu den bestimten Seinsarten der Welt (Raum) und zu den bestimten Werdensarten der Welt (Zeit). Die Darstellung der verschiedenen bestimten Seinsarten heißt die Beschreibung, und die Darstellung der bestimten Werdensarten die Erzählung (Geschichte). So bekommen wir, wie bei den Darstellungsarten des Lebens, auch vier verschiedene Darstellungen der Wissenschaft, nämlich:

1) Darstellungen des Seins (Raum) = Beschreibung.

2) Darstellungen des Werdens (Zeit) = Erzählung = Geschichte.

3) Darstellungen des Urwerdens = vernünftige nnd verständige Auseinandersetzungen.

4) Darstellungen des Urseins = gefühlvolle Darstellungen.

Die ersten beiden sind erfahrungswissenschaftliche Darstellungen, und die beiden andern urwissenschaftliche Darstellungen. Diese vier verschiedenen Darstellungen zerfallen auf folgende Weise in acht Darstellungen. Die erfahrungswissenschaftlichen Darstellungen können nämlich entweder rein gegenständig (objektiv), rein verständig, oder sie können zugleich auch selbständig (subjektiv), also gefühlvoll und begeisternd sein. Eben so sind die urwissenschaftlichen Darstellungen entweder ganz gegenständig, rein vernünftig und gefühlvoll, oder sie sind auch selbständig, also begeisternd und im hohen Grade gefühlvoll. Hierauf bezieht sich ja die Eintheilung in die mitlere und höhere Schreibart. Die 8 Darstellungen zerfallen in 16, wenn man berüksichtigt, dass jede entweder einseitig — eine Rede — oder wechselseitig — ein Gespräch — sein kann. Wir verdoppeln noch ein Mal diese Darstellungen, wenn wir erwägen, dass Rede und Gespräch nur mündliche Darstellungen sind, denen die schriftlichen: Abhandlung und Brief, entgegengesetzt sind. Dass aber auch die Rede als Rede und das Gespräch als Gespräch schriftlich dargestelt, oder vielmehr aufgeschrieben werden, das begründet weiter keine Eintheilung; denn die Rede mag gedrukt, geschrieben oder gesprochen werden, immer gehört sie zu den mündlichen Darstellungen; dasselbe gilt vom Gespräch. Und im Gegentheil die Abhandlung oder der Brief, sie mögen vorgelesen, gedrukt oder geschrieben werden, immer gehören sie zu den schriftlichen Darstellungen. Die Eintheilung, welche wir noch bei den Aufsätzen des Lebens machten nach ihrer Bestimm-

ung für die Gegenwart und für die Zukunft, kann hier nicht stattfinden, da die Darstellungen der Wissenschaft sich selbst Zwekk sind, und es ganz gleichgültig deshalb ist, ob sie auf die Zukunft oder auf die Gegenwart würken. Sobald wir aber die Wissenschaft ins Leben einführen, und ihre Darstellungen, obgleich sie rein wissenschaftlich sind, doch auch dem Leben anfügen, wie dies so oft geschieht, und auch geschehen muss, so treten auch die Rükksichten des Lebens ein. Eigentlich sind solche Darstellungen aber, wenn sie auch der Form nach rein wissenschaftlich sind, dem Wesen nach schon gemischt; und das Leben wird mit der Wissenschaft gleiche Ansprüche an sie machen, und wo die Ansprüche von beiden sich durchkreuzen, da werden beide nachgeben müssen, um sich zu einen. Deshalb gibt es viele Aufsätze, die, wie man wohl zu sagen pflegt, keine Geschäftsaufsätze, aber auch keine rein wissenschaftlichen Darstellungen sind. Sehen wir hiervon noch ab, so gibt es folgende wissenschaftliche Darstellungen:

I. Beschreibungen,

1) rein verständige (gegenständige),
   a. einseitige,
      a) mündliche,
      b) schriftliche,
   b. wechselseitige,
      a) mündliche,
      b) schriftliche;

2) begeisternde (selbständige),
   a. einseitige,
      a) mündliche,
      b) schriftliche,

b. wechselseitige,
a) mündliche,
b) schriftliche.

II. Erzählungen.
III. Vernünftige Auseinandersetzungen.
IV. Gefühlvolle Darstellungen.

} mit den unter I. aufgestelten Unterabtheilungen, die wir des Raums wegen nicht wiederholen.

Dass nicht jede von diesen 32 verschiedenen Darstellungen gleich reichhaltig in der Wissenschaft ausgefült ist und ausgefült werden kann, das beeinträchtigt unsere Eintheilung nicht.

§. 47.
Beschreibungen.

Die Beschreibungen haben es mit den einzelnen Theilen der Welt zu thun, oder mit ihr überhaupt. Es gibt demnach Weltbeschreibungen, Erdbeschreibungen, Minerbeschreibungen, Pflanzen-, Thier- und Menschenbeschreibungen, Beschreibungen von Wiesen und Auen, Feldern und Wäldern, Gärten und Weiden, von Meeren und Seen, Städten und Dörfern u. s. w. Sind diese Beschreibungen bloß gegenständig (objektiv), so sollen sie grelle und treffende Abmahlungen und Nachzeichnungen sein. Die Sprache in solchen Beschreibungen muss sehr verständlich sein, da der Zwekk solcher Beschreibungen gewöhnlich wissenschaftliche Belehrung ist. Dass durch solche Beschreibungen sehr das Leben gewinnen könne, und dass viele solcher Beschreibungen bloß des Lebens wegen gemacht werden, liegt klar am Tage. Was daher früherhin von den Beschreibungen bemerkt ist, das findet auch

hier gröstentheils seine Anwendung. Die meisten Beschreibungen sind ihrem Wesen nach einseitige Mittheilungen, und sie eignen sich nicht sonderlich zu der Gesprächsform. Werden Beschreibungen mit Begeisterung gemacht, spricht sich das Gefühl in ihnen lebhaft aus, stelt der Beschreiber mehr sich den Beschreibenden, als den Gegenstand der Beschreibung dar, so wird die Beschreibung eine Schilderung. Der einfachen Beschreibung liegt die Anschauung, der Schilderung die Einbildung zum Grunde. Schilderungen sind deshalb nicht bloße Abzeichnungen, sondern schöne Bilder, nicht mehr rein wissenschaftliche, sondern schon künstlerische Darstellungen auf dem Felde und in dem Gebiet der Wissenschaften. Die Schilderungen belehren wohl auch, aber sie belehren nicht strenge, sondern erheben, beleben und erwekken mehr, als sie unterrichten. In den Schilderungen werden alle menschlichen Kräfte hervortreten können, in den strengen Beschreibungen nur die Anschauung und der Verstand. Die Sprache wird daher lebhafter und mannigfaltiger in erstern sein, die Wörter werden mehr Bilder als Verstandesbestimmungen enthalten, und in den Sätzen wird eine schöne Mannigfaltigkeit stattfinden, als ein Erzeugniss der mannigfaltigen menschlichen Kräfte. Beschreiben läst sich jedes Ding, schildern nur in so fern, als der Darsteller eine schöne Seite dem Dinge abgewint, als die Einbildungskraft angeregt und das Gefühl dadurch belebt ist. Beschreibungen und Schilderungen zu vermischen, um Schönheit und Wahrheit zu paaren, ist in vielen Fällen nicht bloß zuläslich, sondern auch zwekkmäßig. Es gibt aber auch Beschreibungen, die so rein wissenschaftlich sind, dass alle Schilderungen darin einen Uebelstand bilden würden. Die bloßen Beschrei-

bungen können keinen Gegenstand der eigentlichen feierlichen Rede ausmachen, wohl aber können Beschreibungen und Schilderungen auch in einer feierlichen Rede vorkommen. Die mündlichen Beschreibungen sind selten vollständig, weil der mündliche Darsteller selten im Augenblikk seinen Gegenstand richtig zu stellen und dessen einzelne Theile zu ordnen weiß. In den schriftlichen Abhandlungen, wenn sie Beschreibungen sind, muss aber die strengste räumliche Ordnung stattfinden; dies kann auf eine doppelte Weise geschehen:

1) Indem man zuerst einen Ueberblikk über das Ganze liefert, gleichsam ein Netz entwirft, und nun jedes einzelne Fachwerk des Netzes nach einander ausfült, nie aber von einem Fachwerk zum andern überspringt.

2) Indem man einen einzelnen Theil des Gegenstandes, den nächstliegenden, oder den hervorstehendsten zuerst ergreift, diesen näher beschreibt, und hiermit die übrigen Theile, wie sie sich räumlich oder nach andern Verhältnissen, am besten daran anschließen, verbindet, und zulezt noch einen Ueberblikk über das Ganze liefert.

Ueberhaupt ist bei Beschreibungen wohl dahin zu sehen, dass das Ganze als Ganze hervortrit und dass auch jeder einzelne Theil in seiner verhältnismäßigen Deutlichkeit erscheine. Wählt der Darsteller sich einen besondern Standpunkt, von welchem aus er den Gegenstand seiner Beschreibung betrachtet hat, so muss er auch dem Leser diesen Standpunkt angeben, damit dieser nicht einen abweichenden Standpunkt sich wähle, und so in einem ganz schiefen Lichte die Beschreibung aufnehme.

§. 48.
Erzählungen.

Wie die Beschreibungen zusammengehalten werden in ihrem Innern durch räumliche Verhältnisse, durch räumlichen Zusammenhang, so werden die Erzählungen zusammengehalten durch zeitige Verhältnisse, durch den Zusammenhang des Vor und Nach, der Ursache und der Folge, der Bedingung und des Bedingten. Erzählungen sind Darstellungen des Geschehenen, entweder im Allgemeinen oder im Besondern. Ihr Gebiet geht so weit, als das Werden in der Welt geht. Da nun alles Werden nur seinen Vereinigungspunkt in dem freien Werden, in dem Machen findet, und dieses sich auf der Erde im Menschen befindet, so wird der Mittelpunkt der meisten Erzählungen der Mensch sein, oder die meiste und eigentliche Geschichte ist Menschengeschichte. So wie jede wissenschaftliche Beschreibung, wenn sie den Namen wissenschaftlich verdienen soll, dahin strebt, die Mannigfaltigkeit des Gegebenen zu einer Einheit des Gedankens zu bringen, so muss auch jede wissenschaftliche Erzählung die Mannigfaltigkeit des Geschehenen und Erfahrnen zu der Einheit des Gedankens bringen. In so fern dies Beschreibungen und Erzählungen nicht thun, sind sie bloße Darstellungen des Lebens, das immer mehr an Einzelnheiten der Würklichkeit klebt, als sich zu dem Gedanken des Allgemeinen erhebt. Die geschichtliche Darstellung, wenn sie ganz in ihrem wissenschaftlichen Wesen auftrit, ist wieder rein gegenständig; rein verständig und vernünftig; trit aber in ihr zugleich der Darsteller als Mensch mit allen seinen Kräften auf, so wird die Darstellung eine geschichtliche Schilderung, oder geht über in das Gebiet der feierlichen Rede,

wird rednerisch, schildernd, durch Begeisterung begeisternd. Die bloße zeitgemäße (chronistische) Darstellung fält dem Bedürfniss anheim, und ist früherhin erwähnt; die Darstellung nach Grund und Folge (pragmatische) ist rein wissenschaftlich, die Darstellung mit Begeisterung greift schon über in das Gebiet der Kunst, und huldigt schon der Schönheit, obgleich dies nie mit Aufopferung der Wahrheit geschehen darf. Jede von diesen drei Arten der geschichtlichen Darstellungen wird ihre eigenthümliche Sprache haben, die sich leicht aus dem Unterschiede zwischen Leben — Wissenschaft und — Kunst in der Wissenschaft ableiten lassen, ohne dass wir hier nöthig haben, breite Worte über die geschichtliche Schreibart zu machen. Nur vor einigen Fehlern sei noch gewarnt.

1) Die trokne Einförmigkeit, welche man bei den ältern deutschen Schriftstellern findet, beweist, dass die Geschichtschreiber nur Chroniken gelesen, nur Geschichtsstoffe gesammelt, aber nicht geistig in der Geschichte lebten. Wer würklich in der Geschichte lebt, der kann nicht trokken dieselbe darstellen.

2) Die geschichtlichen Darstellungen, welche die Wahrheit verletzen, und einem schönen Gedanken zu gefallen Thatsachen anders erzählen, als sie würklich sind, gehören zu den Windbeuteleien. Dem Franzosen kann man darin wohl nachsehen, aber für einen Deutschen schikt sich solches Unwesen nicht. Bei der Geschichte ist die Wahrheit das Ein und das All, der eigentliche Lebensgeist.

3) Alle Uebertreibungen und Ausmahlungen, die ein zu starkes Licht auf den Gegenstand werfen, müssen fern sein von der Geschichte.

4) Die Geschichte durchzuwürken mit allerlei Nutzanwendungen, wie dies die Geschichtschreiber gar häufig thun, das heißt die Geschichte entweihen. Die Geschichte ist an und für sich eine Lehrerin, man braucht sie nicht erst auf den Lehrstuhl zu setzen und mit Mantel und Kragen zu behängen.

Da jeder Darsteller mit dem Gegenstande seiner Darstellung ganz aufgehen, oder ganz in demselben leben muss; so ergibt sich daraus, dass jeder Geschichtsschreiber desto besser darstellen wird, je näher der Geschichtskreis seinem Lebenskreise liegt. Johannes von Müllers Schweizergeschichte sei Beispiel! Eine allgemeine Weltgeschichte kann nur derjenige gut liefern, der die ganze Welt nicht bloß durchreist, sondern durchlebt hat. Wie wenige Geschichtschreiber sind deshalb zu ihrem Amte berufen! — Den Gelehrten geht gewöhnlich das Leben zum Geschichtschreiben ab, und den Staatsmännern gewöhnlich die Wissenschaft. Der, wer den Gelehrten und den Staatsmann in sich vereint, und in den mannigfaltigsten Verschlingungen des würklichen Lebens sich eine hohe Ansicht bewahrt hat, der schreibe eine Geschichte! Unter einem Volke, wo das Staatsleben ein öffentliches Leben ist, kann leichter ein Geschichtschreiber aufwachsen, als unter einem Volke, wo das Staatsleben eingekammert ist.

§. 49.

Streng-wissenschaftliche Darstellungen.

Die streng-wissenschaftlichen (eigentlich filosofischen) Darstellungen unterscheiden sich am schärfsten von allen Darstellungen des Geschäfts, sind ganz besonnen und kalt, bekümmern sich nicht um das, was

das Leben liefert, sondern haben die Entwikkelung der Denkwelt zum Ziele. Diese Darstellungen entfernen sich in ihrer Sprache auch am meisten von der Sprache des Lebens, bedienen sich eigenthümlicher Kunstwörter und wollen auch nur von denen verstanden werden, die selbst tief in das Denken eingeweiht sind. Die strengste Bündigkeit, die bestimteste Folgerichtigkeit im Denken wird diese Darstellungen auszeichnen. Begriffe werden hier beständig aus Vorstellungen sich entwikkeln, werden sich in Urtheile auflösen, neue Begriffe schaffen, und Schlüsse sich an Schlüsse reihen. Unterordnungen und Nebenordnungen, Eintheilungen und Abtheilungen werden durch einander sich begründen, und so Alles auf das Genaueste verketten. — Aber auch diese streng wissenschaftlichen Darstellungen werden ihren Grad haben. Theilweis schließen sie sich allmälig an ans Leben, wie dies der Fall ist in der Darstellung der angewandten Wissenschaften; theils auch werden sie mit Selbständigkeit (subjektitaet) verbunden sein, und so der Einbildungskraft, der Begeisterung und den Gefühlen einigen Spielraum geben, oder sich auch der Kunstwelt anschließen. Die Rede hat ihr bedeutendstes Feld gerade in diesen Darstellungen. Ja, das tiefste Denken, so rein gegenständig es auch an und für sich sein soll, reißt so leicht den Denker selbst fort, und daher komt es, dass, auf dem höchsten Gipfel, Wissenschaft und Kunst (Filosofie und Poesie) wieder so nahe verwandt sind. Die Lehre von Gott, überhaupt die ganze Lehre der Gottseligkeit, ist deshalb wissenschaftlich-dichterisch (filosofisch-poetisch), und Tugend und Glauben (Moral und Religion) sind am schwersten im Leben zu scheiden. Aber in den einzelnen Theilen der Wissenschaft, z. B. in der Zahllehre, Rechtslehre, Denk-

lehre u. s. w., ist oft die wissenschaftliche Darstellung rein wissenschaftlich und darf nicht anders sein, darf nicht übergreifen in das Gebiet der Kunst.

Dass der streng wissenschaftliche Stil nicht dürr und trokken zu sein braucht, ersieht man aus den Schriften unserer neuen Weltweisen, vorzüglich eines Fichte, Jakobi und Schelling. Selbst einzelnen Theilen der Wissenschaft, z. B. der Sprachlehre, der Denklehre u. s. w., kann die Trokkenheit benommen werden, vorzüglich dadurch, dass man die Allgemeinheiten mit Besonderheiten und Einzelnheiten vermischt. Dass früherhin die wissenschaftlichen Darstellungen so trokken waren, das hatte seinen Grund in den Wissenschaften selbst.

Vorzüglich ist bei streng wissenschaftlichen Darstellungen noch zu warnen vor schlecht gebildeten und ausländischen Kunstausdrükken, womit leider die meisten ganz durchspikt sind. Wann wird es dahin kommen, dass man die echt-deutsche Wissenschaft — die Urwissenschaft (Filosofie) — auch rein-deutsch vorzutragen wagt? Fichte hat die Bahn gebrochen, er war der erste deutsche Wissenschaftslehrer; man folge ihm! — Auch unsere Beschreibungen, z. B. die der Miner, der Pflanzen, der Thiere u. s. w. leiden noch an dieser Krankheit.

§. 50.

Die gefühlvollen wissenschaftlichen Darstellungen.

Die gefühlvolle wissenschaftliche Darstellung ist nicht eine wissenschaftliche Darstellung der Gefühle; denn diese gehört ebenfals zu §. 49; sondern eine gefühlvolle Darstellung des Urseins der Gotheit, als

des Vereinigungspunktes alles Wissens. Die Darstellungen des innern Anschauens der Gotheit gehören hierher; sie werden sich äußern in Andacht und im Gebet. Aber lange gefühlvolle wissenschaftliche Darstellungen kann es gar nicht geben, weil das Gefühlvolle dem Wissenschaftlichen, und das Wissenschaftliche dem Gefühlvollen widerstrebend ist. Die Müstiker lieben diese Darstellungen, und wenn man auch zugestehen muss, dass der Glaube ein gefühlvolles Wissen ist, so kann man doch keineswegs diesen Glauben breit auseinander legen, ohne ihn nicht ganz zum eigentlichen Gegenstande des Wissens zu machen. Lange Gebete sind aus demselben Grunde verwerflich, weil sie wissenschaftliche Darstellungen vor Gott, dem Allwissenden, werden. Ein Seufzer stelt oft hier besser dar, als ein ganzer breiter Aufsatz.

Deshalb müssen wir erklären, dass es eigentliche gefühlvolle wissenschaftliche Darstellungen gar nicht gibt. Die Gefühle fallen der Kunst anheim, und was allso hier auf dem wissenschaftlichen Feld nicht erreichbar ist, das wird sich desto besser auf dem Kunstfelde erreichen lassen. — Lichtenberg nent nicht übel die gefühlvolle wissenschaftliche Darstellung die tollgewordene Prosa.

§. 51.

Uebergang zur feierlichen Rede und zum Kunstgespräch.

Wenn wir unsere vorhin angegebene Eintheilung der wissenschaftlichen Darstellungen ins Kurze und Einfache zu ziehen suchen, und nicht sowohl den Gegenstand der Darstellung, als die Darstellungsweise selbst

berükſichtigen, ſo wird ſich folgende Eintheilung ergeben:

1) Einſeitige verſtändliche, gewöhnlich ſchriftliche Mittheilung = Abhandlung.

2) Einſeitige begeiſterte Mittheilung, gewöhnlich mündlich = Rede.

3) Wechſelſeitige verſtändliche, gewöhnlich ſchriftliche Mittheilung = Briefwechſel.

4) Wechſelſeitige begeiſterte, gewöhnlich mündliche Mittheilung = Geſpräch.

Die gewöhnlichen Geſpräche des Lebens, und die gewöhnlichen Briefe des Geſchäfts ſind von ſelbſt ausgeſchloſſen. Ueber Abhandlungen haben wir ſchon das Nöthige geſagt, und ein wiſſenſchaftlicher Briefwechſel beſteht aus gegenſeitigen Abhandlungen. Nur des Geſprächs und der Rede müſſen wir noch beſonders erwähnen, da ſie als reine Kunſterzeugniſſe in dem Gebiet der Wiſſenſchaft ſo häufig auftreten, und als ſolche ein eigenes Kunſtweſen an ſich tragen. Dies geſchehe in den beiden nachfolgenden §§.

§. 52.

Das Kunſtgeſpräch.

Das Kunſtgeſpräch iſt kein würklich ſtatt gefundnes Geſpräch, ſondern eine wiſſenſchaftliche Darſtellung, die ſich der Form des Geſprächs bedient, entweder, um dadurch an Lebhaftigkeit zu gewinnen, oder, um das Für und Gegen deſto genauer zu erwägen. Ein ſolches Kunſtgeſpräch hat entweder ganz die Form des würklichen Geſprächs, oder es wird nur der Geſprächsinhalt von dem Darſteller mitgetheilt, ſo daſs

das Gespräch mehr erzählt, als eigentlich gesprochen wird. Bei dieser letzten Form muss man sich wohl in Acht nehmen, dass die Darstellung nicht verwirt, schleppend und eintönig wird. Dies geschieht so häufig, wenn die Worte mehrer Personen erwähnt werden, und wenn die gesprächlichen Mittheilungen lange dauern. Die häufigen Wiederholungen: da sagte der, und jener antwortete, und dieser erwiederte, und er entgegnete, werden misstönend, und die beständigen Anknüpfungen mit dem dass erzeugen sowohl eine Eintönigkeit, als eine Weitschweifigkeit. *) Um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, wähle man lieber das eigentliche Gespräch in den Fällen, wo die Geschichtsmittheilung mannigfaltig und lang ist.

Die Gespräche können entweder rein wissenschaftliche Darstellungen in der Gesprächsform, oder mehr künstliche und begeisterte Darstellungen in dieser Form sein, wie wir diese Unterscheidung früherhin bei allen wissenschaftlichen Darstellungen machten. Sie können auch das Leben künstlich nachahmen, und werden dann oft witzig, scharfsinnig und launig sein, wie dies bei mehren Gesprächen von Engel der Fall ist. Ueberhaupt, da die Gesprächsform so sehr eine Darstellungsform des Lebens ist, so werden in Gesprächen Kunst, Wissenschaft und Leben so häufig im schönsten Einverständnisse neben einander einherschreiten. Die Gegenstände des Kunstgesprächs sind deshalb sehr mannigfaltig. Der Willen schreitet hier neben den Ge-

---

*) Anmerk. Die Lateiner sind besser daran, weil sie ihren Accusativum cum Infinitivo haben.

fühlen einher, der Verstand wird von Aufwallungen und Leidenschaften begleitet, die Vernunft wird herschen und auch die Würklichkeit gebieten, die Begeisterung eintreten und wieder der kalten Beurtheilung ihre Stelle räumen, — genug, das Kunstgespräch ist ein Kunstgemisch der Wissenschaft mit der Kunst und dem Leben. Weitläuftige Beschreibungen, lange Erzählungen, streng wissenschaftliche Ableitungen und Erörterungen werden selten in dem Kunstgespräch vorkommen, obgleich das Ziel des Kunstgesprächs oft die bloße Darstellung der Wissenschaft sein kann. Die Sprache des Kunstgesprächs wird sehr mannigfaltig und verschieden sein, nach dem Gegenstande, nach dem Sprechenden und nach ihren Gemüthsstimmungen. Aber in die Gemeinheit des gemeinen Lebens darf das Kunstgespräch nie verfallen, sein Ziel darf nie das Geschäft sein, auch nicht die eigentliche Kunst; denn in so fern dies der Fall ist, gehört das Gespräch nicht mehr hierher, sondern in die Darstellung der Kunst. Das wissenschaftliche Kunstgespräch bedient sich wohl theilweise der Darstellungen der Kunst, aber sein Ziel ist immer mehr Wissenschaft als Kunst. Dass übrigens auch hier wieder die Grenzen schwer abzustekken sind, sieht Jeder wohl leicht ein. Ein gutes Kunstgespräch, dessen Ziel Darstellung der Wissenschaft ist, kann nur die Sache von gebildeten Darstellern sein, weil es eine kunstlose Kunst ist. So häufig trit hier Künstelei statt der Kunst, Verzierung statt Schönheit auf. Das Gespräch wird um so schwieriger sein, je mehre Sprecher darin vorkommen; denn jeder Einzelne soll sein eigenthümliches Wesen aussprechen. Daher muss der Verfertiger eines solchen Gesprächs die Eigenthümlichkeiten aller dieser Sprecher in sich rein aufgefast haben, um sie darstellen zu können.

§. 53.

Die Kunstrede.

Die Kunstreden, oder die feierlichen Reden, sind eigene Erzeugnisse des freien Geistes in der Begeisterung. Solche Erzeugnisse sind häufig in freien Staaten, in Reichen werden Lobreden, Prunkreden, Schmeichelreden und lebenslose trokkene Vorträge ihre Stelle einnehmen. Das Ziel einer jeden Rede ist Wissenschaft oder Wahrheit; sie unterscheidet sich aber von jeder Abhandlung dadurch, dass die Wahrheit mit Begeisterung ausgesprochen, und deshalb nicht bloß gegenständig, sondern selbständig zugleich dargestelt wird. Jeder Redner soll ein eigentlich Begeisterter sein, und nur in der wahren Begeisterung finden wir den Schlüssel zu einer Rede. Die Selbständigkeit muss aber immer in der Rede der Gegenständigkeit untergeordnet sein, weil sonst die Wahrheit nur Wahrscheinlichkeit, die Wissenschaft Kunst werden würde, die Prosa Poesie. Die bildlichen Darstellungsformen gehören deshalb wohl in die Rede, aber weniger die bildlichen Vorstellungen. Da die Rede nicht geschrieben, sondern gehalten werden soll; so wird der Klang im Laut, im Wort und im Satz vorzüglich zu berüksichtigen sein. Aber nicht durch den Wohlklang, nicht durch die Schönheit, sondern durch die Wahrheit soll der Redner sein Ziel erreichen. Der Wohlklang und die Schönheit helfen ihm nur, die verschiedenen Darstellungsformen, wodurch er nicht bloß den Verstand, sondern das ganze Wesen der Zuhörer anspricht, sollen ihn unterstützen. Er darf rühren, er darf Leidenschaften und Aufwallungen zeigen und zu erregen suchen, er darf Begierden erwekken, er darf für sich gewinnen, aber er soll nie bloß überreden, sondern überzeugen,

und die Wahrheit bleibt daher immer sein höheres Ziel, und häufig die Wahrheit, die zugleich einen Grundsatz des Handelns enthält.

Die Alten theilten mit Recht ihre Reden in drei Arten, nämlich 1) in beurtheilende, um zu loben oder zu tadeln; 2) in rathschlagende, um den Willen zu bestimmen; 3) in gerichtliche, die entweder anklagten oder vertheidigten. Für unser Leben past freilich die Eintheilung nicht mehr, denn gerichtliche Reden finden nicht statt bei uns, da unsere Gerichtsverhandlungen nicht öffentlich sind, und unsere Staatsverhandlungen eben so wenig. Nur die beiden ersten Arten finden bei uns statt, obgleich in einem ganz andern Umfange, als dies bei Griechen und Römern der Fall war. Die Eintheilung in weltliche und geistliche Reden ist einfach und auch passend für unsere jetzige Zeit. Allein nur die geistlichen Reden eröfnen der Beredsamkeit ein großes Feld, das freilich auch oft sehr schlecht beakkert wird. Die weltlichen Reden sind größtentheils Spiegelfechtereien und eitle Wortmachereien. Man rechnet hierher die Reden der Gesandten, die gewöhnlich nur Schmeicheleien sind, andere Staatsreden, als Huldigungsreden, Fahnenreden, Einweihungsreden, Schulreden, die gewöhnlich nur Ablesungen sind von wissenschaftlichen Aufsätzen u. s. w. Die Freimaurerreden sind gewöhnlich halb geistlich, halb weltlich. Wir behalten die Eintheilung in geistliche und weltliche Reden bei; denken uns aber unter den weltlichen Reden nicht die amtlichen, ängstlichen Geschäfts- und Anständigkeitsreden, sondern würkliche Reden vor öffentlichen Volksversamlungen. Wir glauben hierzu um so eher ein Recht zu haben, da in den neuern Zeiten diese Beredsamkeit schon wieder anfängt ins Leben zu treten, und die Aussicht da ist, dass, wenn die deutschen

Staaten eine Verfassung werden erhalten haben, auch die Redekunst immer mehr und mehr sich ausbilden wird. Ob aber in eigentlich strengen rechtlichen Verhandlungen die Beredsamkeit wieder einzuführen ist, daran möchte ich zweifeln; denn der Redner wird oft die Person statt der Sache ergreifen; doch behaupte ich damit nicht, dass einige rechtliche Verhandlungen nicht solten öffentlich sein; freilich für alle schikt sich die Oeffentlichkeit nicht, wenigstens nicht eine allgemeine Oeffentlichkeit, denn der Schwache nimt leicht ein Aergernis.

Jede Rede, sie sei weltlich oder geistlich, beabsichtigt vorzüglich die Erweiterung des Wissens und die Lenkung und Bestimmung des Willens. Rührungen, Gemüthserschütterungen, Bekämpfungen von Vorurtheilen, und alles übrige Innere und Aeußere der Rede ist nur zu betrachten als ein Mittel zu diesen beiden Zwekken. Die Rührung kann nie als Zwekk selbst betrachtet werden; denn wozu Thränen erpressen, wozu erweichen und erheben, wenn nicht der Erweichte und Erhobene soll nun etwas anderes wissen, als er gewust hat, etwas anderes wollen, als er gewolt hat? Wolte man außer der Belehrung und der Willensbestimmung noch einen andern Zwekk der Rede setzen, so wäre es die Unterhaltung, — die angenehme Beschäftigung der Zuhörer. Allein jede Rede hat, während sie belehrt und zu Handlungen bestimt, die angenehme Unterhaltung in ihrer Begleitung; denn wenn der Zuhörer nicht angezogen und angenehm durch die Rede unterhalten wird, so geht er nicht leicht auf die Belehrung und die Willensbestimmung ein. Reden, die bloße Unterhaltung bezwekken, als Punschreden, Tischreden und andere Reden im frohen Kreise, die gewöhnlich witzig sein müssen, gehören mehr in

das Gebiet des geselschaftlichen Lebens, als in das der wissenschaftlichen Darstellungen.

Damit der Redner sein Ziel erreiche, so muss er selbst belehrt sein über das, worüber er belehren will, er muss selbst den Willen in sich tragen, den er erwekken will; er muss selbst von dem Gegenstande ergriffen sein, den er will ans Herz legen, — genug, er muss selbst leben in dem Gegenstande seiner Rede, darin leben mit seinem ganzen Selbst, mit seinem ganzen Gefühl, seiner ganzen Willenskraft, seiner ganzen Einsicht. Er muss aber, obgleich er lebt in seinem Gegenstande, dennoch immer der Herr seiner selbst, der Herr seines Gegenstandes bleiben; er darf nicht weinen, wenn er rühren will, er darf nicht sich erst selbst bestimmen, wenn er andere bestimmen will. Er muss seinen Gegenstand nicht so ordnen, wie er in seiner Vorstellung ist, sondern die Darstellung einrichten nach den Zuhörern, und deshalb zunächst zu ihnen heruntersteigen, um sie zu sich hinauf zu ziehen. Er muss die Gemüther so an sich reißen, dass sie wähnen, sie selbst denken, fühlen und wollen so, als der Redner denkt, fühlt und will; so dass sie nicht mehr ihn hören, sondern nur sich in ihm. Der Zuhörer muss dahin gebracht werden, dass er mit dem Redner liebt und hasset, will und verabscheut, beschließt und handelt. — Dieses zu erreichen, ist um so schwieriger, je verschiedener die Zuhörer an Bildung, Meinung, Gemüth und Willen sind. Ist der Gegenstand der Rede allgemein wichtig, betrift er geistige und leibliche Güter, Freiheit und Seligkeit, Vaterland und Leben, so hat der Redner ein leichteres Spiel, als wenn er über kleine Gegenstände handelt. Ist aber ein wichtiger Gegenstand schon so oft behandelt, so muss der Redner eine neue, noch nicht abgenutzte Darstellungsweise

wählen, um das Gewöhnliche ungewöhnlich, das Alte neu zu machen. Sind die Gemüther schon im Voraus ergriffen und begeistert von dem Gegenstande, so darf der Redner nicht erst suchen, sie zu begeistern und sie dafür zu stimmen, sondern kann gleich auf die Zuhörer rechnen. Alle Einleitungen sind dann Verleitungen und Umwege. Man braucht nicht erst den Hörer in den Gegenstand zu versetzen, wenn er schon darin lebt. Deshalb sind lange Einleitungen bei Grabreden in der Regel verwerflich. Muss der Redner aber erst die Zuhörer auf den Gegenstand leiten, erst auf die Wichtigkeit desselben aufmerksam machen, so wähle er einen passenden Eingang, hole nicht zu weit aus, greife mehr nach Einzelnheiten, als nach Allgemeinheiten, und suche den Eingang so zu ordnen, dass die Hörer von selbst auf den Gegenstand und dessen Wichtigkeit kommen, ohne dass er mit breiten Worten dieselbe auszusprechen nöthig hat. Ueberhaupt muss der Redner, wenn er überzeugen will, mehr die Vordersätze aufhäufen, als die Schlussätze; denn zieht er aus kleinen und geringen Vordersätzen wichtige Schlusssätze, so macht er sich leicht der Ueberredung verdächtig. Die Anordnung des Ganzen sei lichtvoll und deutlich im Wesen, aber nicht in ängstliche Formen eingezwängt, wie dies oft bei Kanzelreden der Fall ist. In der Regel geht der Unterricht der Rührung vorher, und die Rührung der Willensbestimmung; wenn letztere Hauptzweck der Rede ist. Ist Unterricht bloß der Hauptzweck, so wird die Rede immer nur einseitig sein, und mehr ein belehrender Vortrag, als eine Rede genant werden können.

Als gewöhnliche Haupttheile einer Rede führt Adelung folgende an: „Eingang, Vortrag des Gegenstandes und dessen Eintheilung, die

Erklärung, der Beweis, der rührende oder pathetische Theil und der Beschluss.“ — Wir möchten lieber die Theile so angeben: Der Eingang, der Uebergang, der Gegenstand selbst und dessen Theile, die belehrende und die willenbestimmende Ausführung und der Beschluss. — Einen Anfang und ein Ende muss zwar jede Rede haben, und viel komt auf die Güte von beiden an, aber ein Eingang oder eine Einleitung und ein Ausgang oder ein weitläuftiger Beschluss ist deshalb nicht nothwendig. Die Einleitungen haben zur Absicht, die Zuhörer in den Zustand des Denkens und Wollens zu versetzen, von wo aus man wünscht, dass sie den Gegenstand der Rede betrachten sollen. Man hat allso entweder Vorurtheile abzuleiten und ein Uebelwollen zu vernichten, oder man sucht einige Einsichten dem Hörer zu verschaffen oder sein Wohlwollen zu gewinnen, kurz, man hat entweder einzureißen oder etwas anzubauen. — Der Redner kann allso im Eingang sowohl von sich, als von seinen Zuhörern reden, Ersteres mit Bescheidenheit, Letzteres mit Hochachtung, wenn es möglich ist; und vorzüglich denn, wenn man hernach tadeln will. Auch von einzelnen Umständen, von besondern Veranlassungen zu dieser Rede kann man im Eingange sprechen, auf die Wichtigkeit des Gegenstandes aufmerksam machen, oder einen ähnlichen Gegenstand darin behandeln, um von ihm zu dem Hauptgegenstande über zu gehen. Dass der Eingang nicht übermäßig lang sein darf, erhellet von selbst. Nach Befinden der Umstände kann er eben sowohl Gefühle ausdrükken, den Willen bestimmen, als belehren; immer muss er aber mehr in einer nothwendigen, als in einer zufälligen Verbindung mit dem Gegenstande selbst stehen.

Der Uebergang ist die Brükke von der Einleitung zu dem Gegenstand. Ist der Eingang sehr verwandt mit dem Gegenstand, hat man sich keiner Abschweifungen in demselben erlaubt, so wird auch der Uebergang von selbst kommen, oder es wird vielmehr der Gegenstand sich so gut an die Einleitung selbst anschließen, daſs gar kein besonderer Uebergang vorhanden ist. Oft aber wählt man auch einen etwas plötzlichen Uebergang mit Fleiß, um die Erwartung desto mehr zu spannen. Die Zuhörer haben vielleicht schon im Voraus errathen, was der Gegenstand wohl sein würde, und plötzlich nimt der Redner eine andre Wendung und bringt einen ganz andern Gegenstand, als erwartet wurde; der aber auch, wenn vielleicht nur durch den Gegensatz, auf irgend eine schikliche Weise mit der Einleitung in Verbindung steht. Diese unerwarteten Uebergänge werden aber nur einem Redner von wahrem Geiste gelingen. Der Gegenstand der Rede braucht nicht gleich nach dem Uebergange mit einem Mal ausgesprochen und in seinen Theilen zerfält zu werden, wie das in geistlichen Reden gewöhnlich ist, sondern es können Beschreibungen, geschichtliche Auseinandersetzungen, nothwendige Vorerklärungen noch gegeben werden; wie dies auch wohl von Geistlichen geschieht, indem sie die Textesworte näher erörtern. In weltlichen Reden machen die geschichtlichen Erörterungen und Darstellungen oft den wichtigsten Theil der Rede, ja oft die Rede fast selbst aus. Gewöhnlich ist der Hauptgegenstand der Rede ein Grundsatz des Wissens oder ein Grundsatz des Handelns, und als solcher muſs er höchst einfach hingestelt sein, damit er vom Gedächtniſs leicht aufgefaſt werde. Die Entwikkelung der Theile dieſes Gegenstandes kann allmälig geschehen, oder die Theile

können vorläufig angedeutet werden, wie dies in Predigten gewöhnlich zur Uebersicht der Fall ist. Durch das Letztere bekomt die Rede einige Steifheit, die in weltlichen Reden sehr zurükkstoßend sein würde. Ich habe es auch in geistigen Reden sehr zwekkmäßig gefunden, erst allmälig auf die förmliche Eintheilung aufmerksam zu machen, wenn man dem Wesen nach schon einzelne Theile behandelt hat. *) Der Zuhörer theilt dann selbst mit ein, statt dass im entgegengesetzten Fall der Redner dem Zuhörer die Eintheilung gewaltsam aufdringt. Doch ist nicht zu leugnen, dass bei einer verstekten Eintheilung man schon etwas gebildete Zuhörer voraussetzen muss, die man nicht mehr den Schulgang zu führen braucht.

Die Ausführung des Gegenstandes ist entweder geschichtlich oder beschreibend, oder erörternd, erklärend, beweisend, rührend, willenbestimmend u. s. w. Gewöhnlich ist sie gemischt. Bei der ganzen Ausführung ist immer dahin zu sehen, dass man allmälig steigt, zuerst mehre Funken entzündet, und zulezt alle entzündeten Funken zu einem Feuer vereinigt. Der Beschluss besteht gewöhnlich in der Vereinigung dieses Feuers, so dass er mehr rührend, willenbestimmend und erwekkend, als belehrend ist. Er muss nicht bloß das Ergebniss aus dem lezten Theile der Rede, sondern aus der ganzen Rede sein, gleichsam der ganze Geist aus dem Redekörper. Er wird daher am meisten an die Zuhörer sich selbst wenden, am stärksten auf sie eindringen, ohne dass er gerade aus bloßen

---

*) Anmerk. Die stets gleichförmige Behandlung des Hauptsatzes in Predigten ist etwas Langweiliges; ein Freund von mir nante dieselbe den logischen Pastorsattel.

Nutzanwendungen besteht, und aus lauter einzelnen Rezepten, die man aus der Rede zieht. Obgleich gewöhnlich der Schluss sehr stark und ergreifend sein wird, so muss er doch seine gehörige Fallung haben, damit der Zuhörer nicht zu plötzlich aus einer Stimmung in die andere über zu gehen braucht. Diese Wahl eines schiklichen Endes ist nicht leicht, und daher findet man häufig, dass die Redner aus dem Stegreif kein Ende finden können, und gleichsam die Rede hinten dünn ausdrehen, statt sie in einen Knoten zu schürzen.

Der weltliche Redner unterscheidet sich sehr scharf von dem geistigen Redner dadurch, dass jener als Sprecher für die heiligen menschlichen Dinge, dieser aber als Sprecher für die ewigen götlichen Dinge auftrit. Jener will dies Leben gewinnen lassen, dieser dies und jenes Leben zugleich; jener will die menschliche Ordnung herstellen, dieser der götlichen förderlich sein; jener spricht als Mensch im Staat, dieser mehr als Mensch in dem götlichen Staat. Jener wird leichter für sich gewinnen, weil der Mensch eher dem Menschlichen, als dem Götlichen sein Ohr reicht; dieser aber ragt über jenen durch die Würde seines Gegenstandes hervor. Beide müssen sich immer auf einer erhabenen Stellung erhalten; Witz und Lächerlichkeiten dürfen keine Rede entstellen, und Platheiten sie nicht beschmutzen. Von dem Heiligen soll nur mit heiligen Lippen geredet werden. Leibliche und geistige Würde ist daher des Redners erste Zierde. Beide wollen und sollen zu dem Volke oder in großen Versamlungen reden, und müssen daher das Volk in seinen Begehrungen, Wünschen und Ansichten kennen. Da aber ein bedeutender Grad von Begeisterung zu jeder Rede gehört, so verlange man nicht, dass ein Redner

soll gut zu allen Zeiten reden. Hierin sind die Geistlichen in einer übeln Lage, sie sollen nicht bloß allsontäglich, sondern auch oft in der Woche reden; ihnen wird daher das Reden leider zu oft ein Handwerk, die Beredsamkeit weicht zuletzt ganz von ihnen, sie zerreden endlich nur den Gegenstand, statt zu ihm zu bereden. Ueberhaupt ist die geistliche Beredsamkeit eine hohe Gabe, die wenigen verliehen ward; und ein junger Mann solte sich wohl prüfen, ob er nicht ein tönendes Erz und eine klingende Schelle werde, oder gar ein alltäglicher Schwätzer, ehe er sich dem geistlichen Stand widmete.

§. 54.

Vermischte wissenschaftliche Darstellungen.

Viele wissenschaftliche Darstellungen gehören weder zu der einen Darstellungsart, noch zu der andern, sie enthalten einseitige und wechselseitige Mittheilungen, Reden und Abhandlungen, Beschreibungen und Erzählungen zugleich, wie dies in mehren Schriften der Fall ist. Bei diesen vermischten Darstellungen ist wohl dahin zu sehen, dass sie, ungeachtet ihrer Mannigfaltigkeiten, doch der Einheit nicht ermangeln, und dass alle einzelnen Theile gehörig in einander gefügt sind und keine grellen und schroffen Uebergänge dabei stattfinden. Die Reden, so wie die Gespräche, wie sie gewöhnlich sind, gehören schon zu diesen vermischten Darstellungen, weil Gefühl und Willenskraft, Verstand und Leidenschaft, Ruhe und Aufwallungen in ihnen oft mannigfaltig abwechseln. Sollen diese Abwechselungen angenehm sein, so müssen sie dem Gegenstande entsprechen, den Umständen genügen und so erscheinen, als wenn sie ganz von selbst kämen und

gerade nicht anders sein könten; — kurz, sie müssen natürlich sein, d. h. dem menschlichen Wesen entsprechen. Am schwersten von allen Vermischungen ist die des Ernsthaften und des Lächerlichen, weil es im menschlichen Wesen, zumal im Wesen der Deutschen, so nahe zusammen liegt und dennoch so scharf von einander unterschieden ist im Gegensatz. In vielen wissenschaftlichen Darstellungen würde jeder Witz und jede Erregung des Lachens ein großer Anstoß sein, namentlich in den eigentlichen feierlichen, zumal in den geistlichen Reden. Ueberhaupt gehört der Witz mehr dem Leben und der Kunst, als der Wissenschaft an.

Dritter Absatz.

Darstellungen der Kunst.

---

§. 55.

Das Wesen dieser Darstellungen.

Die Darstellung der Kunst in der Sprache (die Poesie) ist die Darstellung von solchen Vorstellungen, die einen Genuss gewähren. Die Sprache dieser Darstellung ist ihrem Zwekk angemessen, und heißt als solche die Dichtersprache; denn die Dichter sind die Darsteller der Kunst in der Sprache. Die Dichtersprache wird mehr Bilder, Ausmahlungen, Schilderungen darstellen, als verständige Vorstellungen, begrifliche Erörterungen und kalte Urtheile. Sie unterscheidet sich dadurch von der Sprache der Wissenschaft sowohl, als von der Sprache des gewöhnlichen

Lebens. Die Darstellnng der Kunst ist, gleich der Darstellung der Wissenschaft, sich selbst Zwekk und Ziel, aber während diese den sinlich-geistigen Menschen in Anspruch nimt, ergreift jene den geistig-sinlichen; während diese will belehren und den Willen bestimmen, wünscht jene zu unterhalten und für sich zu gewinnen. Da aber dieses wie jenes nur immer möglich ist durch die vorhandene Sprache, so bedient sich die Dichtkunst, wie die Wissenschaft, der Sprache des gewöhnlichen Lebens, nur mit dem Unterschiede, dass die Wissenschaft sich derselben als Bezeichnung von Begriffen bedient, und daher derselben mehr Schärfe und Bestimtheit zu geben sucht, während die Dichtkunst sich der Sprache des gewöhnlichen Lebens als Farben bedient, denen sie Licht und Schatten aneignet. Auch die Dichtersprache kann sich der Sätze nicht entrathen, sie wird aber so viel, als es irgend die Sprache erlaubt, die weitläuftig schließenden und urtheilenden Satzverbindungen vermeiden, um nicht zu zeigen, wie sie ihre Farben zu den Gemälden mischt. Das Dingwort ist dem Dichter nur der Grund des Gemäldes, die Eigenschaft- und Zustandwörter tragen vorzüglich die einzelnen Farben auf. Beide sollen allso verschönern und ausschmükken, gleichsam das Ganze vermehren und nicht beschränken und beengen, wie dieses in der wissenschaftlichen Darstellung der Fall ist. Eigennamen sind anschaulicher, als allgemeine Namen, und entsprechen daher mehr den Forderungen der Dichtersprache. Dasselbe gilt von besondern Eigenschaften und von besondern Zuständen im Vergleich mit allgemeinen. Ausführungen und Anführungen, bildliche Vorstellungen, Darstellungen und Darstellungsformen werden ganz vorzüglich der Darstellung der Kunst anheim fallen, ja, in ihnen wird ihr eigentliches Leben

und Weben sein. Das höchste Ziel der Dichtkunst ist Schönheit, der Richtigkeit huldigt sie zwar dadurch, dass sie keine Verstöße macht gegen die Sprachgesetze, der Wahrheit dadurch, dass sie ihre freien Gebilde in das Reich der Wahrscheinlichkeit versetzt, aber die Schönheit ist ihr eigentliches Leben, dem Richtigkeit und Wahrheit nur dienen. Da sie nicht der Richtigkeit in der strengsten Form des Lebens, nicht der Wahrheit im Begriff der strengen Würklichkeit oder Denkbarkeit zu huldigen braucht, so besitzt sie von allen Darstellungsarten die meiste Freiheit. Der Gegenstand der Dichtkunst ist Gott und die Welt in ihren verschiedenen Gestaltungen und Schöpfungen, aber sie behandelt diese Gegenstände nicht als Würklichkeiten, nicht als Wissenschaften, sondern als schöne Anklänge des Aeußern in unserm Innern. Sie empfindet mehr, als sie äußerlich anschaut, sie fühlt mehr, als sie denkt, sie ahnet mehr, als sie weiß, sie beseeligt mehr, als sie bethätigt. In ihren Erzeugnissen soll der Mensch sich seines innern Lebens, fühlend und genießend, bewust werden, während er vergeblich es zu wissen strebt, sie soll dem Sterblichen das Unsterbliche darreichen in sich selbst, während er strebt, es außer sich zu gewinnen und darzustellen. Sie soll dem Leben den feinsten Sinn geben, die Kälte der Wissenschaften wieder erwärmen, und den störrischen Sinn des Verstandes mit der Sanftheit der Liebe bezwingen.

Die Dichtkunst ist eine hohe, eine himlische Gabe, die nicht Jedem verliehen ward; und mit Recht hielten sie daher die Alten für eine besondere Art von Begeisterung. Wer ihre Formen wählt, ohne diese Begeisterung zu besitzen, der begeht einen schnöden Verrath an der Kunst.

Da aber die Sprache immer mehr Darstellung des Denkens, als des Fühlens ist, selbst in den schönsten Dichterwerken, so wird sich die Dichtkunst, trotz alles ihres Strebens, sich den Denkformen zu entwinden, dennoch immer im Denken verweilen, und so trit sie gerade in die Mitte zwischen die wissenschaftlichen Darstellungen und zwischen den Gesang. Der Dichter befindet sich in einem gewissen Mittelzustande von allgemeinen Betrachtungen und bestimten Gefühlen. Delbrükk in seinem Gastmahl (Berlin 1809) drükt dies so aus: „Läst der Mensch, was ihn rührt, im Zustande der Betrachtung laut werden, so spricht er; läst er, was ihn rührt, im Zustande bestimter, aber wohlgeordneter Gefühle, laut werden, so singt er. Stellet euch aber einen Dichter vor, in dem Augenblikke, wo ihm sein Werk vollendet vor der Seele schwebt; — wird er sprechen? — nein! — dazu empfindet [fühlt] er zu stark; — wird er singen? — nein! — dazu denkt er zu klar. Vielmehr wird seine Stimme hingleiten auf einer Linie, wo Sprechen und Singen sich scheiden und berühren." —

§. 56.

Eintheilung.

Die Dichtersprache hat ihre Grade, ihre höhern und niedern Stuffen, und auf diese Grade sowohl, als auf die Gegenstände, welche sie behandelt, gründet sich ihre Eintheilung. In einem höhern Grade wird die Dichtersprache näher mit dem Gesange verwandt sein, sie wird dem Takte huldigen, des Versmaßes sich bedienen; in einem niedern Grade wird sie näher dem Denken liegen und deshalb dem Versmaße entsagen. So scheiden wir allso die höhere Dichtersprache von

der niedern, oder die kunstgemessene von der kunstlosen. Die kunstlose Dichtersprache gleicht in der Form der Sprache der Wissenschaft, hat zum Gegenstande ihrer Behandlung die Kunst, und nimt ihre Stoffe mehr aus dem Leben, als aus der höhern wissenschaftlichen und Kunstwelt. Und aus letzterm Grunde bedient sie sich auch einer kunstlosern Sprache. Diese Darstellungsart ist entweder eine einseitige oder eine wechselseitige, und erscheint so entweder vorzüglich in der Geschichtdichtung (Roman) oder im Schauspiel, zumal im Lustspiel (Komoedie). In beiden Formen mischt sich das Leben mit der Kunst und der Wissenschaft auf die mannigfaltigste Weise, aber nie nach der Wahrheit, sondern nach der Wahrscheinlichkeit, nie in der Würklichkeit, sondern in der Einbildung. Diese Darstellungen sind deshalb keineswegs Darstellungen des Lebens, keineswegs Darstellungen der Wissenschaft, sondern, trotz ihrer Kunstlosigkeit in der Form, Darstellungen der Kunst. Sie können wohl belehren und den Willen bestimmen, sie wollen aber bloß schön sein, für sich gewinnen und mehr beseligen als bethätigen. Geschichtdichtungen aber, die auf Belehrung ausgehn, und Schauspiele, welche sich denselben Zwekk setzen, gehören schon in die wissenschaftliche Darstellung; erstere sind wissenschaftlich-geschichtliche Darstellungen, letztere Kunstgespräche. Uebrigens sieht man hieraus wieder, wie nahe die Felder der wissenschaftlichen und der Kunst-Darstellungen an einander gränzen.

Die höhere Dichtersprache bedient sich wegen ihrer Annäherung an den Gesang des Versmaßes und liefert die erhabensten Kunstdarstellungen in der Sprache. Nicht bloß durch das Versmaß, sondern durch ihre ganze Darstellungsweise wird sie sich von der niedern

Dichtersprache und von der Sprache des Lebens und der Wissenschaft scheiden. Da diese Sprache dem Gegenstande wird angemessen sein, so können wir auch die höhere Dichtersprache nach den Gegenständen eintheilen, und hier finden wir wieder unsere vier Abtheilungen, die wir bei den Darstellungen des Lebens sowohl, als bei den Darstellungen der Wissenschaft fanden. Nämlich die Darstellungen der Kunst sind:

1) Darstellungen des äußern Seins im Innern, Darstellungen der Schöpfung im Spiegel unsers Innern, Darstellungen unserer Gefühle beim Anblikk der Welt (plastische Darstellungen.)

2) Darstellungen des äußern Werdens im Innern, Darstellungen der Geschichte im Spiegel unsers Innern, Darstellungen unserer Gefühle beim Anblikk von Thaten und Begebenheiten (epische Darstellungen.)

3) Darstellungen des Urseins in unserm Innern, Darstellungen der Gotheit im Spiegel unsers Innern, Darstellungen unserer Gefühle im innern Anschauen des Unendlichen (lürische Darstellungen.)

4) Darstellungen des Urwerdens in unserm Innern, Darstellungen der Vernunft im Spiegel unsers Innern, Darstellungen unserer Gefühle im Denken des Unendlichen (didaktische Darstellungen.)

So wie bei den wissenschaftlichen Darstellungen die Darstellungen des Urseins am wenigsten der wissenschaftlichen Darstellung, und die Darstell-

ungen des Urwerdens am meisten entsprechen, so werden hier umgekehrt die Darstellungen des Urseins am meisten, und die Darstellungen des Urwerdens am wenigsten den Kunstdarstellungen Stoff reichen. Oder mit andern Worten, die Lehrgedichte werden am wenigsten das Wesen der Dichtkunst an sich tragen, so wie die gefühlvollen Abhandlungen am wenigsten das Wesen der Wissenschaft an sich trügen, und auf dem Felde der gefühlvollen Dichtungen wird sich die Dichtkunst am erhabensten zeigen, so wie die wissenschaftliche Darstellung auf dem Felde der strengen Wissenschaften ihren eigentlichen Thron hatte.

Die höhern Kunstdarstellungen in der Sprache lassen sich eben wie die niedern und wie die wissenschaftlichen und Lebensdarstellungen in einseitige und wechselseitige zerfällen. Die einseitigen Darstellungen werden Oden, Lieder, eigentliche Gedichte u. s. w. sein, die wechselseitigen Darstellungen Schauspiele (dramatische) und vorzüglich Trauerspiele (Tragödien). In beiden Darstellungsweisen werden häufig die vier oben angegebenen Darstellungsarten vermischt sein. Um uns so kurz als möglich zu fassen, behandeln wir die niedere Dichtung nicht besonders, sondern reihen sie an die höhere an, erwähnen auch weiter nicht der verschiedenen einzelnen Dichtungsarten, sondern behandeln nur die vier Hauptdichtungsarten, und schließen die besondere Vermischung im Schauspiel daran.

§. 57.

Schildernde Gedichte.

Die schildernden (plastischen) Gedichte sind nicht bloß gefühlvolle und begeisternde Beschreibungen,

sondern Darstellungen der innern Welt, nach der Aehnlichkeit der äußern. Es ist gleichgültig bei einer schönen besungenen Gegend, ob sie ist, oder ob sie nicht ist; bei einem schönen besungenen Gegenstande, ob er der Würklichkeit oder der Einbildungskraft angehört. Die schildernden Gedichte haben es nicht bloß mit der Schöpfung zu thun, sofern das Auge sie anschaut, und der Verstand sie auffaßt, sondern mit der Schöpfung, die mit unserm Innern so nahe verwandt ist, mit der, die wir täglich in unserm Innern empfinden, in Gefühlen. Die selige Schöpfung, als den Abglanz der götlichen Herlichkeit, preist das schildernde Gedicht, den innern Sinn, der allen äußern Schöpfungen zum Grunde liegt. Der schildernde Dichter besingt mehr sich bei der Betrachtung der Schöpfung, als die Schöpfung selbst; wie denn überhaupt die dichterische Darstellung mehr eine selbständige (subjektive), die wissenschaftliche mehr eine gegenständige (objektive) ist. (Man vergleiche Schillers Spaziergang!) Selten findet man aber Gedichte, die bloß schildernd wären, es wird Geschichte, Lehre und Erhebung gewöhnlich mit den Schilderungen vermischt, um ihnen mehr Lebendigkeit zu geben. Doch gibt es Dichter, die gerade ihre Größe in den Schilderungen haben; die fast immer mahlen, Wasserfälle und Grotten, Bäume und Sträuche, Dörfer und Weiler, Quellen und Ströme u. s. w. Die Sprache in den Schilderungen kann nicht so erhaben sein, wie die in den Hochgedichten, sie wird mehr zur Sanftheit, zur Weichheit sich neigen, mehr Gefühl verrathen, als Willen, mehr ein Hingeben bezeichnen, als ein Aufraffen. Das Versmaß muss diesen Forderungen entsprechen. Die Sechsmaße eignen sich wohl zu den Schilderungen,

aber auch andere Versarten, die mehr das Wesen des Sinkens und Schwebens, als das des Erhebens an sich tragen. Schilderungen, die nicht in Versen sind, haben bei weitem nicht den dichterischen Werth, und neigen sich leicht zu der tollgewordenen Prosa hin.

§. 58.

Geschichtliche Dichtungen.

Zu den geschichtlichen Gedichten gehört das Heldengedicht (epos) und die Lebensdichtung in wissenschaftlicher Form (der Roman), ersteres in Versen, letzteres verslos. Das Heldengedicht hat zum Gegenstand die Geschichte, sie mag der Würklichkeit entsprechen, oder nicht. Da Menschenthaten die eigentlichen Thaten sind und die Dichtkunst nicht nach Allgemeinheiten strebt, sondern Besonderheiten darstelt, so werden einzelne Menschen als Helden die Gegenstände dieser Dichtungsart ausmachen. Gewöhnlich trit ein Hauptheld auf, dem die andern als Mitwürker und Gegenwürker neben- und gegengeordnet sind. Die Sprache des Heldengedichts wird Ruhe und Würde an sich tragen, und dieser muss angemessen sein das Versmaß; daher werden sich lange Verse am besten zum Heldengedicht eignen. Das Sechsmaß eignet sich sehr gut zu dieser Dichtungsart. So wie in den Schilderungen mehr die Schillerverse passen werden, so in den Heldengedichten mehr die Von-Kleistverse, weil doch mehr Erhebung darin stattfindet.

In den Romanen trit nicht das höhere geschichtliche Leben, nicht das Heldenthum auf, sondern das Leben überhaupt, aber nicht sowohl als Darstellung der Würklichkeit, sondern als Darstellung der Wahr-

scheinlichkeit in der Würklichkeit. Der Roman steht also zwischen der Geschichte und dem Heldengedicht. Die Ausmahlung und die Schilderung des Lebens entlehnt der Romanschreiber von dem Heldendichter, aber den ruhigen Gang der Darstellung, das stille Fortschreiten und die klare Besonnenheit eignet er sich von dem Geschichtschreiber an.

§. 59.

Das Lehrgedicht.

Das Lehrgedicht nähert sich von allen Dichtungsarten am meisten der wissenschaftlichen Darstellung, es unterscheidet sich aber von derselben nicht bloß dadnrch, dass es in Versen auftrit, sondern auch dadurch, dass die Lehre weniger gegenständig und belehrend, als selbständig, gefühlvoll und beseligend sein wird. Das Wesen des Lehrgedichts ist große Ruhe, ohne alle Leidenschaftlichkeit; Witz und Scharfsinn werden mit den sanftern Gefühlen abwechseln. Das Sechsmaß eignet sich zu dieser Darstellungsart ebenfals, und wenn viele Kernsprüche und Denksprüche darin vorkommen, so treten diese sehr gut in dem Fünfmaß auf. Auch der gereimte Alexandriner, und abwechselnde Von-Kleist- und Schiller-Verse eignen sich zu dieser Dichtart, wie dies wohl in gottesfürchtigen Gesängen der Fall ist, die eben so belehrend als erhebend sind.

§. 60.

Das Hochgedicht.

Das Hochgedicht (das lürische) steht auf der höchsten Stuffe der Dichtung, es stelt nur das Innere

dar in bloßen Gefühlen. Es hat die kühnsten Bilder und Wendungen, schreitet in den ungewöhnlichsten, feierlichsten Sprachformen einher, kämpft am meisten an gegen die Darstellung des Verstandes, und huldigt am wenigsten der gewöhnlichen Satzverbindung. Das Innere des menschlichen Wesens, die Leidenschaften und Aufwallungen, die Begierden und Verabscheuungen, der Willen und die Willenlosigkeit, der höchste Grad von Freude und Leid werden in dieser Dichtungsart auftreten, und der Verstand nur als ein unterschlungenes Band dies innere Leben zusammenhalten. Die Versarten dieser Dichtung werden sehr verschieden sein, wie wir dies in den verschiedenen Oden sehen. Sind die Gefühle mehr sanft, so kann das Sechsmaß auch in Abwechselung mit dem Fünfmaß stattfinden. Die acht- und neunfüßigen Vonkleistverse in vier oder acht Zeilen mit verschränkten Reimen werden am häufigsten bei diesen Gedichten gebraucht, wie dies aus den Gesängen zu ersehen ist.

§. 61.

Das Schauspiel.

Das Schauspiel (Drama) ist ein Gedicht in Gesprächsform, oder in der Form der wechselseitigen Mittheilung. Wie in allen wechselseitigen Mittheilungen, werden auch hier die verschiedensten Mittheilungsgegenstände stattfinden. Das Schauspiel wird daher belehrende, schildernde, geschichtliche und erhabene Stellen enthalten, die in ihrer mannigfaltigsten Verschlingung ein schönes Ganze darstellen. Ja, schon die meisten eigentlichen Gedichte (einseitige dichterische Darstellungen) sind nicht auf eine Darstell-

ungsart beschränkt, sondern treten an einigen Stellen als Schilderungen, an andern als geschichtliche Darstellungen u. s. w. auf. Das Schauspiel theilt man nach den zwei Hauptgefühlen, nach Freude und Leid, ein, in Lust- und Trauerspiele. Letztere sind erhabener als erstere, letztere greifen mehr ein in das Innerste des Lebens, in die Tiefe der Gefühle, erstere schweben mehr auf dem gewöhnlichen Leben. Letztere sind daher feierlicher und können sich weniger des Versmaßes entrathen, als erstere. So wie die wissenschaftliche Darstellung ihren höchsten Schönheitspunkt in der feierlichen Rede hat, so die Dichtkunst in dem Trauerspiel. Die Vonkleistverse werden am häufigsten bei dieser Dichtungsform gebraucht. Kommen Selbstgespräche vor, so sind diese in der Regel erhaben und gefühlvoll; das Wechselgespräch stelt dann mehr den geschichtlichen und bildenden Theil dar. Die Alten drükten auch den erhabenen Theil durch Chöre aus, eine gewiss glükliche Wahl, die auch von den Neuern wieder theilweise getroffen ist.

Die weitern Unterscheidungen zwischen Lust- und Trauerspielen, so wie alles, was in eine vollständige Lehre der Dichtkunst gehört, müssen wir hier übergehen, da wir letztere nicht schreiben wollen, auch sie zu schreiben nicht im Stande wären. Aus diesem Grunde übergehen wir auch die weitern Auseinandersetzungen des Lächerlichen (Komischen), die wohl in Aufsatzlehren (z. B. in Adelungs deutschem Stil) getroffen werden.

Vierter Abschnitt.

Die Aufsatzkunst,

(als ein Anhang zur Aufsatzlehre.)

§. 62.

Einleitung und Eintheilung.

Wer die ganze Sprachlehre inne hat als ein reines gegenständiges Wissen, der ist noch kein Sprachkünstler, und wer die ganze Lehre vom Aufsatz als eine Lehre besitzt, der ist noch kein Aufsatzkünstler. Der Aufsatzkünstler kann die Regeln, Lehren und Vorschriften des Aufsatzes wissen oder nicht wissen, und in beiden Fällen ein Aufsatzkünstler sein. Freilich wird er allmälig durch Erforschung und Betrachtung seines eignen Thuns bald auf die Lehren des Aufsatzes kommen, wenn er sie vorher ohne Bewustsein ausübte. Wie viele treffliche Dichter besitzen wir, die nie die Sprachlehre wissenschaftlich betrieben haben, und mancher Redner wird als solcher geboren, während andere weder Redner noch Dichter werden, wenn sie auch die einzelnen Sprach-, Denk- und Darstellungsregeln bis aufs Allergenaueste wissen. Dem Sprachwissen muss also nothwendig noch etwas sich vermählen, wenn es zugleich Sprachkunst werden soll; dies ist die eigenthümliche, so zu sagen angeborne Anlage. Diese Anlage wird aber ausgebildet und gestärkt sowohl durch die Uebung, als auch durch die genauere Erkentniss der Sprach- und Darstellungsgesetze, und

findet ihre gröſte Hülfe in der Begeisterung. Ja, die Anlage zur Aufſatzkunſt iſt ſchon immer ein gewiſſer Grad von Begeisterung, der nur durch den beſondern Gegenſtand und durch beſondere Verhältniſſe und Umſtände geſteigert wird. Zur Sprachkunſt, in ſo fern ſie dem Bedürfniſs der Mittheilung, in ſo fern ſie dem Geſchäftsleben anheim fält, kann und ſoll Jeder kommen, ſo fern er in dieſem Geſchäftsleben lebt, dieſen Bedürfniſſen abzuhelfen hat, zu ſeinem Nutzen oder zum Frommen Anderer. Jeder ſoll daher die Sprachkunſt beſitzen, die einen Theil ſeiner Lebens- und Geſchäftskunſt ausmacht. Aber die freie Darſtellung, — die der Wiſſenſchaft und der Kunſt, — dieſe kann man von Keinem fordern; denn ſie iſt eine hohe Gabe, die nicht Jedem zu Theil ward. Nur der Mann der Wiſſenſchaft und der Künſtler, nur dieſe müſſen dieſe hohe Gabe beſitzen, wenn ſie würklich ihren Namen verdienen ſollen. Der Mann der Wiſſenſchaft kann ſich noch eher die ihm nöthige Sprachdarſtellung aneignen, zumal auf dem Felde, das unter der Beredſamkeit liegt, aber der Dichter muſs durchaus ſchon als Dichter geboren ſein.

Die Aufſatzkunſt läſt ſich in drei Theile nach drei Graden zerfällen, nämlich in die Kunſt der Auslegung, in die der Darſtellung und in die des Vortrages. Die Vortragskunſt iſt die höchſte Kunſt, ſobald ſie eigene Darſtellungen vorträgt, alſo die Darſtellungskunſt vorausſetzt. Die Auslegungskunſt iſt das beſte Mittel, um zur Darſtellungskunſt zu gelangen; denn wer ſich oft bemühet hat, fremde Darſtellungen zu entwikkeln, der wird auch endlich dahin kommen, ſeine Vorſtellungen, Begriffe u. ſ. w. zu entwikkeln und darzuſtellen.

Wir können hier alle drei Gegenstände mehr nur andeuten, als vollständig ausführen.

§. 63.

Die Auslegekunst.

Die Auslegekunst (Hermeneutik) beschäftigt sich mit der Erklärung, Erörterung und nähern Auseinandersetzung von Darstellungen, es mögen die des Geschäfts, die der Wissenschaft oder die der Kunst sein. Die Darstellungen, welche sie auslegt, sind entweder die aus entfernten Zeiten, oder von fremden Völkern, oder die aus nahen Zeiten und aus demselben Volk. Letztere sind bei weitem leichter, als erstere, denn diese setzen einen großen Schatz von volksthümlichen und geschichtlichen Kentnissen voraus, während jene nur Sprach = und gewöhnliche Sachkentniss erfordern. Die Auslegung der Darstellungen des Lebens setzt Lebens = und Geschäftskentnisse voraus, die Auslegung der Darstellungen der Wissenschaften erfordert einen wissenschaftlichen Mann, und die Auslegung der Dichterwerke erfordert, wenn auch nicht einen Dichter selbst, doch einen Mann, der so für die Sprachkunst gebildet ist, dass er nicht bloß die Erfordernisse einer Dichtung überhaupt weiß, sondern auch die Erfordernisse einer jeden besondern Dichtungsart, und der zugleich die Eigenthümlichkeit seines Dichters genau kent, und diese, sofern sie nichts Fehlerhaftes enthält, hochachtet. Diese Hochachtung der Eigenthümlichkeit ist überhaupt eine Haupttugend jedes Auslegers. Hat der Ausleger eine Darstellung in einer fremden Sprache vor sich, und wird er deshalb Uebersetzer, um auszulegen, so muss er eine tiefe

Einsicht in beiden Sprachen haben, damit er so ähnlich, als es irgend möglich ist, die fremde Darstellung heimisch darstellt. Die gröste Aehnlichkeit wird freilich immer keine Gleichheit sein, da ein Mal das Denken zweier Völker und daher auch die Sprachen zweier Völker von einander abweichen müssen, und dies um so mehr, je weiter sie durch Zeit, Ort und Bildungsstandpunkt von einander entfernt sind. Zum Uebersetzen gehört daher ein Mann, der tief eingewurzelt ist in das Wesen und die Sprachthümlichkeit seines eignen Volks sowohl, als in die des fremden Volks, dem die auszulegende Darstellung anheim fält. Die Uebersetzungskunst ist daher eine schwere Kunst, die man wohl Anfängern, der Uebung wegen, versuchen lassen kann, die aber nur von groſsen Meistern als Kunst geübt wird.

Jeder Ausleger muſs bei jeder Auslegung

1) die gewöhnliche Bedeutung der Wörter und der Sätze sich vergegenwärtigen, und dann

2) alle möglichen Gründe auffuchen, die diese gewöhnliche Bedeutung abändern, erweitern oder verengern möchten, und dann wählen die richtige Bedeutung.

Die Gründe, welche die gewöhnliche Bedeutung in eine ungewöhnliche verwandeln möchten, können gesucht werden:

a) In der Darstellung selbst; z. B. ist sie eine dichterische oder eine wissenschaftliche, ist sie mehr verständig oder mehr gefühlvoll? u. s. w.

b) In besonderen Ursachen; z. B. wie ist die eigenthümliche Darstellungsart des Schriftstellers (was aus ähnlichen Stellen ersehen wird im Einzelnen, im Ganzen aber aus der ganzen Darstellung), hat an dieser besondern Stelle das Wort wohl eine eigenthümliche Bedeutung? (was der Zusammenhang lehrt), welchen Einfluss hatte Zeit und Ort auf diese Darstellung? (hierauf antwortet die Geschichte und die Darstellung selbst), in welcher Gemüthsstimmung war der Darsteller? u. s. w.

Es wird einen großen Einfluss auf die Darstellungen in deutscher Sprache haben, wenn allmälig in unsern Schulen deutsche gute Schriftsteller ausgelegt werden. Die Umschreibungen (Parafrasen) sind gute Uebungen in der Auslegungskunst, haben aber weiter keinen großen Werth. Würksam sind noch die Auszüge, wodurch beinahe jeder Schriftsteller zum Schriftsteller empor wuchs. Das Verfertigen von zwekkmäßigen Auszügen setzt ebenfals die Auslegekunst voraus, indem sie das Dargestelte bündiger darzustellen sucht. Ein wahrer Auszug ist eigentlich das Gegentheil von der Umschreibung. Die Verwandlungen der Darstellungen aus der Dichtersprache in die wissenschaftliche Sprache sind recht gute Uebungen für die Anfänger, haben aber weiter keinen Werth. Das Auslegen von Darstellungen oder von Aufsätzen ist wohl eine gute Vorübung zum Darstellen selbst, aber wichtiger ist die Auslegung und Entwikkelung von Gegenständen selbst, als Vorübung. Wer die Wissenschaft in sich entwikkelt, wer die Schöpfung anschaut, die Geschichte in ihren feinsten Ver-

schlingungen verfolgt, wer in sich eine Welt von schönen und erhabenen Einbildungen schaft, der bereitet sich am besten zu wissenschaftlichen und künstlerischen Darstellungen vor.

§. 64.

Die Darstellungskunst.

Wer eine Sache darstellen will, muss ihrer mächtig sein; daher kann Jeder nur von dem gut reden, was er gehörig weiß, fühlt, glaubt u. s. w., oder was ein würklicher Theil seines geistigen Lebens ist. Wer sehr richtig denkt, wird richtig darstellen, wer wahr denkt, stelt wahr dar, und wer schön denkt, kann auch schön darstellen. Das Denken, und überhaupt der ganze Mensch, ist zwar theilweise das, was er ist, durch Uebung und Gewohnheit; theilweise aber auch durch sein ursprüngliches, angebornes Grundwesen. Die guten eigenthümlichen Anlagen sind daher auch bei jedem freien Darsteller die Hauptbedingungen, und man kann deshalb überhaupt von dem freien Darsteller und nicht bloß von dem Dichter sagen: „Er wird schon geboren!" Anlagen sind ohne ihre Ausbildung nichtig, und Fähigkeiten ohne Uebung machen noch nicht den Meister. Daher ist die zweite Bedingung zu einem guten Darsteller: Ausbildung der Anlagen durch Uebung. Was die Uebung auch in Hinsicht der körperlichen Sprache vermag, hat Demosthenes gezeigt; aber auch in Hinsicht der geistigen Sprache ist sie von der grösten Wichtigkeit. Wir sehen dies am meisten gerade an den Schriftstellern, die ohne bedeutende ursprüngliche Anlagen sich durch vielen Fleiß weit über die Mittelmäßigkeit erhoben. Die Uebungen können aber keineswegs in

bloßen leeren Sprachübungen bestehen, sondern in Denkübungen, und überhaupt in der sämtlichen, umfassenden Ausbildung des ganzen Menschen in sich. Es gibt große Sprachkünstler, große Schriftsteller, die von der deutschen Sprachlehre, so zu sagen, gar nichts wissen, aber die oft, selbst ohne es zu wissen, die Sprache zugleich weiter fortbilden, als mancher Sprachforscher, der viel über die Sprachregeln und ihre Ausnahmen klügelt. Doch ist auch nicht zu leugnen, dass die Kentniss der Sprachgesetze sehr die Sprachkunst unterstützt, und dass nur in der Verbindung beider der Schriftsteller die höchste Stuffe erreichen kann. Klopstokk und Voss dichteten nicht bloß, sondern schrieben auch über die Sprache, über den Versbau und die Dichtkunst. Solche Schriftsteller gleichen dem Stammvater der Keiser, der erst die Feldzüge machte und dann sie beschrieb. Doch, was wir hier andeuten, ist eigentlich das ganz Alltägliche; Lehre und Uebung (Theorie und Praxis) müssen vereinigt sein, wie überall, so auch in der Sprache. Soll aber eines entbehrt werden, so ist es besser, erstere zu lassen, als letztere. Auch muss man, um sich beides zu erwerben, stets mit der letztern anfangen; denn das ist der Gang der Bildung überhaupt. Wie sehr hiergegen die meisten Sprachlehrer gesündigt haben, deute ich nur an.

Der Geschmakk, oder die Beurtheilung des Schönen, Passenden und Schiklichen darf dem Schriftsteller nicht abgehen. Er muss nicht bloß überhaupt Geschmakk, sondern auch den besondern edeln Geschmakk seines Volkes und seiner Zeit besitzen. Hat er ausgezeichnete Anlagen, so wird er selbst den Geschmakk der Zeit durch seine Werke mit bestimmen. —

Fassen wir also kurz zusammen die Eigenschaften eines Sprachkünstlers, so können wir sie so neben einander stellen: eigenthümliche Anlage und deren Ausbildung, in Hinsicht der Sprache, der Gegenstände und des Geschmaks. Diese Eigenschaften erwirbt sich der Schriftsteller dadurch, dass er sich so menschlich, volksthümlich, zeitgemäß und eigenthümlich als möglich ausbildet. Zu dieser Ausbildung gehören nicht nur mannigfaltige Kentnisse, sondern auch die innere Ausbildung aller menschlichen Anlagen. Als ein gutes Hülfsmittel bei der Ausbildung zum Schriftsteller empfehlen wir die Beachtung von vorzüglichen andern Schriftstellern, nicht um sie sklavisch nachzuahmen und sie wieder in verjüngtem Maaßstab zu werden, sondern um das allgemeine Gute und Tüchtige sich aus ihnen anzueignen, und um an ihrer Eigenthümlichkeit die eigne zu entwikkeln. Eigenthümlich (original) muss jeder Schriftsteller sein, wenn er diesen ehrenvollen Namen wahrhaft verdienen will. Wer nicht eigenthümlich ist, der schreibe nur Rechnungen, Scheine, Briefe, und rede nur von der Theurung des Korns und wiederhole nur die Gespräche der Stadt, wage aber nie, die Wissenschaften durch seine Darstellungen zu entweihen, die Künste durch seine Erzeugnisse zu schänden!

§. 65.

Die Vortragskunst.

Die Vortragskunst, oder die Beredsamkeit (Rhetorik) im engern Sinne, hat es mit der schönen mündlichen Darstellung fremder oder eigener Aufsätze zu thun, letztere mögen vorher schriftlich entworfen oder

bloß überdacht worden sein, oder aus dem Stegreif gemacht werden. Die Vortragskunst kann zwar das Schlechtgedachte oder das Schlechtdargestelte nicht schön machen, sie verschönert aber das Schöngedachte und Schöndargestelte, und belebt gleichsam den todten Buchstaben. Die Vortragskunst hat ihre Grade; der niedrigste ist das Vorlesen fremder Gedanken, höher ist der Vortrag einer Rede oder eines Gedichts, noch höher die Schauspielkunst und am höchsten der Vortrag im Gesange. Bei jedem Vortrage sind zwei Dinge vorzüglich zu beachten, nämlich das Hörbare und das Sichtbare (Sprache und Gebehrde). Beides kann im Vortrage selbst nicht getrent werden; denn es ist in dem Vortragenden Eins und genau mit einander verbunden. So wie ein guter Aufsatz ein Erzeugniss aus der ganzen, vollen Lebenskraft des Verfassers ist, so auch ein guter Vortrag, und deshalb wird sich diese volle Lebenskraft auch durch den ganzen Körper ausprägen, und der Vortragende in seinem ganzen Wesen und Leben, während des Vortrags vortragend, geistig und leiblich, hörbar und sichtbar darstellend sein Wer deshalb ganz aufgeht in seiner Darstellung, der wird diese auch in der Regel gut vortragen, und daher ist es an und für sich leichter, seine eigene Darstellung vorzutragen, als die eines andern. Freilich, wenn die Darstellung erst während des Vortrags selbst gemacht wird, so gehört ein sehr ausgebildeter Geist dazu, wenn zugleich die Darstellung schön und schön vorgetragen sein soll. Nur wenn Jemand in einem besondern Zustande der Begeisterung ist, wird dies gelingen. Wir haben solche Redner, auch wohl Dichter, die dies bisweilen vermögen, aber schwerlich möchte sich Jemand finden, der, seine Darstellung aus dem Stegreif gemacht, zu-

gleich auch schön sänge. Hier ist die Kunst zu groß. Schon die kleinen Gedichte aus dem Stegreif sind selten schön.

Der hörbare Vortrag ist denn schön zu nennen, wenn die Stimme durch ihre verschiedenen Abwechselungen nicht bloß geistig-schön, sondern auch sinlich-schön die verschiedenen Gegenstände darstelt. Wir rechnen hierher:

1) Eine Stimme, die frei ist von allen Fehlern, und die deshalb jeden einzelnen Laut sowohl, als die Verbindung mehrer Laute, lautrichtig, nach der besten deutschen Aussprache vorträgt, so dass keine Laute verwechselt werden, alle ihre gehörige Rundung und ihr gehöriges Wesen besitzen, so dass nichts Näselndes, Zähnelndes, Lispelndes, Kreischendes, Schnarrendes u. s. w. gehört wird. (Vergleiche Lautlehre, Abschnitt 6 — 9.)

2) Die richtige Aussprache der langen und kurzen Stimmlaute, z. B. gut (u lang) und Mann (a kurz.) (Vergl. Lautlehre, Abschn. 6.)

3) Die richtige Schwere und Leichtigkeit der Spellen, z. B. geben und nicht geben. (Vergl. Wortlehre, dritter Abschnitt.)

4) Die richtige Beobachtung der Sprachpausen, sowohl im gehörigen Einhalten, als auch im Verändern der Stimme. (Siehe Satzlehre, zweiter Abschnitt.)

5) Die Bemerkbarmachung der Zeilen in der dichterischen Darstellung, ohne dadurch in ein Ableiern oder Absingen derselben zu verfallen.

6) Den Nachdrukk, den einige Wörter ihrer Wichtigkeit wegen haben müssen; z. B. ist das dein Vater? — ist das dein Vater? — ist das dein Vater? —

7) Die Stärke und Schwäche der Stimme. (Vergleiche Satzlehre §. 61.)

8) Die Höhe und Tiefe. (Vergleiche Satzlehre, §. 62.)

9) Die Langsamkeit und Schnelligkeit. (Vergl. Satzlehre §. 63.)

10) Besondere mahlerische Stimmveränderungen. (Vergl. Satzlehre §. 64.)

Diese besondern mahlerischen Stimmveränderungen sind sehr mannigfaltig, lassen sich aber schwer unter gewisse Abtheilungen bringen, da sie mehr Sache des Gefühls, als des Denkens sind. Um die mahlerischen Stimmveränderungen gehörig auszuführen, muss man eine sehr gebildete, biegsame, hinlänglich starke und volle Stimme besitzen. Der Inhalt der Darstellung und die Darstellungsart, beide bestimmen diese Stimmveränderungen, die vorzüglich die Gefühle von dem Verstand, den Willen von der Willenlosigkeit, die Begeisterung von der gewöhnlichen Stimmung, und wieder die besondern Gefühle besonders unterscheiden. Man muss aber mit den Ausmahlungen nicht zu weit gehen, und grell leiblich darstellen, was doch nur durch die Einbildungskraft nachgeschaffen werden soll. Man kann gegen diese Geschmaklosigkeit nicht genug eifern, da sie in der Tonkunst bis aufs Aeußerste, selbst von einem Beethoven,

getrieben wird. *) Der Donner, das Pfeifen, das Heulen, das Lachen und Röcheln läst sich nicht durch die Stimme nachahmen; einem Schauspieler kann dies erlaubt sein, aber einem Redner nicht; weil der Redner nie so ganz in seiner Darstellung aufgehen kann, als dies bei dem Schauspieler der Fall ist. Dasselbe gilt von der Darstellung des Eigenthümlichen eines Andern. Dem Schauspieler ist diese Nachahmung nicht bloß erlaubt, sondern sein ganzes Wesen besteht darin, dass er nicht sich, sondern Andere in sich und durch sich darstelt. Alles ist auch hierauf berechnet, Anzug, äußere Umgebung, Maske, Haare u. s. w. Allein wer bloß vorträgt, dem fehlen diese äußern Hülfsmittel, und er muss deshalb in der Nachahmung des Persönlichen nicht zu weit gehn, diese Nachahmung mehr andeuten, als ausführen wollen, weil er sie doch nicht vollständig ausführen kann. Die Weichheit und Schwäche der Weiber- und Kinderstimmen, die Langsamkeit der Rede des Greises, die Feierlichkeit, mit der Manche bisweilen reden, die Sprache, welche gewissen Ständen eigen ist, z. B. die jüdische Aussprache, das Fehlerhafte in der Aussprache, was manche Völkerschaften an sich tragen — dies alles liegt grösstentheils schon außer dem Gebiete des feierlichen Vortrags. Aber Leidenschaften, Aufwallungen, Gefühle, Willenskraft und andere Gemüthsstimmungen kann der Vorträger bezeichnen, und auch hierbei Alter, Stand und besondere Eigenthüm-

---

*) Anmerk. In dessen Sieg von Vittoria, wo Ratschen und mehre andere Maschinen die Schlacht nachahmen, Tromler und Trompeter in der Würklichkeit auftreten u. s. w.

lichkeit andeuten, nur nicht vollständig in der würklichen, gleichenden Nachahmung darstellen.

Der Gegenstand bestimt auch sehr, wie weit die Nachahmung im Vortrage gehen kann, überhaupt, ob der Vortrag mit großer oder geringerer Lebendigkeit zu halten ist. Die Behandlung des Gegenstandes selbst bestimt hierüber noch mehr. Ist ein Gegenstand gesprächsweis verhandelt, so muss der Vorträger, wenn er nicht durch seine Eintönigkeit sogar verwirren will, durch die Stimme dies verschiedene Wesen der verschiednen Sprechenden andeuten. In einer rein wissenschaftlichen Darstellung kann weit weniger Feuer stattfinden, als in der feierlichen Rede oder in einem feierlichen Gedicht. Wie verschieden ist in dieser Hinsicht der Vortrag einer Zeitung, eines Briefs, eines Satzes aus der Größenlehre, eines Gedichts, eines Gebets, einer Rede u. s. w.!

Wer einen Gegenstand gut vortragen will, sowohl hörbar als sichtbar, der muss seiner ganz mächtig sein, der muss selbst darin fühlen, denken und leben. Wird der Vortrag abgelesen, so ist es deshalb gut, wenn man ihn vorher überlesen hat, ist er dem Gedächtniss anvertraut, so muss er tief demselben eingeprägt sein, damit man nicht in der Aengstlichkeit des Besinnens die Vortragsweise hinten an setze.

Nicht jeder Aufsatz kann gut vorgetragen werden; denn ist der Aufsatz dem Stoffe oder der Form nach schlecht, so kann ihn der Vortrag nicht gut machen. Etwas kann der Vortrag den schlechten Aufsatz erheben, aber keineswegs ihn ganz gut machen. Jeder Darsteller solte deshalb einen zwekkmäßigen Stoff wählen, und diesen nicht bloß so darstellen, dass er

fürs Auge gut ist, sondern auch fürs Ohr. Die Sätze müssen daher gerundet sein, die Wörter angenehm ins Ohr fallen u. s. w., wie dies näher bei dem Wohlklange erörtert ist. (Vergl. Aufsatzlehre, §. 24 u. 25.)

Der sichtliche Vortrag bildet die Gebehrdensprache, welche stets dem hörbaren Vortrage gleichlaufend sein muss, so dass beide dasselbe ausdrükken und sich immer wechselweis unterstützen. Jeder, der lebhaft etwas darstelt, begleitet von selbst seine Darstellung mit den passenden Gebehrden, ohne dass er sich dessen im Augenblikk bewust wird. Was hier von selbst geschieht, das soll auch in dem Kunstvortrage, aber mit Bewustsein und mit Fleiß, ausgeführt werden. Zu den Gebehrden gehören nicht bloß die Gesichts- und Augenbewegungen und Veränderungen, sondern auch die Bewegungen und Stellungen des ganzen Körpers und der einzelnen Glieder. Alle diese verschiedenen Bewegungen und Stellungen müssen mit einander eben sowohl, als mit dem hörbaren Vortrage im Einklange stehen. Die Gebehrden drükken nicht bloß die verschiedenen Gefühle aus, die verschiedene Gegenstände verursachen, sondern auch die Beweglichkeit und die Hemmungen des Denkens. In wie fern die Gebehrdensprache im geselligen Leben gebraucht wird, z. B. um Höflichkeit zu bezeugen, in so fern gehört sie nicht hierher. — Die Gebehrden sind auch wieder sehr verschieden nach dem Alter, nach dem Bildungsstandpunkt, nach dem Geschlecht und nach besondern Eigenthümlichkeiten; diese Verschiedenheiten kommen aber in Etwas immer überein. Und vorzüglich dies Letztere ist darzustellen im Vortrage, weniger das Erstere. Der Schauspieler treibt wieder die Nachahmung durch die Gebehrdensprache bis zur höchsten

Aehnlichkeit, ja, er übertreibt gewöhnlich; so weit kann der Vorträger auch hier nicht gehen.

Wer einen Vortrag halten will, ist auf einen ziemlich engen Raum beschränkt, kann und soll daher auch nicht, wie der Schauspieler, herumwandeln, sich setzen oder legen, stehen oder gehen. Die Stellung sei ungezwungen und dem Körperbau angemessen. Ob der Vorträger eine Verbeugung zu machen hat gegen die Zuhörer, das hängt von Umständen ab; dem Prediger ziemt dies nicht, wohl aber einem andern Redner und Vorträger. Da in der Stellung nicht bloß Festigkeit, sondern auch Beweglichkeit liegen soll, so trit der eine Fuß etwas vor den andern, gewöhnlich zuerst der rechte. Etwas wird der Oberkörper nach dem Inhalt der Rede vorgebogen oder zurükkgebogen werden, ja selbst ein Schritt vorwärts und rükkwärts ist dem Redner erlaubt. Auch seitwärts kann sich der Körper neigen, doch wird dies selten sein, und ist zumal dann zu vermeiden, wenn dadurch den Ohren einiger Zuhörer etwas verloren geht. Das Vortreten zeigt ein Erheben des Gemüths, eine Freude, ein Verlangen, ein Begehren an, das Zurükkweichen ein Senken und Erschlaffen des Gemüths, ein Erstaunen, eine Furcht, einen Abscheu. Das Seitwärtsneigen drükt den Zweifel und das Besinnen vorzüglich aus. Die Bewegung der Hände findet beinahe ununterbrochen bei einem Vortrage statt, weil dadurch die Beweglichkeit, die Regsamkeit und die Anrede überhaupt bezeichnet wird. Die gewöhnliche Lage und Bewegung der Hände ist die ziemlich wagerecht schwebende mit der Handfläche oben. Entweder schweben so beide Hände, oder abwechselnd bald diese, bald jene. Das Schweben beider Hände drükt mehr Lebhaftigkeit aus,

als das Schweben einer Hand. Man wechselt nur mit den Händen, wenn ein neuer Gedanke komt, oder das Gefühl in andern Farben auftrit. Außer diesem gewöhnlichen Schweben der Hände, das durchaus nicht einförmig sein darf, gibt es viele andere Lagen und Bewegungen derselben, als das Schweben mit dem Handrükken oben, das Schweben nach den Seiten, mit einer oder mit beiden Händen, das Erheben der Hände, die Bewegung derselben nach Hinten hin u. s. w. Die Finger können hierbei wieder sehr verschiedene Lagen haben, wovon die gewöhnlichste die der hohlen Hand ist. Diese Bewegungen können rasch oder langsam gemacht werden und sind vielen Abänderungen unterworfen. Wie oder bei welchen Stellen des Vortrags diese oder jene Bewegung mit den Händen gemacht wird, das läst sich sehr leicht in vorkommenden Fällen, aber schwer im Allgemeinen bestimmen. Theils sollen diese Bewegungen und Lagen der Hände die äußern Bewegungen und Lagen der Gegenstände nachahmen, wovon die Rede ist, z. B. das Wogen wird nachgeahmt durch das Hoch- und Tiefschweben der Hände, das Entfliehen durch eine Bewegung nach Hinten u. s. w.; theils ahmen sie nach die Gemüthsstimmungen des Vortrágers. So werden sich bei der Furcht die Hände zurükkziehen an den Körper, die Hand oben, die Handfläche vorn, sich anlegen; bei der Freude aber sich vorstrekken. Keine dieser Bewegungen darf ins Uebertriebene gehen, denn dadurch würde der Einklang des Ganzen zu sehr gestört werden.

Das Mienenspiel hat vorzüglich seinen Sitz in den Augen, diese sprühen Feuer im Funkeln, lechzen, wünschen, staunen im Hinstarren, lächeln in lieblichen Bewegungen u. s. w. Den Augen folgt das ganze

Gesicht, es drükt Ernst, Nachdenken, Staunen, Freude, Hochachtung u. s. w. aus. Der richtige Gebrauch des Auges ersetzt leichtlich alle übrigen Gebehrden, aber das Auge kann durch Nichts ersetzt werden. Dieses in der vollen Gewalt zu haben, das ist des Redners erste Pflicht. Die Augen sind der Brennspiegel, wodurch er die Gedanken entzünden, die Herzen erwärmen, den Zuhörer überhaupt an sich reißen und beleben kann. In ihnen liegt theilweise das Geheimniss der Polkraft des Lebens (des thierischen Magnetismus). So wichtig der Gebrauch der Augen ist, so ehrwürdig sei auch der Gebrauch derselben. Der Redner suche nicht die Zuhörer zu durchspähen, er suche überhaupt nichts mit seinen Augen, er gebiete nicht mit denselben, er suche nicht dadurch für sich zu gewinnen, sondern die Augen müssen nur der Spiegel seines Wesens im Vortrage, und allso des Vortrages selbst sein.

Wie dem mündlichen Darsteller ein schönes Sprachwerkzeug und ein ausdruksvoller, gleichsam ein lebendiger, würdevoller Körper zur Hülfe komt bei seiner Darstellung, das übergehen wir hier, und schließen hiermit die Aufsatzlehre, und mit ihr den ganzen vollständigen deutschen Sprachunterricht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Harnisch, Wilhelm,

Vollständiger Unterricht in der deutschen Sprache wissenschaftlich begrü ndet, unterrichtlich dargest. und mit dazu gehörigen Uebungen versehen

Bd.: 4

Breslau 1818

L.germ. 97-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583732-0